2 Bde.

IV 36/6.

L. germ. o 49/2.

J. Ho.

5

Deutsches

Lesebuch.

Siebenter Band,

enthaltend den zweiten Theil von dem

Lebensspiegel für die deutsche Jugend.

Henzel gez.

Der Wettstreit der Minnesänger auf der Wartburg.

Lebensspiegel
für
die deutsche Jugend.

2.

Berlin,
bei Georg Reimer.
1824.

Lebensspiegel

für

die deutsche Jugend.

Zweiter Theil,

mit acht Kupfern.

Leipzig,
bei Georg Reimer.
1823.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorwort.

Hat der erste Theil des Lebensspiegels insbesondere das mannichfaltige und erfreuliche Leben der Kunst dem ernstern jugendlichen Sinne vorgeführt, so soll durch diesen zweiten Theil in den jungen Gemüthern die Liebe zur Muttersprache und zu denen, so sich früherhin um sie verdient machten, genährt, der Werth vorväterlicher Gesinnung und heimischer Sitte fühlbar gemacht, die hohe Bedeutung des Vaterlandes und seiner Beschirmung vor Augen gestellt und endlich überhaupt Hochachtung vor der Gediegenheit unserer Vorfahren und Stammesgenossen, vom Bauern an in der ländlichen Hütte bis zum Fürsten in seiner Pfalz, eingeflößt werden.

Was nun deutsche Wissenschaft und Gelehrsamkeit betrifft (welches eine in den bisher erschienenen Bänden dieses Lesebuches noch nicht berührte Lebensseite ist), so wird diese den hauptsächlichen Gegenstand der beiden folgenden Bände ausmachen, welche unter dem Titel:

„Jünglings Lust und Jünglings Ehre“ erscheinen werden.

Der Herausgeber beschränkt sich in allen Theilen des Ganzen nur auf das, was die vaterländische Art und Sitte, Kunst und Wissenschaft angeht, und läßt alles, was darüber hinausliegt, unberührt, — nicht weil er etwa in ausländischen Lebenskreisen nicht auch Treffliches und Nachachtungswerthes vorfände, sondern weil er sich nicht in ein unbestimmtes Feld verlieren will, darin für ein Buch von dem vorliegenden Zwecke kaum eine Gränze zu finden wäre. Dafür haben schon andere Jugendschriften zum Überflusse gesorgt.

Möge der Jugend frommen, was ihr auch hier in guter Absicht geboten ist!

Nürnberg im Ärntemond 1823.

H. Ottr.

Inhalt.

		Seite
1.	Kriegslied des Maien . . .	1
2.	Aufruf in's Blumenfeld . . .	2
3.	Frühlingsfreude	3
4.	Wandern im Frühling . . .	4
5.	In dem Wald	5
6.	Waldesschauer	6
7.	Wanderlust	6
8.	Das Reisen	8
9.	Wanderlied	8
10.	Lust im Wasser	12
11.	Morgenhimmel und Abendhimmel . .	13
12.	Sonnenabend	14
13.	Die Liebe	15
14.	Glaube, Liebe, Hoffnung . . .	17
15.	Liebesbrunn	19
16.	Deutsche Sinnesart . . .	20
17.	Ein altes Urtheil über die Deutschen . .	21

S.
18. Deutscher Sinn 22
19. Der deutschen Fehler . . . 23
20. Mahnung an uns Deutsche . . . 24
21. Des deutschen Volkes Preiß und Gaben . 28
22. Verbannung der Ausländerei . . 30
23. Muttersprache 31
24. Auf Luther, den Sprachverbesserer . . 33
25. Lob der deutschen Sprache . . . 34
26. Schicksal der deutschen Sprache . . 36
27. Allgemeine Ausbildung der Muttersprache . 38
28. Vom Werth der Mundarten . . . 40
29. Erlernung der Muttersprache . . 42
30. Achtung der Muttersprache . . . 50
31. Vermeidung fremder Wörter . . 52
32. Deutsche Namen 54
33. Von den Minnesängern . . . 57
34. Von den Meistersängern . . 60
35. Die Dichter der deutschen Vorzeit . . 80
36. Der Dichterkrieg auf der Wartburg . . 101
37. Die Sage vom Krieg auf der Wartburg . 105
38. Wolfram von Eschenbach . . . 109
39. Heinrich von Ofterdingen . . . 110
40. Walther von der Vogelweide . . . 111

		S.
41.	Hans Sachsens poetische Sendung . .	119
42.	Der Meistersänger Rosenblut . .	126
43.	Rollenhagens Froschmäusler . .	129
44.	Von den Spruchsprechern . . .	135
45.	Der Spruchsprecher Weber . . .	137
46.	Kriegsleben	138
47.	Deutsche Freiheit	139
48.	Alte Klage	141
49.	Von Freiheit und Knechtschaft . .	143
50.	Nachtwächterlied v. 1813. . . .	155
51.	Neue Bewaffnung	155
52.	Schwertfegerlied	170
53.	Des alten Invaliden Lehren für junge Kriegsleute	174
54.	Der rechte Feldzug . , .	178
55.	In's Feld!	180
56.	Zum Strauß!	180
57.	Landsturmlied	182
58.	Kriegslied	185
59.	Morgenlied im Krieg . . .	186
60.	Reiterlied	189
61.	Lied der Schildwache . . .	191
62.	Von Vaterlands Strafe und Lohn . .	193
63.	Die Eroberer	199

		S.
64.	Kampf für's Vaterland mit Vertrauen auf Gott	200
65.	Friedenslied	201
66.	Der Friede	203
67.	Der Feldberg und der Hermannsborn .	205
68.	Von Dietrich von Bern, Hildebrand und Wittich	208
69.	Roland	235
70.	Deutsche Herzhaftigkeit . . .	237
71.	Rudolf von Erlach	239
72.	Walther von Plettenberg und seine Tapferen .	255
73.	Die Dithmarsen im Kampfe für ihre Freiheit .	257
74.	Georg von Frundsberg . . .	262
75.	Die Einnahme der Stadt Wesel . .	274
76.	Hans Warsch, der entschlossene Hirt .	278
77.	Der fromme Kriegsmann . . .	280
78.	Der rechte Bundesmann . . .	281
79.	Vorsicht im Frieden . . .	282
80.	Des rechten Königs Art . . .	283
81.	Königsgesinnung	285
82.	Was vom Unnützen ist . . .	286
83.	Alte Huldigung in Kärnthen . .	287
84.	Ludwig der Eiserne . . .	290
85.	Mittel für Fürsten, ihr Volk zu erforschen .	299
86.	Der treue Rathgeber . . .	302

		S.
87.	Fürsteneinsicht	304
88.	Fürstensinn	306
89.	Fürstengüte	309
90.	Treu Herr, treu Knecht . . .	310
91.	Fürstengerechtigkeit . . .	315
92.	Letzter Wille eines guten Fürsten . .	318
93.	Die Fabel	320
94—111.	Achtzehn Fabeln von guten und schlimmen Herren und ihren Räthen . . .	321—337
112.	Gesetzliche Ordnung . . .	338
113.	Alte Volkskennzeichnung . . .	340
114.	Beschreibung einer Reise durch's Vaterland .	340
115.	Von vaterländischen Festen und Spielen .	345
116.	Von Kleidern und Moden . . .	354
117.	Wie Karl der Große die fremde Tracht abbrachte	358
118.	Kleiderthorheit im 15ten Jahrhundert .	360
119.	Erprobtes Mittel gegen die Kleidermoden .	364
120.	Spruch	365
121.	Man kann auch aus dem Bösen Gutes lernen	366
122.	Lebensweisheit des alten Witt . .	369
123.	Ein goldenes und ein silbernes A B C .	377
124.	Gute Sprüche am rechten Ort . .	383
125.	Sonst und jetzt	384

S.

126. Zuruf 386
127. Der Wandsbecker Bote an den alten Andres über Wohlthat, Dank und Christensinn . . 387
128. Weltbürgerliche Gedanken am Neujahrstage . 390

Deutscher Zeit- und Namenweiser.

Ein Versuch 303
Angabe der allgemeinsten Bedeutung von den vornehmsten der, in vorstehenden deutschen Namen vorkommenden Spellen oder Sylben 423
Von der Bedeutung einiger aus der nordischen Götterlehre hier aufgenommenen Namen . . 430

1.

Kriegslied des Maien.

(Von A. von Arnim.)

Wenn des Frühlings Wachen ziehen,
Lerche frisch die Trommel rührt —
ach da möcht' ich gern' mitziehen,
ach da werd' ich leicht verführt,
Handgeld, Druck und Kuß zu nehmen —
und ich kann mich gar nicht schämen.

Wie die Waffen helle blinken!
Helle Knospen brechen auf,
und die Federbüsche winken
von Kastanien oben drauf,
blühen, duften, wehen, fallen:
und ich muß so lockend schallen.

Schwinge nur die bunten Fahnen,
Apfelblüt', in Morgenlust!
Ja, ich schwöre dir, wir bahnen
gleichen Weg in freier Brust!
Was im Frühling treu verbunden,
wächs't zusamm für alle Stunden.

2.

Aufruf in's Blumenfeld.

(An Rudolf, von R. Wackernagel.)

Wie die Rittersporen klirren,
Lanzen glänzen ohne Zahl!
Reich geschmückt mit Stein und Perlen
schwankt manch Harnisch schlank durch's Thal;
dunkelrothe Fahnen schwingen,
Ehrenpreiße zu erringen.

Auf, du frischer, rother Knabe,
setz dein Eisenhütlein auf!

Liljenschwerter zieh'n zum Grabe
brennender Liebe freudig aus;
Glocken klingen, Hörner schallen:
du sei froh und kühn vor allen!

3.

Frühlingfreude.

(Von Crisalin.)

Blüten kommt der Mai zu streuen,
bringet lauter frohe Gäste.
Auf, ihr Brüder, laßt zum Feste
unsern Frühling uns erneuen.
Von den Zweigen,
von den Sträuchen,
wo ich höre,
wo ich sehe,
aus den Bäumen,
aus den Räumen,
aus der Ferne,

aus der Nähe,
aus der Weite
hör' ich Freude,
hör' ich Freude schallen,
Freude hallen.

4.

Wandern im Frühling.

(Von Wilhelm Müller.)

Der Mai ist auf dem Wege,
der Mai ist vor der Thür:
im Garten auf der Wiesen,
ihr Blümlein, kommt herfür!

Da hab' ich den Stab genommen,
da hab ich das Bündel geschnürt,
zieh' weiter und immer weiter,
wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
sie ziehen in lustigen Reih'n,

sie zwitschern und trillern und flöten,
als ging's in den Himmel hinein.

5.

In den Wald!

(L. Tieck.)

Wohlauf und geh' in den grünen Wald,
da steht der frische Morgen!
Entlade dich der Sorgen
und sing' ein Liedlein, das fröhlich schallt!

Es blitzt und funkelt Sonnenschein
wohl in das grüne Gebüsch hinein
und munter zwitschern die Vögelein.

6.

Waldesschauer.

(Von Friedr. Schlegel.)

Windes Rauschen, Gottes Flügel
tief in dunkler Waldesnacht;
freigegeben alle Zügel,
schwingt sich des Gedankens Macht,
hört in Lüften, ohne Grausen,
den Gesang der Geister saußen.

7.

Wanderlust.

(Von Karl Heinerich Hofmann.)

Heisa, entflohen der Stubengruft,
wie lacht mir's Herz im Freien!
Ei traun, so frei in Licht und Luft
mag Seel' und Leib gedeihen.

Sei mir gegrüßt, mein Vaterland,
du Land der Zucht und Treue,
nach alten Ehren viel genannt!
Ihr, Junge, werbt um neue!

Seid mir gegrüßt, ihr Felsenhöhn,
gegrüßt, ihr wilden Lauben!
Wie sind die deutschen Berge schön!
wie reich an süßen Trauben!

Seid mir gegrüßt, ihr Fluren bunt,
ihr blumenduft'gen Auen,
ihr kühlen Bäch' im grünen Grund,
ihr Dörflein rings im Blauen!

Seid mir gegrüßt, ihr Mägdlein mild,
ihr Frauen fromm und fleißig,
gegrüßt, ihr Buben frisch und wild,
ihr Männer treu und reisig!

Vaterlandsliebe, du Himmelsbrand,
in Frau'n und Mannen lodre,
und jeden Kobold, der dich bannt,
vor deine Schranken fodre!

8.

Das Reisen.

(Von Ludwig Tieck.)

Das Reisen ist etwas herrliches! Diese Freiheit der Natur, diese Regsamkeit aller Geschöpfe, der reine, weite Himmel und der Menschengeist, der alles dieß zusammenfassen und in Einen Gedanken zusammenstellen kann — o glücklich ist der, der einmal die enge Heimath verläßt, um wie der Vogel seinen Fittig zu prüfen und sich auf unbekannten, noch schönern Zweigen zu schaukeln! Welche Welten entwickeln sich im Gemüthe, wenn die freie Natur umher mit kühner Sprache in uns hineinredet, wenn jeder ihrer Töne unser Herz rührt und alle Empfindungen zugleich trifft!

9.

Wanderlied.

(Von Friedr. Rückert.)

Dem Wandersmann gehört die Welt
in allen ihren Weiten,

weil er kann über Thal und Feld
so wohlgemuth hinschreiten.
Die Felder sind wohl angebaut
für Andre und von Andern;
ihm aber, der sie sich beschaut,
gehören sie jetzt beim Wandern.

Durch Wiesen schlängelt sich ein Pfad,
wie zwischen Blumenbeeten;
ich weiß nicht, wessen Fuß ihn trat:
er ist für mich getreten.
Und neben in das Grün hinein —
wer mag da Futter holen?
Das Gras ist auch beim Wandern mein,
ein Teppich für meine Sohlen.

Der Baum, der hier am Wege steht,
wem mag er Frucht erstatten?
doch weil mein Weg vorüber geht,
so giebt er mir den Schatten.
Sie haben ihn hieher gesetzt
wohl nicht zu meinem Frommen;
ich aber glaube, daß er jetzt
sei eigens für mich gekommen.

Der Bach, der mir entgegen rauscht,
kommt her, mich zu begrüßen,
durch Reden, die er mit mir tauscht,
ein Streckchen mir zu versüßen.
Und wenn ich seiner müde bin, —
er wartet auf mein Winken, —
gleich wendet er sich zur Rechten hin,
und ich zieh' fort zur Linken.

Die Lüfte sind mir dienstbar auch,
die mir im Rücken wehen,
sie wollen doch mit ihrem Hauch
mich fördern nur im Gehen.
Und die in's Angesicht mich küßt,
sie will mir auch nicht schaden:
es ist die Ferne, die mich grüßt,
zu sich mich einzuladen.

Der Regen und der Sonnenschein
sind meine zwei Gesellen,
die, einer hinter'm andern drein,
abwechselnd ein sich stellen.
der Regen löscht der Straße Staub,
die Sonne macht sie trocken;

daneben wollen Gras und Laub
sie aus dem Boden locken.

Dann spannt in ihrem Wechselspiel
sich aus ein Regenbogen;
komm' ich entgegen meinem Ziel
darunter hergezogen.
Der Bogen ist für mich gespannt,
so lang' ich drunter walle;
zu Trägern sind die Berg' ernannt,
daß er auf mich nicht falle.

Und wo ein Dorf entgegen tritt,
da hör' ich Glocken läuten.
Sie meinen selber mich damit:
was könnt' es sonst bedeuten?
Sie läuten etwan einer Braut,
vielleicht auch einem Todten;
ich aber zieh auf mich den Laut:
ein Gruß wird mir geboten.

So zieh' ich im Triumphgesang
entlang die lange Straße,
und nie wird mir um etwas bang,
das ich im Rücken lasse.

Wie Eines hinter mir entweicht,
so kommt gleich her das Andre;
und nie hab' ich das End' erreicht
der Welt, so weit ich wandre.

12.

Lust im Wasser.

(Von Karl Heinerich Hofmann.)

Wilde Wellen
schwellen
um den Nacken, um die Brust.
Frisch hindurch, ihr frischen Schwimmer!
Glück und Wellen kehren nimmer!
Schnell genießt die schnelle Lust!

Wellen kühlen,
spülen
Gram und Grimm aus Herz und Hirn;
wann die Wasser um mich scherzen,
wird es leicht im vollen Herzen,
wird es klar mir vor der Stirn.

11.

Morgenhimmel und Abendhimmel.

(Von Ludw. Tieck.)

Liebst du die Morgenpracht,
wenn nach der schwarzen Nacht
auf diamantner Bahn
Sonne den Weg begann? —

Wenn alle Vögel jubeln laut,
begrüßen fröhlich des Tages Braut, —
wenn Wolken sich zu Füßen schmiegen,
in Brand und goldnem Feuer fliegen?

Auch wenn die Sonne um den Wagen lenkt
und hinter ihr das Morgenroth erbleicht,
o Freund, wie eilig Tag und Mittag weicht,
daß sich zum Meer die Höhe senkt!

Und dann funkeln neue Schimmer
über See und über Land,
Erd' und Himmel in dem Flimmer
sich zu einem Glanz verband.

Prächtig, mit Rubinen und Sapphiren,
siehst du dann den Abendhimmel prangen,
goldenes Geschmeide um ihn hangen,
Edelsteine Hals und Nacken zieren
und in holder Glut die schönen Wangen.
Drängt sich nicht mit leisem Licht der Chor
aller Sterne, ihn zu sehen, vor?
Jubeln nicht die Lerchen ihre Lieder,
tönt nicht Fels und Meer Gesänge wieder? —

12.

Sonnenabend.

(Von Joh. Falk.)

Da schwimmt sie, geschmolzen zu Lichte,
mit purpurumströmtem Gesichte
vom Erdball wieder hinweg;
da steht sie auf schwindelndem Steg
und ruft in die Zeiten herunter:
Erneut ist das ewige Wunder!

Aus wechselndem Tag und Nacht
hab' ich wieder den Ring vollbracht!

13.

Die Liebe.

(Von Herder.)

Hätt' ich Menschen- hätt' ich Engelzungen,
würde Gottes Lob von mir gesungen,
wie ein Sternen- wie des Himmels Sang:
und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
ohne dich wär' all' mein Glaube, all' mein Wissen Nacht

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
preiß dem Feuer, lachete der Glut:
und mir fehlete die Liebe —
Liebe, Liebe,
ohne dich ist Thun und Leiden leere blinde Wuth!

Liebe, du bist gütig, freundlich, milde,
neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
nimmer stolz und ungebärdig nie,
nicht argwähnisch, suchst das Meine,
nicht das Deine;
nur die Wahrheit, nicht die Lüge, — Gutes freuet dich.

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
duldet Alles, was sie nie verschuldet.
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen;
kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen:

Kind ist Kind, und klügelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
wirklich: Angesicht zu Angesicht.
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,
doch die Liebe
ist die größte Aller, Liebe nur weicht nicht.

14.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

(Wrdhrn.)

Es wollt ein Jäger jagen,
dort wohl vor jenem Holz,
was sah er auf der Heiden?
Drei Fräulein hübsch und stolz.

Die erste hieß Frau Glaube,
Frau Liebe hieß die zweit',
Frau Hoffnung hieß die dritte;
des Jägers wollt' sie sein.

Er nahm sie in die Mitte,
sprach: „Hoffnung nicht von mir laß!"
schwang's hinter sich zurücke
wohl auf sein hohes Roß.

Er führt sie gar behende
wohl durch das grüne Gras,
behielt s'bis an sein Ende,
und nimmer reut' ihn das.

Hoffnung macht nicht zu Schanden,
im Glauben fest an Gott,
dem Nächsten geht zu Handen
die Liebe in der Noth.

Hoffnung, Lieb' und Glaube,
die schönen Schwestern drei!
Wenn ich die Lieb' anschaue,
ich sag', die größt' sie sei.

15.

Liebesbrunn.

(Von Joh. Falk.)

Gott ist es, der in Blumen tagt;
und, ob wir ihn betrüben,
wie glaubst du, daß er jemals fragt,
ob wir ihn wieder lieben?

Gott ist es, der in Vögeln singt;
verborgene Metalle
berührt er nur und Luft erklingt
von munterm Vogelschalle.

Er spricht zum Berg: Bist du nicht mein?
bin ich dir nicht erschienen?
Er wärmt das Morgenroth hinein
in trunkene Rubinen.

Ein unversiegbar ewig Meer
von liebenden Gedanken
läßt unerschöpft er um sich her;
die Menschenkrüglein wanken.

Da stillt ein Jedes seine Lust
im ewgen Urkristalle.
Zu eng ist eine Menschenbrust —
Gott aber liebt uns Alle!

16.

Deutsche Sinnesart.

Der Magister Jacobus Polychorus, der in Straßburg im 16ten Jahrhundert lebte, sagt in einem Büchlein:

Das deutsche Volk ist vor andern ein glaubwürdig, Gelübde-haltend, trutzlich, beständig, nur zu viel freudig (kühn) mannlich Volk; sodann groszthätig, mild, gastfrei, unverschrocken, arbeitsam, hart, ehrenreich, lebgierig, ruhmsüchtig; das in allen Dingen die Witz will führen und vornen dran sein. Sie geben auch jetzt keinem Land nichts bevor in allen Künsten, Sprachverständigkeit, neuen Erfindungen. Von ihnen hat man das Buchdrucken, Büchsenschießen und viel andere Künste. — Also ist Germanien eine selige Gegend, darin gemäßigte Luft, überflüßig an

allerlei Getraide, wasser- und wälderreich, Genugsamkeit an allerlei Wein, Metall und Hanthierung, den Gästen gütig, den Bittenden sanftmüthig, voraus in Kriegssachen, zu Roß und zu Fuß keiner Nation weichend. —

17.

Ein altes Urtheil über die Deutschen.

(Chronik des Lukas David, † 1583.)

Denn es ist ja in aller Welt kund und offenbar, daß Deutsche einander nicht lassen, sondern auch mit Rath einer dem andern hülfreich erfunden werden. An der deutschen Mannheit, Ernst und Treue ist daher nicht zu zweifeln. Jedermann ist wissentlich, daß Deutsche nicht leichtlich sich aufbringen lassen; hinwiederum aber, wenn sie in die Sprünge kommen und der Sache mit Ernst sich angenommen, davon sich nicht leichtlich abwenden lassen.

18.

Deutscher Sinn.

(Friedr. Schlegel.)

Froh mit Freunden wohl gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
ist der Deutschen Sitt' und Art,
die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
fremder Himmel Hohes schafft,
ward von ihm alsbald erkannt,
wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl:
fremder Rechte loses Spiel, —
ewig bleiben die uns fern! —
Ehr' und Freiheit unser Stern.

19.

Der Deutschen Fehler.

(Von Wilibald Birkheimer 1515.)

„Wer aber ferner der Deutschen achtet, der findet einen sonderbaren Vorwitz und Mangel an ihnen, daß sie aller Dinge eher Acht haben, suchen, nachfragen und verwundern, denn ihres eigenen Dings; sie durchwandern alle Welt, bis zu den äußersten Inseln; erspähen vorwitzig alle Dinge, und von sich selbst wissen sie nichts, und geht es mit den Deutschen nach dem Weltbrauch zu, daß sie immer wähnen, des Andern Kuh habe ein größeres Euter, und besser Getraide stehe auf des Nachbars Acker; aus diesem ist geflossen, daß die Deutschen eher von Indianern wissen zu sagen, als von deutscher Kunst, Sprache, Weisheit in Reden und Thaten, die lassen sie gern demüthig andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen, fast thörichten Demuth, Anderer Rath, That, Bücher, Lehre, Rede; und gefällt einem Deutschen in Summa nichts, was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden, so-

gar, daß etliche aus gelbem oder weißem Haar, darum, daß es deutsch ist, schwarzes, französisches, wälsches oder spanisches machen lassen, mit seltsam verschorenen Köpfen, verkehrter Sprach, welche sie, so sie es gleich reden, ungern und verkehrt reden, als könnten sie es nimmer reden, und in Summa, wie die Affen, aller Länder verderbte Sitten und Kleider uud Grundsätze sich anmaßen und in Deutschland bringen, also daß Germania jetzt voll deutscher Franzosen ist. — Ein Franzose wünscht sich nicht, daß er ginge, redete u. s. w. wie ein Deutscher; ein Ungar nimmt einen deutschen Rock nicht geschenkt, ein Deutscher hat aber deß eine Wohllust, mag weder seine Sprache, Sitten noch Kleidung.“

20.

Mahnung an uns Deutsche.

(Von C. von S.)

Und ich sah ein Gesicht und der HErr sprach zu mir: Also rede zu den Deutschen, deinem Volke, und halte es ihnen vor und lege es ihnen aus, auf daß sie begreifen,

worin sie sind und was sie sind und was sie seyn sollen, und sich erkennen und ermuthigen, und sich wieder wenden zu der Treue und dem Glauben ihrer Väter und zu der Zuversicht auf mich, spricht der HErr.

Denn ich will ihr starker Helfer und Schirm seyn, und sie sollen mein liebstes Volk seyn von allen Völkern, die in Europa wohnen.

Und so sprich zu ihnen: Siehe, ich habe euch nun viele tausend Jahre erhalten in allen Wechseln und Stürmen der Welt, und seid immer ein freies und eigenes Volk geblieben, ihr und die Schweden und Normänner, weniger gemischt und verdorben von Fremden, als andere Völker; und bewohnet noch das Land, das eure Väter bewohneten, und redet noch die Sprache, die eure Väter redeten, und habt aus jener frühesten Zeit so vieles noch übrig, wiewohl die Tugend eurer Väter an euch jetzt fast gering scheinen will.

Und ich werde euch auch künftig erhalten und beistehen, daß der Schimpf von euch gewendet und eure Schmach in Ehre verwandelt werde.

Denn groß ist das Amt, wozu ich euch berufen habe, und heilig die Stelle, worauf ihr wohnet.

Und ihr wisset aus den Geschichten der Welt und aus den Offenbarungen, die ich euch überliefert habe, daß Mit-

telasien, wo ein milder und freundlicher Himmel über der Erde fließet, und Europa mir die liebsten Länder sind, und daß Europa mein Augapfel geworden ist, woran meine Seele sich freuet.

In diesem Europa gab ich euch die Mitte, daß ihr darin wohnetet. Ihr solltet das Herz seyn, und aus diesem Herzen das Blut des lebendigen Lebens in alle andere Glieder des großen Leibes treiben. Und weil ihr das Herz seyn solltet, seid ihr mir lieb gewesen, wie mein eigenes Herz, und werdet mir lieb bleiben ewiglich.

Und ich gab euren Vätern einen reinen und treuen und einfältigen Sinn, daß sie die Welt verstehen und meine Erkenntniß verbreiten könnten über die Welt; und ich ließ sie unverfälscht und unvermischt, daß sie die Keime der neuen Bildung gesund entwickelten und den verborgenen Sinn des Christenthums enthülleten und ausbildeten.

Und ich gab ihnen schöne, selige und innere Triebe in die Brust, und Kunst in die Hände, zu erfinden und zu wirken in allerlei Werk und Arbeit und das innere Leben des Gefühls in äußeren Bildern hinzustellen; und sie wurden ein großes und glorreiches und über alle Länder gefürchtetes und gepriesenes Volk.

Und auch ihr, die jetzt lebet, seid dazu berufen, und werdet die alte Pflicht erfüllen und fortsetzen, wenn ihr euch der Tugend und Einfalt eurer Väter wieder getröstet und das Fremde von euch thut und das Falsche austreibet.

Denn so hoch ward euer Beruf, daß ihr der Mittelpunkt wurdet der neuen Geschichte, daß alle ihre Auslegung mit euch beginnet und mit euch aufhört; und ihr sollet seyn die Träger alles Lichts und alles Verständnisses.

Viele Völker sind, die nur wilde Blüthen tragen und nimmer Früchte, die bloß für die groben und sinnlichen Wirkungen und Arbeiten der Welt da sind. Nur die erschaffenden und erfindenden Menschen und Völker bewahrt die Geschichte auf; das rohe Schwerdt ohne die milde Erkenntniß hat nie unsterblich gemacht.

Euch habe ich erwählet, in Gerechtigkeit und Freiheit das Volk des Maaßes und des Gesetzes zu sein und durch hohe Künste des Friedens und Krieges den lebendigen Kampf der streitenden Geister und Kräfte im Gleichmaaß zu erhalten.

Darum, so spricht der HErr, zaget nicht; ich werde euch nie verlassen, wenn ihr euch selbst nicht verlasset.

21.

Des Deutschen Volkes Preiß und Gaben.

Edele Deutsche, ihr habet empfangen
treffliche Gaben und himmlischen Preiß,
Meister zu bleiben und herrlich zu prangen
über die Völker auf mancherlei Weis'.
Euch mußten gerathen die männlichen Thaten
im mächtigen Krieg,
die Feinde zu schlagen, zu tödten, zu jagen,
daß alles im Lande sich freuet im Sieg.

Tapfere Tugend und Sitten zu üben,
waret ihr rühmlich vor Alters gewohnt;
redliches Leben und trauliches Lieben
wurde vom Himmel so gnädig belohnt
mit Künsten und Sprachen und heiligen Sachen,
bis euere Zier,
die Ehre, gewonnen, daß unter der Sonnen
sich seliger niemand könnt' preißen, als ihr.

Hätten sich euere Kinder gehalten
dankbarlich gegen den göttlichen Schatz,

nimmermehr lägen sie solchergestalten
schrecklich gefället auf blutigem Platz.
Weil aber die Sünden die Strafen anzünden,
so brennet das Feu'r!
Französische Sinnen und wälsches Beginnen,
die machen die alte Beständigkeit theu'r.

Dennoch befinden sich wackere Geister,
welche von edelem deutschen Geschlecht
kommen, und zeigen, sie seien noch Meister,
strafen die Schanden und lehren, was Recht;
sie mahnen die Jugend, daß redliche Tugend
kein' Flecken nicht hab',
und ziehen der Sprache mit billiger Rache
den häßlich gestückelten Bettelrock ab.

Solcherlei Geister sind höchlich zu preißen,
wird auch ihr Bildniß uns nimmer verwischt,
welche die Deutschheit der Alten recht weisen,
läutern, und wo sie mit Fremdem vermischt,
dasselbe fein scheiden, und weil sie bekleiden
ihr' herrliche Sprach'
mit Kränzen der Ehren, ihr' Hoheit zu mehren,
so folget ihr würdiges Lob gewiß nach.

Werden die Deutschen schon heftig gedrücket,
dringen sie dennoch wie Palmen empor,
mitten im Feuer die Zunge sich schmücket,
thut es auch anderen Sprachen weit vor.
Und sollte der Brande verlöschen im Lande,
so würde man seh'n
die Sprache verjünget, mit Zierrath umringet,
aus eigener Aschen, wie Phönix, ersteh'n.

22.

Verbannung der Ausländerei.

(Von Jahn.)

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volks ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode auflebt, sich seiner zum erstenmale selbst bewußt wird, an seine heiligen Urrechte denkt und an die ewige Pflicht, sie zu behaupten, endlich erkennt, daß es nur durch Selbstmord seiner Eigenthümlichkeit sich unter andern Völkern verlieren kann. Es ist ein langersehnter Schö-

pfungsbeginn, wenn ein Volk, nach Verlauf schrecklicher Jahre, sich selbst, der Zeitgenossenschaft und der Nachwelt, laut und frei und ohne Rückhalt offenbaren darf, in welche entwürdigende Dienstbarkeit es durch Ausländerei gerathen war. Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines bessern eigenthümlichen Wesens auffaßt — kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern.

23.

Muttersprache.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam und traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet, —
klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
wann ich in der Fremde bin!

wann ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichthum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht!

Klinge, klinge fort und fort;
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
längst verschollnes altes Lied!
Leb' auf's neu in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch;
heilig ist wohl mancher Brauch;
aber soll ich beten, danken,
geb' ich meine Liebe kund,

meine seligsten Gedanken:
sprech ich, wie der Mutter Mund!

24.

Auf Luther, den Sprachverbesserer.

(Von Christoph Arnold, geb. 1627. gest. 1685; durch Haug.)

Du weiser Kirchenlehrer,
der deutschen Sprache Mehrer!
dein Name sei besungen
mit lobgestimmten Zungen,
daß, trotz der Feinde Kreis,
du Stimmen, die verstummten,
und Reden, die sich mummten,
gedeutscht mit hohem Fleiß.
Dir töne Dank und Preiß!

Dich muß ich ja beloben,
daß du mit Feuerproben
Undeutsches hast geläutert,
des Geistes Macht erweitert,

Unarten abgethan.
Dank deinem Hochbemühen!
Des Sprachbaums Früchte blühen.
Dich heb' ich wolkenan,
so weit ein Mensch es kann.

Was Andre mißverdeutschend,
zermarternd und zerpeitschend
in stolzem Wahnsinn knickten,
zerstückten und verrückten,
das richtetest du recht.
Dein Nam' und Lob' wird bleiben,
so lang noch Deutsche schreiben.
Dir neue Kränze flecht'
ein frommes Nachgeschlecht!

25.

Lob der deutschen Sprache.

(Von Christoph Arnold, geb. 1627. gest. 1685; durch Haug.)

Edele Sprache, wer mag dich erkennen,
loben und preißen die herrliche Pracht?

Sollen wir Deutsche dich Kaiserinn nennen,
weil dich die Kaiser so huben zur Macht?
Wir wollen dich rühmen,
mit Blumen beblümen:
du bist es wohl werth.
In lieblichen Tönen
soll Alles dir fröhnen,
was dich mit Würde zu reden begehrt.

Hört und gewährt der Mishandelten Rache!
Sperrt doch und wehrt doch der Fremdlingsbegier!
Hört und vermehrt die teutonische Sprache!
mehret und ehret die liebliche Zier!
Auf, treffliche Richter!
auf, Redner und Dichter!
Ihr müßt nach Gebühr
sie meisterlich führen,
sie kunstreich verzieren,
üben und sieben und lieben, wie wir.

Andere Sprachen lass't immerhin lallen!
Unsere deutsche geht ihnen weit vor.
Weil sie den Mächtigsten mächtig gefallen,
prahlt auch und strahlt mit Gewalt sie empor.

Sie muß es verfechten
im Richten und Rechten,
was link ist und recht.
die Kaiser befehlen,
nur Deutsches zu wählen:
andere Sprachen sind ihnen zu schlecht.

26.

Schicksal der deutschen Sprache.

(Von E. von S.)

Und auch daran magst du erkennen, in welcher Zeit du gelebt hast, und wie du aus dem Gediegenen und Großen zu dem Leichten und Nichtigen verwandelt worden bist: wenn du deine Sprache betrachtest. Denn die Sprachen sind die lebendigen Spiegel der Völker, und aus ihren Wechseln mag man die Wechsel der Zeiten und Völker ersehen.

Darum betrachte deine Sprache und siehe, wer du bist, und erröthe und zürne, daß das Freudige in dir so ermattet und das Gewaltige so geschwächt ist.

Denn die Kanzleien und Regierungen, wo eitel Schreiberei war, und die Kanzeln und Katheder, wo Geschwätz und Klügelei tönte, und die Träumerei und Dünkelei derer, die sich Seher und Eingeweihte himmlischer Dinge nannten, und die Großen und Vornehmen, die nur französisch plappern wollten, haben deiner einfältigen, starken, züchtigen Sprache die Kraft und Majestät und Unschuld ausgesogen und die gewaltigen Nerven und Muskeln ihrer stattlichen Glieder zerrissen.

Und sie ist lahm geworden und träumerisch und geschwätzig und wässerig, und ihre lebendigen Worte sind öde Gespenster worden und ihre hellen Geister düstere Träumer, und die sich Philosophen nannten, haben ihr die Poesie ausgezogen, weil sie todte Begriffe hängten an das unsterbliche Bild, das Wort.

Denn das Schlimmste widerfährt einer Sprache, wann ihr Bewegliches erstarret und wann die todte Formel ihr Lebendiges verknöchert.

Aber wann du deine Freiheit ordnest, wann das allmächtige Wort herrscht vor der dünkelvollen Schreibfeder und die frische That vor der schwächlichen Träumerei, wann deine Männer wieder groß und stolz dastehen und die Ehren deines Volkes öffentlich darstellen, dann wird auch in deine

Sprache die Einfalt und Kraft und der stille und muthige Kämpferschritt wiederkehren, womit sie in den Tagen deiner Väter einherging, und alles Gauklerische und Nichtige und Fremde wird vor dem Stolz sich schämen und vergehen.

Dann ist das Kleine und Enge und Einzelne auf ewig vergangen, und Ein Herz, Eine Seele, Eine Liebe, Eine Tugend brennt in allen deutschen Brüsten, zu ringen und zu arbeiten, wer im großen Dienste des Vaterlandes der Demüthigste und Treueste seyn mag.

27.

Allgemeine Ausbildung der Muttersprache.

(Von Jahn.)

Ohne eine allgemeine Umgangs-, Schrift- und Büchersprache herrscht im Volke eine Verwirrung. Das Hochdeutsch ist eine Gesammtsprache und hat eine unendliche Bildsamkeit in sich; jeder Deutsche sollte es als ein nothwendiges Bürgererforderniß lernen. Ein deutscher Bote hielt einst Hochdeutsch für Französisch. Bürgermeister und

Rath in einer sächsischen Stadt schickten einem preußischen Feldherrn, der in einem schriftlichen Befehl zwölf Futter- (oder Häckerling-) Schneider verlangte, was sie „Fuder Schneider" lasen, einige Wagen voll nähefertiger Leute, mit der Entschuldigung: „mehr Fuder zu beladen, sei für für jetzt unmöglich."

Immerhin mögen die Mundarten als Volkssprachen bleiben, nur kein geschlossenes unzugängliches Gebiet gegen die Gesammtsprache behaupten. Dies hindert die Aufklärung, erschwert die Mittheilung. Alle Mundarten können unmöglich Lehr- und Büchersprache sein, aber für Volksdichtungen sind sie trefflich zu benutzen, und zur Vollkommnung der Gesammtsprache.

Für den Sprach- und Geschichtsforscher ist die Wissenschaft der deutschen Mundarten unentbehrlich, besonders kann das Plattdeutsche, richtiger Sassische genannt, nie genug empfohlen werden.

28.

Vom Werth der Mundarten.

(Von Göthe.)

Der Oberdeutsche und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes) drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer innern menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprüchwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er oft derb, doch wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mitunterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweis't.

Jede Provinz liebt ihren Dialect: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Elemente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmlichen Pro-

vinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Überzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt seyn, so wie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Kaiser von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprüchwörter entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dieß, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen; ich fühlte mich in meinem Innersten gelähmt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte

behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im meissener Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

29.

Erlernung der Muttersprache.

(Von L. Jahn.)

In Einer Sprache wird man nur groß. Homer und das ganze mustergültige Alterthum, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespear verplapperten gewißlich nicht ihre Muttersprache in fremden Wörtern. Sprechen ohne Sprache; Sprachen können und doch keine einzige in seiner Gewalt haben; wissen, wie Brot in allen Sprachen heißt, es aber in keiner verdienen; Rabennachsprechen, Staarmätzigkeit und Papageyenkunst — entstellen kein Volk so sehr, als das deutsche, und unglücklicher Weise finden wir diese Mißgeburten schön, wie manche Gebirgsleute ihre Kröpfe. Unsere Affenliebe für fremde Sprachen, mit Hintansetzung der eigenen, hat lange schon Windbeutel, Aufblasefrösche und

Landläufer wichtig gemacht, in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen, durch die Immerzüngler und Näseler unser biederherziges Volk verdorben, unsere sinnigen Frauen verpuppt. Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift. Cato's Ausjagen der griechischen Sprachmeister aus Rom ist selten richtig verstanden. In einer fremden Sprache wird man vor einer Anstößigkeit schon weniger roth, und in manchen klingen die Lügen sogar schön. Wenn der türkische Sultan etwas auf Türkisch verspricht, dann ist Verlaß auf sein Wort; zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht; dazu wählt er fremde, am liebsten Französisch, und würde schon bei einer Nothlüge in Verlegenheit kommen, wenn er diese nicht bei Zeiten lernte. Klar, wie des Deutschen Himmel, fest, wie sein Land, ursprünglich, wie seine Alpen, und stark, wie seine Ströme, bleibe seine Sprache. Sie lerne der Schriftsteller und Redner stimmen, wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohllaut hervorzaubert.

Es ist nicht willkührlich, welche Sprache das Kind zuerst lernt. Himmelstrich, Luft, Erde haben Einwürkung auf die Sprachwerkzeuge.

Bedeutender müssen alle diese Einflüsse bei einem unvermischten, naturgemäß lebenden, von undenklicher Zeit her eingewohnten Urvolk mit einer, seit Jahrtausenden gesprochenen, Ursprache werden, wo frühe eigene Selbstbildung das auffaßte, was die Natur anfing, und es durch den Sprachgebrauch gesetzmäßig machte. Es ist mit Sprachen, wie mit der Baukunst. Aus der Felskluft des Höhlenwohners ward die Pyramide, aus dem Wanderzelte Salomo's Tempel, aus der Griechen Hütte die Säulenordnung, aus der Deutschen Hainlaube Dom und Münster.

Die Muttersprache muß gelehrt werden, nicht für das bloße Wissen, sondern für Anwendung im Leben, auf fünffache Weise, als: Rechtsprechen, Rechtlesen, Rechtreden, Rechtschreiben und Gesang. Rechtsprechen und Rechtlesen, wo jeder Sprachlaut vernehmlich sei nach seiner Gebühr; keine Lautverwechselung von b und p, d und t (Sachsen), ch mit k (Leipzig), g mit j (Brandenburg), g und j mit ch (Göttingen), e statt a (Hannover), oa statt a (Mecklenburg); kein Zusammenziehen der Doppellaute: kein Schnarren; kein Zischen der Lispellaute st, sp und s. Daß man solche und noch eingewurzelte Unarten sich abgewöhnen kann, ist Demosthenes ein Beispiel. Nur die ersten Sprachmeister der Kinder,

Mütter und deren Stellvertreterinnen, dürfen es nicht auf die leichte Achsel nehmen. Dies ist ganz und gar nicht geziert, so wenig, wie Reinlichkeit, die sich den Schmutz abwäscht.

Rechtreden im Erzählen, Unterreden, Vortragen, Streitreden, Hersagen des auswendig Gelernten, Bestellen, Ausrichten, Bescheidgeben, Fragen. „Sprich, daß ich dich sehe" verlangt Sokrates. Alle Staatsdiener und Beamte sollten billig fertige Rechtsredner seyn, mit Anstand und Geschmack. Der Wohlredner Odysseus züchtigte nur den Schreihals Thersites. „Ein gutes Wort findet eine gute Statt." Das redefertigste Volk Europa's sind die Engländer, und dadurch geschützt gegen ausländische Beschwatzung. Die Kartenspiele haben uns stumm gemacht, und was sich darauf reimt. Sie bringen Tröpfe mit guten Kleidern und gutem Gelde in Gesellschaften, wo, wenn die Rede noch Werth hätte, diese Ausschuß blieben. Einst kaufte ein armer Sünder, der auch ein Mal gern den Mund zu etwas Anderm, als „ich passe" aufthun wollte, einem berühmten Erzähler eine hübsche Geschichte ab, mit dem Beding, daß Verkäufer sie nie wieder erzählen sollte. Das ging so lange gut, bis Beide sich in einer Gesellschaft trafen, wo der Einhändler den gekauften Witz äußerst er-

bärmlich machte, und der alte Erzähler aufsprang und sagte: „Hier haben Sie Ihr Geld wieder, lassen Sie mir meine Geschichte.“

Rechtschreiben. Bürger klagt noch, daß „aus der „ganzen Literärgeschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk „bekannt sei, welches im Ganzen so schlecht mit seiner „Sprache umgegangen, welches so nachlässig, so unbeküm„mert um Richtigkeit, Reinheit und Schönheit, ja, wel„ches so — liederlich geschrieben habe, als bisher unser „deutsches Volk“ (in seiner Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart). Was ist es anders, als die Wiederholung eines alten Vorwurfs, den uns schon Ottfried im 9ten Jahrhundert machte? „Diese Sprache wird für bäurisch „gehalten, und selbst die, welche sie reden, haben sie zu „keiner Zeit, weder durch Schrift, noch durch Kunst, voll„kommen zu machen gesucht, indem sie weder die Geschichte „ihrer Voraltern, wie es viele andere Nationen thun, „schriftlich verzeichnen, noch ihre Thaten und Leben erhe„ben. Wenn sie auch dieses thun, welches doch selten ge„schieht, so brauchen sie vielmehr die Sprachen anderer „Völker, das ist der Lateiner oder Griechen. Sie hüten „sich, in diesen schlecht zu schreiben, und scheuen es in der „ihrigen nicht; sie getrauen sich nicht, in den erstern durch

„einen Buchstaben gegen die Kunst zu verfehlen, und in „ihrer eigenen geschieht es bei jedem Worte. Eine wun„derliche Sache, daß so große Männer alles dieses frem„den Sprachen zu Ehren thun, und die eigene nicht schrei„ben können!“ Billig sollte, wer an's Volk reden und und schreiben muß, sich vorher die Gabe der Volksfaßlichkeit erwerben. Es sollte jeder Staatsbürger seine Meinung verständlich vortragen lernen in mündlicher Rede und Schrift. Wer die Muttersprache gründlich gelernt hat, findet sich leichter in allen andern Sprachen zurecht; zu den Büchern der Welt steht der Zugang ihm frei und offen.

Gesang einer lebendigen Sprache übertönt das bloße Lautwerden einer nur lebenden. Dichtungskraft und schöne Singbarkeit schmücken die unsere mit ursprünglicher Schönheit. Der zubescheidene Deutsche glaubt sich nur selbst sein Gutes nicht, traut kaum sogar der That. Die Aussage eines Fremden, den ein deutscher Mann abgehört hat, wird hoffentlich Selbstvertrauen und Selbstzuversicht stärken.

Schon vor einigen Jahren wunderte sich ein welscher Tonkünstler über das Vorurtheil der Deutschen gegen die Geschicktheit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musikalischen Sprechkunst. Er behauptete, der Vorzug

der welschen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sei lange nicht so groß, als man sich einzubilden pflege. Denn damit eine Sprache musikalisch sei, käme es weniger darauf an, daß sie sich wegen häufiger A, E und O leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, daß sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte (die dem Ohre etwas mit dem Gegenstand Übereinstimmendes eindrücken) zu bezeichnen geschickt sei. Und dies als einen unläugbaren Grund vorausgesetzt, würde es bei näherer Vergleichung schwer fallen, zu entscheiden, welche von beiden Sprachen zur dramatischen Musik die tauglichste wäre. Die unsrige besitze eine Menge nachahmender Töne, eine Menge von sanften, und einen noch größern Reichthum an schallenden, prächtigen, den majestätischen und furchtbaren Auftritten in der Natur, und den stärkern Bewegungen der Seele angemessenen Worten und Ausdrücken; so daß ein verständiger Tonsetzer das, was sie vielleicht an Weichheit und Süßheit gegen die Welsche verliere, an der Stärke und dem Nachdrücklichen, so sie vor derselben voraus habe, reichlich wieder gewinnen könne. Kurz, unverblendet von Partheilichkeit für seine Muttersprache, behauptete dieser einsichtsvolle Mann, es werde nur darauf ankommen, daß ein deut-

scher Dichter (der sich seiner Sprache zu bedienen wisse und die Kunst besitze, so viel Wohlklang und Takt in seine Verse zu bringen, daß das bloße Sprechen derselben schon eine Art von Musik sei) sich mit einem Tonsetzer vereinige, der den Dichter völlig empfinde und verstehe, und in seinem Fache das sei, was jener in dem seinigen: so würden sie der deutschen Sprache und Musik einen Triumph verschaffen können, von dessen bloßer Möglichkeit sich vielleicht die wenigsten deutschen Dichter etwas träumen ließen.

Und dieses Vorzugs vor andern Völkern wollten wir uns nicht zu einer Überlegenheit bedienen? Unsere alten Barden haben Wunder mit einer ungebildeten Sprache gethan, anderthalb Jahrtausend darauf Luther mit einer verwahrloseten.

Wir sind nicht das einzige Volk, das Lieder durch Gesang begeistert haben. Tyrtäus, der Rolands-Gesang noch unter Wilhelm dem Eroberer, Ossians Lieder bis auf Macphersons Erweckung, zeugen für die Macht des Gesanges. „Kampf ohne Sang hat keinen Drang" war Heinrichs des Löwen Wahlspruch. Wenn Klopstock auch den Verfasser des Marseiller Freiheitsliedes zu wichtig machte, als er ihm sagte: „Sie sind ein gefährlicher Mann, mehr als funfzig tausend brave Deutsche haben Sie erschlagen:" so könnte

vielleicht doch noch einst ein deutscher Dichter den vaterländischen Heerbann begeistern und Siege ersingen! Der Deutsche singt gern und oft, wenn er es auch lange hindurch nur in Kirchen und auf Heerstraßen üben durfte. Er singt auch gern bei der Arbeit; so waschen im großen Waschhause der Bielefelder Leinwandsbleichen funfzig Mägdchen nach dem Tact des Gesanges.

Unglückliches Deutschland! Die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon längst, dir unwissend, durch eine fremde Sprache besiegt, durch Fremdsucht ohnmächtig, durch Götzendienst des Auslands entwürdigt! Nie hätte Dein Überwinder so vielfach in einem andern Lande gesiegt, wo die Vergötterung seiner Sprache nicht mitgefochten.

30.

Achtung der Muttersprache.

(Ebend.)

In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte nie-

dergelegt, hier waltet, wie im Einzelnen, das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, giebt sein Stimmrecht in der Menschheit auf, und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen, und übergelehrt bei Babels Thurmbau zum Dollmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen.

Achtung der Volkssprache hat Sieger und Herrscher gemacht, Verachtung hingegen und Unbekanntschaft Thronen gestürzt und große Plane verhindert. Der Kenntniß von der Ursprache Spaniens verdankte Hamilkar seine dortigen Siege. Sprachkenntniß verschaffte dem Mithridates frische Heere und neue Völker, wenn die alten erlagen. Gustav III., der große Redner, konnte nicht fertig Finnisch — das verhinderte die Zerstörung von Petersburg. Welche Nachtheile hat Oestreich davon gehabt, daß Joseph II. die Ungarische Sprache ausrotten wollte! Kaiser Karl der Vierte gab in der goldenen Bulle das Gesetz, daß jeder Churfürst Böhmisch verstehen sollte. Das war zu viel — aber daß jeder Fürst mit jedem Unterthan in seiner Muttersprache reden könnte, wäre billig. Hätten Englands Herrscher Ersisch und Galisch verstanden, wie viele Empörungen wären dadurch zu beschwichtigen gewesen!

31.

Vermeidung fremder Wörter.

(Ebend.)

Fremde Kunstausdrücke müssen in Benennung von Personen, Würden, Ämtern, Handlungen und volksthümlichen Gegenständen gänzlich abgeschafft; und in Gesetzen, Verordnungen und im Geschäftsgange, wo es nur irgend die Verständlichkeit erlaubt, vermieden werden. Man hat über Campe und andere Sprachfeger gespottet: das war unrecht! Man hat sie geflissentlich in Stich gelassen: das ist schändlich! Worttäuscher und Wortbeschwörer haben Fremdheiten ergrübelt, verwirrte Schalldinge ausgekünstelt, um ihrer Neusucht zu fröhnen, und in Unverständlichkeit den erheuchelten Weisheitsschein zu verhüllen: das wird hochverrätherisch. „Wenn etwas nicht klingen will; es ist nicht deutsch! sage ich, und stets bietet sich Besseres.“ Ein Lehrspruch von Klopstock, an seinen jüngern Freund und Werk-Vollender Voß einst gegeben.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den

kleinsten Theil der Forderungen machen, wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur Bezeichnung; hier kann es nie genug, und nicht gut genug ausdrücken. Mögen die krittelnden Wortmäkler und Sachwalter der fremden Schleichwaaren nicht vergessen: daß ein Kunstwort immer ein Wort bleibt, keine Abhandlung der Sache werden darf, sie nur entsprechend andeuten soll.

Ich möchte eine Lebensgeschichte der deutschen neugebildeten Wörter, die man erst als Ketzer in Bann und Acht that, späterhin für anrüchig hielt, allmählig in gute Gesellschaft zog, wo sie jetzt tonangebend walten. Haller gebrauchte zuerst Sternwarte; die Zeitungsschreiber während des siebenjährigen Krieges nahmen statt Bagage Gepäcke; Sterne bildete das Englische Wort sentimental, seine Verdeutscher empfindsam; Büsching wählte Erdbeschreibung; Campe gab uns das unentbehrliche Zerrbild. Auf diesem Wege nur dreist weiter gegangen, in den Mundarten sich umgesehen, und sich von Wohllaut und Geschmack leiten lassen!

32.

Deutsche Namen.

(Ebend.)

Alle volksthümlich fortgelebten Völker hielten viel auf einen guten Namen; nach verachteten Gegenständen nennt Keiner gern. Hebräer, Griechen und Römer hatten bedeutungsvolle Eigen-Namen; und noch jetzt ist im Morgenlande der Name kein leerer Schall. Auch die Altdeutschen legten in Namen einen bedeutungsvollen Sinn; fremde Verstümmelungen, hebräische, griechische, lateinische und andere Radbrechungen blieben als wahre Greuel verbannt. Noch immer wird bei uns, wie in vielen andern Sprachen, guter Name für Ehre, Ruhm und Ansehn genommen. „Der Mann führt den Namen mit der That.“ So wieder bei so vielen Völkern Wortspiele auf Namen.

Billig sollten alle Namen so beschaffen sein, daß man verstände, was sie hießen und andeuteten. Aber da hat man derer sehr viel, von denen man nicht weiß, was damit gesagt wird. Und das rührt daher, weil sie aus fremder Sprache und von andern Völkern genommen sind.

Doch dem könnte wohl abgeholfen werden. Man merke nur an, daß fast alle Völker den Kindern aus ihrer Muttersprache die Namen aufgelegt. So dächte ich, unsere deutsche Sprache wäre auch eben so wohl beides, würdig und tüchtig, ein Gleiches damit zu thun. Bei einem jeglichen soll von Rechtswegen, die Absicht auf einen Segen, auf auf einen guten Wunsch, auf eine nützliche Erinnerung für das Kind gerichtet sein: so giebt es sich ja von selbst, daß man den Namen auch verstehen müsse, was er heißen und bedeuten soll. So wird denn dazu unsere Muttersprache am bequemsten sein.

Ein gelehrter Engländer wollte nicht, daß man den Kindern jüdische Namen (worunter er alle solche mitbegreift, die in der Bibel stehen) beilegen sollte, weil es ein judenzendes Gemüth verriethe. Der darf nicht nach Dänemark kommen (das dänische Deutschland, Holstein; und das deutsche Dänemark, Schleswig abgerechnet), wo die meisten Namen biblisch, viele fremd und geradebrecht, die wenigsten ursprünglich und volksthümlich sind.

Der feine Staatskenner Machiavell äußert: Namen von Heiligen und Märtyrern machen feige und weibische Gemüther; darum sollte man den Kindern Namen berühmter Hel-

den geben, wie Hector, Achilles, Alexander, dadurch werden sie großmüthig und tapfer.

Es ist bewiesen, daß kein echtdeutscher Name einer bösen Auslegung fähig ist. Die Grillen einiger Wortforscherlinge sind widerlegt. Mit jedem echtdeutschen Namen haben die Erfinder und Namennenner eine gute Bedeutung im Sinn gehabt. Ansehen, Beschirmung, Erhabenheit, Freude, Friede, Gerechtigkeit, Großmuth, Größe, Hülfe, Keuschheit, Klugheit, Liebe, Muth, Macht, Reichthum, Tugend, Treue, Volk und Vaterland und ähnliche Grundbegriffe sind die einzigen Bestandtheile der echtdeutschen einfachen und zusammengesetzten Namen.

Die deutschen Schönredekünstler versündigen sich an unserer namenreichen Sprache durch ausgeheckte Mißnamen. In wohllautenden weiblichen Namen kann sich die unsere gewiß mit jeder andern messen. Es fehlt uns nur ein deutsches Namen-Taschenbuch, wodurch sie allgemein bekannt würden. Selbst die Namen in den Altdeutschen Liedern sind gewählt, und sprechen das Wesentlichste derer aus, die sie führen, — von dem Liede der Niebelungen an bis auf Reineke Fuchs. Unter den neuern Büchern ist keins darin so musterhaft, als Engel's deutscher Haus-

herr: Stark, Herbst, Schlicht, Specht, Lyk, Wrack, sind in keiner falschen Münze geprägt.

Warum giebt es in keinem Deutschen Zeitweiser eine Sammlung deutscher Namen, zwei auf jeden Tag, ein männlicher und weiblicher? Wir Deutsche haben ohnedies zu wenig Erbtheil von unsern Vätern gerettet, und nach dem Lange-wieder-zusammen-gesparten giert fremde Volksselbstsucht. Namen wie Hermann, Karl, Heinrich, Otto, Rudolph, Walter, Arnold, Wilhelm, Bernhard, Friedrich u. a. m. sollten wie theure Nachbleibsel von Schutzheiligen gelten. An Namen knüpfen sich Erinnerungen, mit dem Außenruf erwacht leicht der innere Beruf zu einem Ernst, Freimuth, Sehrmann, Löser, Siegfried und Thorild. Namen pflanzen sich fort, und Gedanken an den Zuerst-so-genannten und alle die Braven, die nachher so hießen.

33.

Von den Minnesängern.

(Treitschke?)

Minnesänger oder Minnesinger heißen die deutschen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalte ihrer Lieder;

auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht. Größtentheils waren sie Ritter, welche das dichterische, zwischen Krieg, Andacht und Minne getheilte, Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutscher Fürsten, wie Kaiser's Friedrich II., Herzog Leopold's IV. von Österreich, Landgraf Hermann's von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Sitte (damals Hübschheit genannt) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürsten und der Frauen Wettstreite gehalten, die oft ziemlich ernstlich gemeint waren, wie der Krieg auf der Wartburg 1207. und welche von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd warben, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen und ihre Lieder hören zu lassen. Aber eben so Viele waren auch reiche und kriegerische Ritter, die das Leben zwischen ritterlichen und dichterischen Beschäftigungen theilten. In ihren Liedern finden wir die Minne und den Frühling auf die mannichfaltigste Weise besungen; in ihren Heldengedich-

ten führen sie uns das ganze Leben und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tapferkeit und Schwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den kecken Stolz, und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und andern Abentheuer, ihre Turniere und Wallfahrten mit den lebhaftesten Farben vor. Die äußere Form der Lieder ist eine höchst kunstreiche, und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Anklänge, die wie Wiederhalle aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte gehen und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfordern und antworten. Dabei sind diese Lieder von so mannichfaltigem Versmaaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechselung in ihren Melodieen schließen, und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Empfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Liederkunst, der reine Natursinn von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler oder Spielleute.

34.

Von den Meistersängern.

(Treitschke; Furchau.)

Der deutsche Adel, der im 13ten Jahrhundert in sorgsamer Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des 14ten fast ganz auf, an dieser friedlichen, edlen Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich wieder dem wildern, raufelustigen Leben in den mannichfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutschen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Frieden zu finden, nur da konnten stille Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neusten Zeiten ihr Eigenthum geblieben sind. In jenen Zeiten allgemeiner Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute Eines Gewerbes in einer Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, daß auch nicht der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Gesetzlosigkeit unter

ihnen aufkommen konnte. Diesem Zwange mußten sich nicht nur eigentliche Handwerker, sondern auch die freien schönen Künste fügen. So ergieng es auch der Dichtkunst. Die ehrsamen stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und dichterischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich eine Gabe fühlten darauf, sie nachzuahmen, und neben dem Schuhmachen, Leineweben, Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenossen. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldenen Zeit weniger im Inhalte als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese Form für das eigentliche Wesen der Dichtkunst hielten, und von dem Unterschiede zwischen einem poetischen und prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der negative Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte des vorigen Jahrhunderts

zu. Sie machten meist geistliche Lieder, gereimte Erzählungen biblischer Geschichten und Sittenlehren in Reimen; im Versmaße aber und überhaupt der Verskunst suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abgezogenen Regeln, welche zu heiligen unverbrüchlichen Innungsgesetzen erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man Tabulatur. Nach dieser bestand jedes Lied (Bar) aus mehreren Abtheilungen (Gesätze) von beliebiger Zahl, jedes Gesätz aber aus zwei Stollen (Strophe nnd Antistrophe), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesätze folgte ein Abgesang von größerer Länge, als ein Stoll, und auch von anderem Versmaas und anderer Tonweise, und den Beschluß machte jedesmal wieder ein einziger Stoll, nach der Melodie des letzten Gesätzes. Es wurde in diesen Liedern auf gehörige Abwechselung der weiblichen (klingenden) und männlichen (stumpfen) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimloser Zeilen (Waisen) zumal am Ende verstattet, und eine Schönheit. Ein einspelliges (einsylbiges) auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eiue Pause; ein zweispelliges dergleichen ein Schlagreim. Zu strenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Verskunst hatte

die Zunft ein langes Verzeichniß von hartverpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich 32 genannt werden und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens auf's Singen berechnet; wer ein neues Versmaas erfand, erdachte auch dazu gleich eine neue Melodie, und beides (Versmaas und Melodie) wird unter dem Namen Weise oder Ton begriffen. Solcher Weisen gab es eine ungeheure Menge, oft mit sonderbaren Namen bezeichnet, z. B. die röm. Lilienweise, die spitzige Palmweise, die blaue Kornblumenweise, die verschlossene Helmweise, der Lindenschmidtston, der Blutton, die Schrotweise ꝛc.

In großen Städten hatten die Meistersänger Feuer und Heerd. Mainz war ihre hohe Schule; nach dieser folgten Nürnberg und Straßburg.

Zu Nürnberg war den Meistersängern zu ihren Singschulen an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage von Alters her die St. Catharinenkirche eingeräumet. Wenn nun eine Singschule sollte gehalten werden und einige Tage vorher der Meistersängergenossenschaft durch den jüngsten Meister zugesaget war, wurde dann zuvörderst in jener Kirche

zu Anfang des Chores ein niedriges Gerüste aufgeschlagen, darauf ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult gestellt und Bänke um den Tisch gesetzt; hierauf wurde das Gerüst, welches man das Gemerke nannte, mit Vorhängen ganz umzogen, so daß man von außen gar nicht sehen konnte, was drinnen geschahe. Eine kleine Kanzel, auf welche derjenige, der ein Meisterlied singen wollte, sich setzte, und welche der Singstuhl hieß, blieb in der Kirche, ohnferne der großen Kanzel, von welcher geprediget wurde, unverruckt an seinem Orte in der Kirche stehen. Wenn nun der zur Singschule bestimmte Tag erschien, so geschahe die Anzeigung derselben durch vier oder fünf in der Stadt öffentlich ausgehängte Tafeln, wovon drei an verschiedenen Stöcken des großen Markts, die vierte aber an dem äußeren Thore befestiget wurde, durch welches man zu der Catharinenkirche geht. Auf diesen Tafeln waren aber artige Schildereien und Gemälde zu schauen. Auf der ersten Tafel war ein umzäunter Garten abgebildet, in welchem mehrere Männer sich ergingen; ohnstreitig sollte dieses eine Anspielung auf den berühmten Rosengarten zu Worms seyn, worin die edelsten Helden vor Zeiten in Kämpfen gewetteifert, welche Anspielung noch deutlicher ward durch die darunter gesetzte Inschrift:

Zwölf alte Männer vor viel Jahren
thäten den Garten wohl bewahren
vor wilden Thieren, Schwein' und Bären,
die wollten ihn verwüsten gern;
die lebten, als man zählt fürwahr
neunhundert und zwei und sechszig Jahr.

Auf der zweiten Tafel war der älteste, ehrwürdigste und heiligste aller Dichter und Sänger vorgestellt, nämlich der König David, wie er, die Harfe spielend, vor dem am Kreuze hängenden Heiland kniet. Die dritte Tafel stellte die Geburt des Herren vor, und auf der vierten Tafel endlich war, wenigstens von den späteren Jahren seines Lebens bis auf den völligen Untergang der Meistersängerkunst zu Nürnberg, als Zeichen höchster Ehre und Anerkennung, das Bildniß unsres redlichen Hans Sachs von Nürnberg leibhaftig und getreulich dargestellt.

Jeder Tafel war aber noch ein, jedesmahl besonders gedruckter Zettel mit einer besonderen Einladung und genaueren Anzeige der Gattung der zu singenden Lieder angehänget.

Zu der bestimmten Stunde stand denn nun an der offnen Kirchenthüre ein Meistersänger mit einer Büchse, wohinein

diejenigen, welche zugegen seyn wollten, etwas weniges, nach Belieben, legten, wovon denn die Unkosten für Aufrichtung des Gemerkes bestritten und die Gewinnungen gemacht wurden. Wenn nun eine gute Anzahl Leute beisammen war, ging das Frei-Singen an, in welchem auch jeder Fremdling sich hören lassen, neben geistlichen Dingen auch ehrbare, weltliche Begegnisse vorbringen, und, ohne einen Preis zu gewinnen, um die Ehre singen konnte. Wer nun singen wollte, setzte sich fein züchtig auf den Singstuhl, zog seinen Hut oder sein Baret ab, und nachdem er eine Weile pausiret, fing er an zu singen und fuhr damit fort bis au's Ende.

Nach geendigtem Frei-Singen sangen erstlich die gesammten Meister kunstreich ein Lied zusammen, so daß einer vorsang und die andern alsdann sofort einstimmten, worauf denn das Hauptsingen anging, in welchem gar nichts, als was aus der heiligen Schrift, Alten und Neuen Testamentes, hergenommen, geduldet ward, ja es mußte der Singer allezeit zu Anfang seines Gesanges förmlich das Buch und das Kapitel der heiligen Schrift anzeigen, aus welchem er seine Geschichte entlehnet. Hatte nun in dem Hauptsingen der Singer den Singstuhl bestiegen und eine Weile geruhet, so rief der Erste von den Merkern und Gesangs-

ältesten ihm zu: „Fangt an!" und desgleichen, wenn ein Gesatz oder Abgesang vollbracht war, hielt der Sänger inne, bis der Merker ihm wiederum zurief: „Fahret fort!"

Merker nun aber wurden diejenigen genannt, welche als die Vordersten und Vorsteher der Zunft in dem verhängten Gemerke an dem Tisch und vor großen Pulten saßen, deren gewöhnlich vier an der Zahl waren. Der Erste und Älteste hatte die heilige Schrift nach der Übersetzung Dr. Martin Luthers auf dem Pulte vor sich liegen, schlug die von dem Singer angegebene Stelle, als aus welcher sein Lied genommen war, auf, und hatte sehr fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der heiligen Schrift, als auch mit Luthers reinen Worten übereinkomme. Der andere, dem ersten gegenübersitzende Merker mußte aufhorchen, ob in dem Liede alles den vorgeschriebnen Tabulatar-Gesetzen gemäß sei, und so oft etwas versehen war, merkte er jeden Fehler für so viele Sylben, als in der Tabulatur dafür bestimmt waren, mit Kreidestrichen auf dem schwarzen Pulte an; der dritte Merker mußte nun jeden Endreim aufschreiben, beurtheilend, ob damit alles seine Richtigkeit habe, die versungnen Sylben gleichfalls aufschreibend, und der vierte Merker endlich mußte auf den Ton horchen, ob es damit in allen Dingen gut und richtig

laute, und die Fehler schrieb er gleichfalls an. Während des Singens aber durfte kein Gesellschafter irgend reden oder Geräusch machen, noch viel weniger unaufgefordert das dicht verhangene Gemerke betreten. Wenn nun alle Sänger mit ihrem Gesang fertig waren, so gingen die Merker in ihrem Gemerke zu Rathe, wie ein jeder bestanden in den angeschriebenen Sylben; fand sich's, daß zwei oder mehrere gleich viel Fehler gemacht, so mußten sie so lange singen, bis einer die wenigsten Fehler gemacht, welches „den Preis gleichen" hieß. War alles richtig, so wurden denn nun die Vorhänge des Gemerkes bei Seite gezogen und es riefen die Merker feierlich die beiden, welche sich am tapfersten gehalten, einen nach dem andern vor das Gemerke und theilten die Gewinne aus. Der Übersinger, der es von diesen am besten gemacht, wurde dann zu Nürnberg für den Tag mit dem Gehänge gezieret, welches eine lange silberne Kette war von großen und breiten Gliedern, auf denen die Namen derer standen, welche sie hatten machen lassen; außerdem hingen aber an derselben noch viele silberne Pfennige und Schaumünzen aller Art, welche von diesem und jenem der Gesellschaft verehret waren, so daß darüber dieses Gehänge zuletzt gar ungelenk und unbrauchbar wurde. Auf einer dieser Schaumünzen,

einem Geschenke Hans Sachsens, war der König David abgebildet. Daher hieß dieser Sieger der König-Davids-gewinner. Dem nächsten Singer nach dem Übersinger ward dann aber ein, von seidenen Blumen gemachter, schöner Kranz zu Theil, welchen man ihm aufsetzte. Außerdem durfte auch der Übersinger in der nächsten Schule mit im Gemerke sitzen, und wenn er befragt wurde, guten Rath geben; der zweite Gewinner sammelte aber mit seinem Kränzlein in der nächsten Schule an der Kirchenthüre die Gaben ein.

Zu Zeiten fand sich denn auch ein begüterter Liebhaber, der aus Freigebigkeit etwas zu versingen aufwarf, zum Theil nur als Preis zwischen einzelne ausgezeichnete Sänger.

Besonders wichtig wurde aber das Amt der Merker angesehen, und sie wurden als vereidete Männer betrachtet, weswegen ein solcher Merker denn auch abtreten und einem anderen seine Stelle überlassen mußte, wenn ein naher Verwandter den Sängerstuhl bestieg; zugleich waren sie aber auch verbunden, dem Singer, der nicht gewonnen hatte, von seinen gemachten Fehlern, damit er nicht von Anderen verhöhnet würde, und nicht Streit entstände, Anzeige zu geben; so wie es auch ausdrücklich geboten war, daß ein Sänger, wenn er im Singen und Dichten besonders ausgezeichnet

war und auch wenige oder gar keine Fehler machte, er darum seine Gaben nicht mißbrauchen, noch andere neben sich verachten solle.

Eine sehr wichtige Sache war es aber, wenn jemand ein ganz neues Bar mit dem Tone dazu erfunden hatte; dieses wurde dann mehrere Mahle mit besonderer Feierlichkeit von dem Urheber in der Schule vorgesungen und desgleichen feierlichst ins Buch getragen.

Des Tages nun, wenn eine Schule gehalten, war es gebräuchlich, daß die Gesellschaft der Sänger am Abend in einer Zunftstube eine ehrbare, ehrliche und friedliche Zeche hielt. Auf solcher Zeche mußte ein jeder sein Seitengewehr und seine Waffen von sich legen, in welchen damals noch auch die rüstigen Meister und Bürger einhergingen; auch war alles Kartenspielen und Würfeln, als ein Laster, und alles unnütze Gespräch und überflüssige Trinken ausdrücklich verboten, und man würde auch wohl das unmäßige Rauchen und Schmauchen verboten haben, wenn man diesen wunderlichen Zeitvertreib damals schon gekannt; dagegen aber wurde ein Zechkranz zum Besten gegeben, darob man, im Singen wetteifernd, sich unterhalte, und es sollten dann aller Art Lieder gesungen werden; nur waren sogenannte Straffer und Reitzer zu singen verboten, als woraus Uneinigkeit ent-

stehen könnte; es durfte auch keiner auf der Zeche den Anderen auffordern, um Geld oder Geldeswerth zu singen, desgleichen durfte daselbst Niemand unaufgefordert an den für die Merker eigens zugerichteten Tisch sich setzen. Der Sänger, welcher auf der Schule den Kranz gewonnen, mußte bei der Zech' aufwarten und fürtragen; wenn er es aber nicht allein bestreiten konnte, mußte ihm derjenige, welcher auf der vorhergegangenen Schule den Kranz gewonnen, aufwarten helfen; diejenigen aber, welche in der Schule das Kleinod oder den Kranz gewonnen oder nur glatt gesungen, wurden mit zwanzig Groschen begabt, jeder Merker mit zwanzig Kreuzer, so wie überhaupt die Zeche von dem auf der Schule gesammelten Gelde bezahlt wurde; hatte die Schule aber einmal nicht so viel getragen, so wurde das Fehlende aus der gemeinen Büchse der Gesellschaft genommen.

Und so lebten, webten und sangen die Gesellschafter der Meistersängerkunst friedlich, ehrbar und vergnüglich und hielten redlich zusammen, bis jeden der Tod abrief; aber auch die letzte Ehre erwiesen sie einander; war nämlich ein Meisänger mit Tode abgegangen, so waren alle Gesellschafter schuldig, ihn zu Grabe zu begleiten; war aber ein Merker verstorben, so verfügten sich, nachdem der Sarg in das

Grab versenket, aber die Erde noch nicht aufgeworfen war, die gesammten Gesellschafter an das Grab und sangen dem lieben abgeschiedenen Altmeister noch zu letzter Ehre ein klagendes Gesellschaftslied.

Ganz besondere Vorschriften waren aber noch für die Auswahl und Belehrung der Schüler und ganz eigne Feierlichkeiten und Prüfungen für die Aufnahme und Freisprechung der ganz ausgelernten Sänger. Hiemit hatte es noch folgende Bewandtniß.

Wenn sich nämlich bei irgend einer Person Lust und Liebe zu der Meistersängerkunst regte, meldete sie sich bei irgend einem Meister, zu dem sie Vertrauen hatte und der wenigstens einmal das Kleinod gewonnen haben mußte, und bat ihn, daß er mit gutem Unterricht an die Hand gehen wolle. Ein solches that nun der Meister, welcher angegangen war, auf jeden Fall sehr gerne und übernahm die große Mühe, welche besonders die Belehrung der sehr schweren Töne veranlaßte, ganz freudig und umsonst, nur aus der Liebe, die alte Kunst auf die Nachkommen zu bringen; weswegen die Meistersänger sich denn häufig um fähige Schüler selbst bewarben und sich ihren Schlaf und ihre Ruhe deshalb nicht selten in Unterweisung der Schüler abbrachen. Hatte nun ein Lehrling sich wohlgehalten, die Lehrsätze und

eine ziemliche Anzahl von Tönen, sonderlich vier der schwersten begriffen, welche man die vier gekrönten zu nennen pflegte, so ward er auf der Zech', nach abgelegter Jahresrechnung, welches zu Nürnberg gewöhnlich an dem Thomastage geschah, der Gesellschaft durch den Lehrmeister vorgestellt, mit der Bitte, solchen in die Zunft der Liebhaber des Gesanges aufzunehmen.

Hierauf stellten denn die Merker ein gutes Examen an, und forschten zuerst, ob sich der Lehrling eines stillen und ehrlichen Wandels beflissen, ob er die Singschule stets besuchet; ferner ward er auf die Probe gestellet, ob er die Kunst genugsam erlernet. War das geschehen, so traten Lehrmeister und Schüler ab, der älteste Merker ließ dann an alle Gesellschafter die Umfrage gehen und nach deren Beschluß und Beistimmung wurde er denn feierlich empfangen und aufgenommen, und er mußte versprechen, bei der Kunst beständig zu bleiben, sich friedliebend zu betragen und die Ehre der Gesellschaft stets zu vertheidigen, auch kein Meisterlied auf öffentlicher Gasse abzusingen.

Wenn sich endlich eine Zeitlang ein Sänger in den Schulen zu jedermanns Vergnügen hatte hören lassen, und sonst in seinem übrigen Leben sich untadelhaft verhalten hatte, konnte er um die sogenannte Freiung anhalten, das ist, daß

er auf offener Singschule für einen Meister des Gesanges erkläret werde.

Eine solche Veranstaltung, als die der deutschen Meistersängerzunft, welche so aus sich selbst hervorgegangen, auf so genaue Gesetze gegründet, sich so lange Zeiten hauptsächlich nur unter dem einen Stande der gewerktreibenden Bürger, ohne weiteren Vortheil und Gewinn, allein durch die Liebe zur Ordnung und Gesetzmäßigkeit und zur Sicherung eines erfreulichen und doch immer ziemlich sinnreichen Zeitvertreibes, erhalten hat, findet sich unter keinem anderen Volke, als unter dem deutschen, und schon aus dem Beispiele dieser einzigen Gesellung, in welcher man mit so beharrlicher Ausdauer selbst demjenigen, welches in seiner Ausübung sonst die größte Freiheit liebt und nothwendig lieben muß, den strengsten Gesetzeszwang aufzulegen wußte, geht es sehr deutlich hervor, wie tief in dem deutschen Volke dieser Trieb zu gemeinsamen und auf sehr überlegten Gesetzen beruhenden friedlichen Verbindungen und Verbrüderungen zur Erreichung erfreuender und nützlicher Zwecke liegen müsse, und daß man also wohl sich zu hüten habe, diesen festgewurzelten Trieb, der seit Jahrhunderten viel

Gutes und Rechtes gewirket und der gewiß mit den edelsten Anlagen und Vorzügen der deutschen Sinnesart genau verwandt ist, sehr zu schwächen oder ganz abzuleiten.

So war denn auch die löbliche Meistersängerzunft nicht blos bei den Freunden ihrer Mitglieder, sondern auch schon seit langen Zeiten bei Fürsten und Großen, selbst bei den Kaisern der deutschen Lande in rechten Ehren und in öffentlicher Gunst gewesen; nicht blos manche Privilegien und Begnadigungen waren ihr zu verschiedenen Zeiten zugetheilet, sondern auch ein eignes großmächtiges reichsmäßiges Wappen mit einem dazu gehörigen ordentlichen Wappenbriefe hatte sie erhalten, und sogar eine güldene eigne Krone, welche sich von Kaiser Otto des ersten Zeit herschreiben sollte; und nicht allein in Nürnberg, sondern auch an anderen Orten hatte man sich nicht gescheuet, den ehrliebenden Meistersängern eine Kirche zur Ausübung ihrer ergötzlichen Kunst anzuweisen; sehr oft, auch noch in späteren Zeiten waren es die aller angesehensten, vornehmsten und würdigsten Männer, welche als Zuhörer in den Singschulen erschienen und, wenn sie an dem Inhalt mancher Gesänge sich auch nicht immer besonders erbauen mochten, doch an dem ganzen ernstlichen und redlichen Wesen der guten Sänger und Meister großen Antheil nahmen, und es ist gewiß, daß in den

größeren und reicheren Städten, die sehr angesehenen und in Erreichung des öffentlichen Nutzens sehr weisen und erfahrenen Herren des Rathes zu jenen früheren Zeiten, als sie die getreue Verwaltung der Städte noch als ein Ehrenamt übernahmen und deswegen nicht sowohl auf den Eigennutz, als auf das allgemeine Beste redlich bedacht waren, sich mit großer Gunst auch der Gesellschaft der Meistersänger zugethan bewiesen und sie auf alle Art zu begünstigen und zu befördern gesucht haben. Denn wenn es damals sehr emsige, ordnungsliebende, stille nnd gescheite Bürger und Meister gegeben, so waren dieses vornehmlich diejenigen gewesen, welche den Meistergesang geliebt und geübt.

Wer möchte wohl mehr auf Ehre und guten Namen gehalten haben, als diese Männer, welche mit Mühe und Fleiß darnach strebten, unter den übrigen Sängern und Freunden auch an ihrem Theile nur ein Mal mit dem Kleinod und Sängerkränzlein gezieret zu werden und in den nach ihnen benannten Gesangsweisen auch auf diese Art ihren Namen ehrenvoll und wohlgeschmückt auf ihre Nachkommen zu bringen. Mochten denn auch immerhin die Übungen in den Singschulen noch so einförmig und eingeschränkt seyn, sie trugen doch immer das Ihrige dazu bei, den guten, treffenden Verstand, die regsame Aufmerksamkeit und den

Sinn für das Wissen und Lernen in den Bürger- und Handwerksmeistern ganz besonders zu schärfen und zu erhalten, wie es denn überhaupt aus manchen Umständen erhellet, daß die Gewerke in den früheren Zeiten auch deswegen in größeren und höheren Ehren gestanden, als jetzt an manchen Orten, weil die damaligen Handwerksmeister zum großen Theile nicht blos recht wohlhabende und kunstreiche, sondern auch gar gescheite, rathesvolle und gar wohl unterrichtete Männer gewesen, von denen nicht selten berichtet wird, wie sie mit Doctoren, Herren und Gelehrten in Vertraulichkeit zusammen gekommen sind und mit ihnen der klugen Reden gepfleget haben; ganz vornehmlich aber trug das Bestehen und Gedeihen der Meistersängerkunst zur Beförderung des öffentlichen Friedens und der allgemeinen Ruhe bei und bestärkte also auf diese Weise nicht wenig das allgemeine Beste. Wenn es nämlich sonst wohl sehr leicht hätte geschehen können, daß in einer großen und lebhaften Stadt die verschiedenen Zünfte und Handwerksinnungen in diese und jene Feindschaft und Widerstrebung hätten gerathen können, wie sich dergleichen Fälle allerdings auch wohl finden; so beugte diesem Übel die Meistersängergesellschaft aufs Trefflichste vor, indem gerade diese eine sehr angesehene und beliebte allgemeine Zunft bildete, in welcher Mitglieder aus allen ver-

schiedenen Zünften, Gilden und Gewerken sich in Liebe und Frieden zu demselben Zwecke verbanden und auf diese Weise ärgerliche Trennungen und Partheiungen besonders verhinderten.

Als nun aber gerade in den nächsten Jahren nach dem Fortgang der großen Kirchenerneuerung es zum ersten und obersten Gesetze gemacht wurde, es solle keiner seine Gesänge in einer anderen Sprachart abfassen, als in derjenigen, in welcher D. Luther die Bibel deutsch übersetzet, und es solle alles der heiligen Schrift gemäß vorgestellet werden; so kam, in Nachahmung der kräftigen Worte und Reden des frommen Wittenbergers, nicht nur überhaupt mehr Leben und frische Bewegung in das denn doch gar zu steif gewordene deutsche Meistersängerwesen, ja in die ganze damalige Art zu Leben und zu reden, sondern ganz vornehmlich wurde auch auf diesem Wege die Bibel den getreuen Hausvätern recht bekannt und lieb, und es waren seit der Zeit eigentlich nur die biblischen Geschichten, Sprüche und Reden, welche die Liebhaber des deutschen Gesanges auf ihre Weise in Reime brachten, sie mit recht getreulichen Nutzanwendungen versahen und zu Gottes Ehre und zu der Freunde herzlicher Erbauung in oft sehr guten und feierlichen Melodien absangen, von denen die noch bekannt

gebliebenen deutlich zeigen, daß sie eigentlich die Grundlage der guten alten lutherischen Kirchenmelodien sind. Auch hiedurch wurden die guten und getreuen Meister immer ernstlicher und freudiger angetrieben, täglich daheim aus der Bibel vorzulesen, über ihren Inhalt recht reiflich nachzudenken und sich auf alle Weise darüber zu unterhalten und zu belehren, und so fand denn das zu Wittenberg angefangene und in den folgenden Jahren so mannigfaltig verwirrte und gestörte Werk ganz vornehmlich auch in den Singschulen der gesangliebenden Bürger in den Städten seinen stillen ungestörten Fortgang; und während Fürsten und Herren in der Folge in dieser großen und guten Sache, oft aber mehr um ihren Vortheil als um ihren Glauben, heftig stritten und viel des Blutes vergossen, kam sie in den Häusern fleißiger und redlicher Bürger zu ruhigem und segensreichem Wachsthum, wie das an mancher guten, frommen und ehrbaren Bürgerfamilie wohl noch zu merken seyn mag.

35.

Die Dichter der deutschen Vorzeit.

(Von Furchau.)

Der alte Leuthold zog seinen jungen wißbegierigen Gast (den damals auf der Wanderschaft begriffenen Hans Sachs) zu einem großen Bücherschrein, der Thüre gegenüber, welcher mit einem sehr künstlich und kraus geschnitzten Rahmen eingefaßt und in vier verschiedene Fächer abgetheilet war, und sprach: Hier sehet Ihr nun in diesem unschätzbaren Schreine die großen und edlen deutschen Rittergedichte; und sich hierauf zu dem ersten Fach desselben wendend, fuhr er fort: In diesem ersten Fache erblicket Ihr aber in einer mächtigen Reihe die Bücher von den Helden, in denen von dem Herkommen, dem Ende, den Thaten, Kämpfen und Abentheuern der allerersten und ursprünglichen alten Helden und Ritter viel Wunders erzählet wird; desgleichen von dem gar widerwärtigen und feindseligen Hunnenkönig Ezel und von vielen Landen und Städten. Von diesen Heldenbüchern findet Ihr nun das erste Gedicht König Rother genannt, welcher der Großvater

Kaiser Karls des Großen war. Dieses schöne Gedicht ist in überaus kräftigen Versen geschrieben, jedoch der Urheber unbekannt.

Freudig faßte Sachs dieses kostbare Buch zur Hand, welches auf Pergament sehr zierlich, aber alterthümlich und, wie es bei dem vorübergehenden Anblick erschien, ihm ganz unleserlich geschrieben war. Denn schon nahm der Alte das Heft wieder an sich, stellte es sorgsam in den Schrein und zeigte das zweite stärkere vor, indem er sprach:

Hie sehet Ihr das wunderbare und liebliche Buch von Kaiser Otnit aus Lompartenland und dem kleinen Elberich, wie sie mit großer Gefahr über Meer gereiset sind, und einem heidnischen König seine Tochter abgewonnen und wie zuletzt Kaiser Otnit, neben einer Linde schlafend, von einem fliegenden Gewürme weggetragen wird, und alsbald umgekommen ist; in gleichen findet Ihr die Geschichte von Hug-Dietrich und seinem Sohne Wolf-Dietrich, wie sie durch manche Lande gezogen sind und vieles vollendet und erduldet haben, welches alles der edle und theure Ritter Wolfram von Eschenbach in trefflichen Versen beschrieben hat; so wie Ihr auch in diesem selbigen Fache das Buch von Ezels Hofhaltung handschriftlich angefüget findet, und worin des Rüdiger von Bechelaren und des Dietrich von

ßern Kampfes mit dem wilden Wunderer für Frau Selde umständlich Erwähnung geschieht. Auch zeige ich Euch hier das alte Helden-Buch, genannt der Riese Siegenot, in der zwölfreimigen Versart Ecken Ausfahrt, wobei Ihr auch den riesigen Ecke in seiner goldenen Rüstung könnt abgebildet sehen, wie er mit dem starken Dietrich kämpfet.

Gerne hätte Sachs in allen diesen Büchern und großen blätterreichen Gedichten manches genauer betrachtet und überlesen, zumal da ihm die Schreibart immer mehr recht wunderlich, fremdartig, ja ausländisch vorkam und er lange nicht alles so recht verstehen konnte, was ihm der Alte mit erhabener Stimme und gar klingendem Tone hie und dort vorlas, doch trieb diesen seine Hast immer weiter, er hatte immer andere und immer köstlichere Heldenbücher und uralte Rittergedichte zu zeigen. Nach einander und oft auch zugleich holte er große und kleine Bücher hervor, meist alle recht sorgfältig geschrieben, viele doppelt, ja dreifach hie und dort mit bunten Bildern versehen, und nur wenigere in der damals üblichen Mundart umgesetzet und gedruckt. Aber kräftiger erhob er von neuem seine Stimme und sprach: Schauet hier, ein herrlich altes Gedicht: Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe mit Gewürmen und Riesen; ferner das Rosengartenlied oder der große Ro-

sengarten in zweierlei Gestalt, vollständig und desgleichen mannigfaltig verdeutlicht und zusammengezogen von Casper von der Roen, welcher viele der obgenannten Gedichte in neueren Zeiten verarbeitet hat; in diesem Gedichte werden ernsthafte Kämpfe der zwölf Helden von Worms und der zwölf Helden von Bern, zuletzt Siegfrieds und Dietrichs Kampf beschrieben; hierauf folgt König Larin oder der kleine Rosengarten von dem wackren Heinrich von Oefterdingen überaus lieblich und sinnreich erdichtet, in mehreren Abschriften und neueren Verkürzungen, nebst vielen anderen trefflichen Gedichten der Art, und über alle diese Gedichte möchte denn gar Vieles und Wichtiges zu sagen seyn, wenn ich nicht dort zwei edle alte Gedichte, genannt der Niebelungen Lied und die Klage, in manchen und seltenen Handschriften erblickte, welche ich Euch alle insbesondere vorzeigen muß. Diese beiden Gedichte sind nun die letzten von den vielen köstlichen, ältesten und ursprünglichen Heldenbüchern, welche alle wie in einem großen Kreise der Dichtungen zusammengehören, oft von denselben hauptsächlichen Personen handeln und fast wie Früchte eines gemeinsamen, großen schatten- und saftreichen Baumes anzusehen sind; und findet Ihr nur noch zuletzt und gleichsam schließlich einige verschiedene Hefte des gedruckten Helden-

buches, worin Ihr die Geschichte von Kaiser Ottnit, Hug- und Wolf-Dietrich, den großen und den kleinen Rosengarten in unsrer heutigen Schreibart zwar viel verständlicher, aber auch gar verändert zusammengestellet findet und ist der letzte Druck dieses Heldenbuches, wie Ihr sehen könnt, erst vor vier Jahren, nämlich im Jahre 1509 vollführet.

Es blieb nun aber, nach Betrachtung dieses ersten Faches, noch bei weitem der größte Theil des Schreines mit vielen blätterreichen Bänden zurück, und mit besonderem Wohlgefallen schien sich der Alte zu dem zweiten Fache zu wenden, indem er fortfuhr:

Nun, guter Freund, sehet Ihr hier in sehr verschiedenen und mannigfaltigen Abschriften und Abdrücken über zwanzig meistentheils große, schöne und eigentlich geistliche Rittergeschichten, welche wiederum zusammengehören und welche mir von allen die reizendsten, künstlichsten und wunderbarsten zu seyn scheinen: sie beschreiben nämlich alle die Geschichten, Züge und Kämpfe der Ritterschaften eines gewissen überaus wunderlichen Kleinodes, genannt der heilige Graal, welches nämlich die demantene Schüssel ist, aus welcher unser Heiland am Abend vor seiner Kreuzigung gespeiset und in welche Joseph von Arimathia das Blut des Sterbenden aufgefangen. Diese Schüssel war, erzählt die Sage,

von gar großer Wunderkraft, ward, wie gesagt, von einem eignen Ritterorden beschützet, durch manche Länder getragen, zuletzt verborgen und endlich von dem König Artus aus Bretagneland mit den Rittern von der Tafelrunde in allen Ländern vergeblich aufgesucht. An dieser Tafelrunde war aber die Stelle, welche unter den Jüngern des Herrn einst der Verräther Judas verlassen hatte, die leere und gefährliche. Zu diesen Geschichten, von denen man in Wahrheit sagen darf, daß sie zu den allerwunderbarsten, anmuthigsten und lieblichsten gehören, welche jemals erfunden und beschrieben wurden, rechne ich nun zuerst drei der allerkostbarsten großen Gedichte: zuerst den Titurel oder die Pflege des Graales; zum zweiten den Parzival und endlich den Lohengrin, in welchem Gedichte auch sehr vieles vorkömmt von den alten deutschen Kaisern, Heinrich, Otto dem Großen, Otto dem Rothen, Otto dem Dritten und dessen Neffen Heinrich von Baiern und seiner Gemahlin Kunigunde. Diese genannten drei vortrefflichen Gedichte, welche Ihr in mehreren verschiedenen Abschriften und Abdrücken erblicket, sind von dem unvergleichlichen Wolfram von Eschenbach verfasset.

In ein großes und weitläufiges Lob ergoß sich nun der Alte bei diesen dreien Gedichten, von welchen er sagte, daß

sie dem andächtigen Leser eine ganz neue Welt der inneren und äußeren, der geistlichen und weltlichen Wunder eröffneten und zumal der Titurel die sanftesten und klingendsten Verse enthalte. Ja er las einige der schönsten Stellen vor, welche den Ohren des Nürnberger Gesellen in ihren überaus milden und doch starken und tonreichen Klängen eine sehr angenehme Unterhaltung gewährten, aber wegen ihrer veralteten und ganz ungebräuchlichen Worte seinen Gedanken noch immer gar nicht verständlich werden wollten.

Doch es waren in diesem zweiten Fache noch viele große Gedichte zu finden, welche noch alle von der geistlichen Ritterschaft des heiligen Graal und den mehr weltlichen Rittern der Tafelrunde handelten, welche der Alte fast alle im Einzelnen durchging und von denen er den meisterlichen Tristan des wackren Gottfried von Straßburg vorzüglich rühmte. Es blieben indeß, nachdem alles dieß betrachtet war, von dem ersten Schreine noch zwei Fächer zurück; da fing denn der Alte, zum dritten Fache schreitend, mit etwas gelaßner Stimme an und sprach:

In diesem dritten etwas kleinerem Fache folgen die ritterlichen Bücher von Kaiser Karl dem Großen und seinen Vasallen, von welchen Gedichten Ihr auch fast zwanzig Hefte findet, obgleich mir hier besonders, wie

aber auch bei allen übrigen, manche fehlen, von denen ich weiß und nicht weiß. Auch diese Gedichte wurden alle im Einzelnen durchgegangen und rühmte der alte Leuthold ganz besonders das schöne Gedicht: Wilhelm der Heilige von Oranse durch Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Thurheim gedichtet. Nachdem nun eine ziemliche Zahl von Büchern aus diesem dritten Fache vorgezeiget und eine noch größere Zahl von Namen genannt war, schritt der unermüdete Alte endlich zu dem vierten Fache, wie es schien, mit recht erneueter Liebe, indem er jedoch ruhiger als vorher seine Rede also fortsetzte:

In diesem vierten und letzten Fache meines Bücherschreines treffet Ihr gleichfalls über zwanzig gar schöne und seltene einzelne große Gedichte in vielfachen Abschriften und Gestalten, welches freilich immerhin Ritter- und Geschichts-Bücher sind, aber doch so eigentlich nicht zu den übrigen Arten gehören, sondern mehr für sich bestehen und zum Theil auch in späteren Jahren gedichtet sind; deren sind nun die erstere größere Hälfte diejenigen, welche uns von unsren eignen späteren deutschen Fürsten und Herren gar merkwürdige Geschichten beschreiben. Zuerst stelle ich Euch in dieser Reihe dar das schöne Gedicht des guten alten Heinrich von Veldeck, genannt: Herzog Ernst; doch von die-

sem alten Buche, welches eigentlich ganz und gar für sich besteht und wovon ich Euch zwei ähnliche Beschreibungen vorzeige, gedenke ich Euch bei einer andern Gelegenheit das Nähere zu erzählen, da es uns sonst zu weit führen würde. Hierauf folgten nun die übrigen großen Gedichte dieser Art von den Herzogen zu Sachsen, Oesterreich, Thüringen, Schwaben, auch Ritters Ulrich von Lichtenstein Frauendienst, ein gar feines Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhunderte, zu denen sich nun gleich diejenigen großen Gedichte gesellten, welche der fremden Herren Begebenheiten abschilderten; als da sind Wilhelm Herzog von Orleans, ein schönes Gedicht in guten Versen beschrieben durch Rudolph, Dienstmann zu Montfort; ferner ein recht treffliches Buch: Gottfried von Bouillon, gedichtet von dem edlen Wolfram von Eschenbach; vornehmlich auch Salomon und Morolt, und zum Beschluß von allen diesen Gedichten fand sich der Appolonius von Tyrland, beschrieben durch Heinrich von der Neuenstadt, dem jüngsten und letzten aller ritterlichen Dichter, von welchem der Alte meinte, daß er vielleicht zu Wien noch lebe; so wie denn viele von diesen zuletzt genannten Gedichten, über deren Ursprung und Anlaß noch gar manches ungewiß war, einen viel geringeren Werth an sich zu tragen schienen.

Mehrere Stunden waren über der Betrachtung aller dieser großen Gedichts vergangen, aber der Alte war, wie ein Fisch in seinem Wasser, gar munter und lustig; that einen schnellen Zug aus dem dastehenden Becher, wozu er auch den jungen Gesellen ermahnte, und wandte sich zu dem zweiten großen Schreine, welcher nicht minder künstlich gearbeitet, an der entgegenstehenden Wand des Gemaches errichtet war, indem er von neuem anhub:

Diesen zweiten Schrein sehet Ihr nun zu drei verschiedenen Fächern abgetheilt, von denen jedes seine ganz besondere Bestimmung hat. Die in dem ersten Fache enthaltenen Gedichte beschreiben der Völker Krieges- und Friedens-Chroniken vom Anbeginn der Welt. In dem zweiten oder mittleren Fache sehet Ihr aber die geistlichen Gedichte von unsrem Erlöser und den Heiligen; und endlich in dem dritten Fache zeige ich Euch der Welt Lauf, Geschäft, Verwirrung, Laster, Thorheit und Tugend in mancherlei alten, auch einigen etwas neueren trefflichen Gedichten.

Zuerst nun und gleichsam zum Eingange zu den großen Weltgeschichten sehet Ihr hier in dem ersten Fache einige treffliche große Gedichte von den Griechen und Römern; als da sind: der trojanische Krieg durch Meister Conrad

von Würzburg; dieselbe Geschichte durch Wolfram und durch Herbort von Fritzlar gedichtet; auch die Aeneis und der Römer Geschichten von Heinrich von Veldeck; Alexanders des Großen Züge durch den edlen Rudolf von Montfort, später durch Ulrich von Eschenbach und durch Seifried berichtet; auch gehören hieher des alten Römers Ovid Verwandlungs-Geschichten durch Albrecht von Halberstadt. Hierauf folget denn die große Chronik in edlen Versen vom Anbeginn der Welt, in welcher viel geistliche, aber auch weltliche Dinge enthalten sind, welche von Rudolph von Montfort begonnen und von gar vielen unbekannten Dichtern fortgeführet und umgeändert ist; von welcher Art Ihr dreißig bis vierzig verschiedene Aenderungen und Abschriften findet, bis zuletzt die Weltchronik Jansen des Enikles diese Geschichtsbücher beschließet. In dem zweiten Fache nun, von den heiligen Geschichten und Legenden, findet Ihr wiederum eine gar große Zahl schöner und frommer Beschreibungen und Berichte von der heiligen Jungfrau Maria durch bekannte und unbekannte Dichter, unter denen Ihr Ritter und Klosterbrüder findet; vornehmlich das Leben Maria, Christi und der ganzen heiligen Familie durch Bruder Philipp des Karthenser-Ordens, welches auch in niederdeutscher Sprache

vorhanden ist. Außerdem sehet Ihr hier noch manche eigene Gedichte von dem Leben und Leiden unsers Erlösers, so wie von vielen heiligen Männern, Frauen und Jungfrauen in sehr guten Legenden, besonders aber das überaus liebliche und fromme Gedicht von Barlaam und Josaphat durch Rudolph von Montfort; so daß Ihr hier viel mehr denn dreißig der heiligen Gedichte und großen Legenden manche in vielfachen Abschriften erblicket. Und hiezu habt Ihr denn sogleich zum Unterschiede in dem dritten Fache die verwirrete, lustige und traurige Welt in kleinen und großen Gedichten, bekannter und unbekannter, alter und neuer Meister, in verschiedenen Mundarten und großen Sammlungen geschrieben und gedruckt, deren Zahl sich gewiß bis viel über hundert beläuft und worin Ihr nichts vermissen könnet von allem dem, was auf Erden gesehen und erfahren wird, in Ernst, Trauer und Freude, List und Schimpf. Aus dieser übergroßen Menge kann ich nur dieses und jenes blos mehr zufällig hervorheben: zumal ich hier auch der neueren und jüngeren Gedichte manche habe; sogleich zuerst findet Ihr hier das lehrreiche und treffliche Buch von den sieben Meistern in vielen Abschriften und Arten, die Geschichte von Engelhard und Engeldrut durch Conrad von Würzburg, den armen Heinrich durch Hartmann

von der Aue; hierauf gar viele Sammlungen kleiner und artiger Geschichtserzählungen von getreuen und ungetreuen Männern und Frauen, von fahrenden Schülern, Bauern, Rittern, Mönchen und Königen, auch manches geistliche Abentheuer; ferner Geschichten von dem Pfaffen Amis und dem Kolenberg; Niethard und seine Schwänke mit den Bauern; König Tipols von Schotten Lehre an seinen Sohn Friedebrand; das unvergleichliche und sinnreiche Buch, genannt: die Bescheidenheit des Freigedang in vielen Abschriften und Aenderungen; ferner vielerlei Fabeln, besonders des weisen Boner Edelstein; darauf ernsthafte Erzählungen meist des Stricker, vornehmlich auch eine schöne Handschrift und sauberer Abdruck, heißt: der Renner des Hugo, Schulmeisters von Trimberg, welches Gedicht seinen Namen davon hat, daß es allen guten Lehren nachrennet; die Sittensprüche des alten Griechen Aristoteles und des Römers Meister Kato; desgleichen mancherlei Spiegel der Tugend; Spruchgedichte von Heinrich Teichner; listige Erzählungen des Hans von Rosenblut, genannt Schnepper, welche Ihr wohl schon kennen möget; darauf weiterhin die ganz treffliche und lehrreiche Geschichte von Reineke dem Fuchs in einer alten und seltenen Handschrift in nieder-

deutscher Mundart, auch gedruckt; und mehrere sehr kluge Bücher von den Thieren und deren Raths-Versammlungen; zuletzt noch das Gedicht Gott Amur oder der Minne Lehre, nebst vielen dahin gehörigen Gedichten und Gesprächen, und endlich zum Schluß der Todtentanz und das jüngste Gericht und noch gar viele andere Bücher und Büchlein von der Welt Lauf und Verkehr.

Lange nicht alle Gedichte hatte der alte Freund vorzeigen und von den allerwenigsten etwas anmerken können, und dennoch waren über der eiligen Betrachtung wiederum verschiedene Stunden hingegangen, so daß der Tag sich schon gegen den Abend neigte. Der gute Leuthold aber schien das alles nicht zu bemerken, sondern nach einem wiederholten frischen Trunke, wozu er gleichfalls wieder seinen Gesellen einlud, wandte er sich mit recht herzinniger Freude zu dem dritten, jedoch kleineren Schrein, welcher ganz besonders künstlich und zierlich unter und neben den beiden Seitenwänden des Fensters, wo noch Raum war, mit vielem aus Holz geschnitztem Laubwerk, Blätter- und Blumenwinden das Fenster fast in der Gestalt einer kleinen Laube einfaßte. Da griff der Alte dem Nürnberger recht sehr freundlich an seine Hand, führte ihn herzu und sprach:

In diesem kleinen Schreine, welche ich nur meinen Blumengarten zu nennen pflege, findet Ihr nun, so wie Ihr in den beiden anderen die großen und abentheuerlichen und mannigfaltigen Geschichtsbücher und Erzählungen in ihren schönen Reimen gefunden habt, hier die überaus lieblichen und minniglichen kleinen Lieder und Gesangsweisen der edlen alten Ritter und Herren, welche Ihr guten, aber nicht wohl unterrichteten Sangmeister unsrer Zeit vielleicht mit einigen Vorwänden, aber doch mit gar zu großer Anmaßung Eure Meister, Vorgänger, ja Genossen nennet.

Ich habe dieser kleinen Lieder und Gesangsweisen von den ersten bis zu den letzten sorgfältig viele gesammelt, als ich deren nur irgend habe auffinden und Herr werden können, und sehr viele sind von meiner eigenen Hand abgeschrieben. An diesem Fenster sitze ich nun gar oft, vornehmlich wenn die Morgensonne hineinscheinet, oder beim Abendlichte und vertiefe mich in diesen allerzartesten und gedankenreichsten Dichtungen, welche größten Theils von dem Frühlinge und fröhlichen Dingen handeln und welche ich wie die bunten und frischen Blumen nicht genug betrachten, noch ihre Lieblichkeit sattsam erkosten kann, und ich denke hie einmal so sinnend und prüfend mein letztes Stündlein zu finden.

Es waren größere und kleinere Bücher, welche in diesem Schreine rings um das Fenster standen, alle sehr sauber geschrieben und besonders zierlich, fast kostbar zusammengefaßt, zum großen Theile auch mit Bildnissen und anderen Zeichnungen versehen, von denen nun der Alte den ersten Band mit sichtbarer Sorgfalt hervornahm, indem er sprach:

Vor allen zuerst zeige ich Euch hier eine von unbekannter Hand besorgte, aber sehr getreue, künstliche und bilderreiche Abschrift der Sammlung ritterlicher und minniglicher Lieder, welche vor nun schon zwei Jahrhunderten der Ritter Rüdiger von Manesse, ein Rathsherr zu Zürich, zusammengetragen und in welchen Ihr Gedichte von hundert und vierzig verschiedenen Dichtern findet, worunter Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Doktoren und Herren. Außer dieser Sammlung aber zeige ich Euch noch mehr denn funfzehn andere große und kleine Bände aneinander gefügter Lieder vor.

Sehr fleißig und sorgsam ging nun der treuliche Lehrmeister mit dem eben so aufmerksamen und begierigen Nürnberger Gesellen diese Bände durch; berichtete von ihrer Entstehung und Beschaffenheit manches Merkwürdige und las hie und dort mehrere der ausgewähltesten Stücke vor, die dem Nürnberger mit einigen Erläuterungen, welche er sich

erfragte, ein wenig verständlicher waren, ja von welchen einige ihm schon, wiewohl sehr verändert, aus Gesangbüchern nürnbergischer Liebhaber bekannt schienen. Endlich nahm der alte Liederfreund den letzten Band hervor, schlug die sehr vorsichtig geschriebenen Blätter auseinander und sprach mit einem gefälligen Lächeln:

In diesem Büchlein habe ich nun so für mich selbst und zu meiner eignen Ergötzung die besten und mir lieblichsten der kleinen minniglichen Lieder, von den frühesten bis zu den letzten, und so viel ich habe aus Nachlesung mehrerer Schriften und aus mündlicher Erkundigung erforschen mögen, nach der Zeit, in welcher ihre edlen Urheber gelebt, ordentlich zusammengetragen. Obenan stehet der gar treuherzige und zärtliche Heinrich von Veldeck aus dem nördlichen Deutschlande, als derjenige, welcher nach allen Erkundigungen von den gesangübenden Rittern am frühesten gelebt und in seiner noch etwas härteren Mundart in Mitten des zwölften Jahrhunderts nach unsers Herrn und Heilandes Geburt, vor nun schon mehr denn dreihundert und funfzig Jahren treffliche Lieder gedichtet hat. Ihm folgt, neben Hartmann von der Aue, der vielgerühmte Wolfram von Eschenbach aus der Oberpfalz, arm, aber ritterlich, welcher funfzig Jahre später viele der kunstreichsten

Lieder gedichtet hat. Vornehmlich aber sind zu bemerken die vielen und mannigfaltigen, immer aber zutreffenden Lieder des sehr tönenden und tapfren Herrn Walthers von der Vogelweide, welcher so schön das Lob des deutschen Vaterlandes gesungen hat. Auch der grüblerische und feierlichere Reimer der ältere und Herr Nithard von Rüwenthal hat hier gar fröhliche und lustige Lieder, zu dem sich Bruder Werner der Pfaff recht ehrbar und gottesfürchtig gesellet; nicht minder Herzog Anhalt der Fette voll zarter Höflichkeit, und Graf Otto von Henneberg, der im Namen der Frauen, und Herr Walther von Metz, der in der deutschen und französischen Sprache zugleich seine Lieder dichtet. Neben diesen sehet Ihr den sinnreichen Meister Gottfried von Straßburg, welcher schon wiederum funfzig Jahre später, als die zuletzt genannten Dichter, sehr ebenmäßig klingende Lieder verfasset, und vornehmlich auch den friedlichen und fröhlichen Herrn Ulrich von Lichtenstein, desgleichen den künstlichsten Reimer von allen, den Schenk Ulrich von Winterstetten, und neben diesem den fast heftigen Christian von Hameln, den munteren Tannenhäuser, und den letzten der recht ritterlichen und minniglichen Sänger, den würdigen und edelgesinnten Meister Konrad von Würz-

burg, der schon sehr viele und wehmüthige Klagen ergießet über den Verfall der edlen Kunst des Gesanges und über die Rauheit seiner Genossen. Nach Konrad, der schon zu den Zeiten Kaisers Rudolphs von Habsburg lebt, ist denn nun die beste Lust dahin und es vergehet nach dem Aussterben der Hohenstauffen die liebliche schwäbische Mundart immer mehr. Da hab' ich denn nun immer wenigere Gedichte verzeichnet, wie unter andern das Abschiedslied des sanften Grafen Friedrich von Leiningen, den Heinrich Hezbold von Weissensee und andere; und es fangen nun sichtbar die Lieder, wenn auch noch in der vorigen äußeren Gestalt, doch immer mehr an, innerlich auszuarten, wie es zuletzt ja auch mit den Blumen geht. Da findet Ihr noch manche Gedichte unter dem Namen des Kanzlers, welcher nur oft die Reime sehr kunstreich verschränket, jedoch zuweilen noch recht anmuthig sich hören läßt; auch erhebt sich zu dieser Zeit noch Steinmar in manchen zarten Liedern und es kommen denn nur diese und jene, welche sich unter gar verblümten Namen verbergen, als da sind, der Unverzagte, der Hellefur, der Ehrenbote; jedoch wird es immer einförmiger unter den Liedern meines Buches bis zum Schulmeister von Eßlingen und dem Meister Regenbogen, welcher ein

Schmied zu Mainz gewesen, und dem Meister Rumsland, welcher ein gar arges Spiel mit den geduldigen Worten treibt, bis zu dem Meister Spervogel und dem Juden Süßkind, welche ich doch Ehren halber mit aufgeführet; und so beschließe ich denn mein Buch mit dem recht wohl beflissenen Doktor der Gottesgelahrtheit Herrn Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, welchen Ihr Herren Zunftsänger ja unter Eure vornehmlichsten Meister zu zählen pflegt, der da manches Lied auch zu Ehren der guten Frauen gedichtet hat und deswegen, als er vor fast nun zweihundert Jahren zu Mainz verstorben, dort von Frauen ist zu seiner Ruhestätte getragen worden; zuletzt von allen nenne ich noch den wackren Hans Hadlaub zu Zürich, den Freund des Rüdiger von Manesse, der in seinen Liedern einen immer noch frischen, aber klagenden Nachklang der alten edlen Weisen geben möchte; denn von dem, was nach diesem kömmt, mögen Euch die Reimbücher der ehrenwerthen und trocknen Zunftgesellen das Weitere berichten, welche sich jetzt der edlen Kunst angemaßet.

Es war als wenn dem Alten die vorigen Grillen wieder aufsteigen wollten, indem er bei diesen letzten Worten sein vorher so sorgfältig geöffnetes Buch sehr schonungslos und rasch zuschlug. Da ergriff denn der kluge Sachs herzlich

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

den Becher und brachte einen frischen Trunk aus zur Ehre aller edlen alten Dichter und deren Freunde; und schnell erheitert that der gute Leuthold Bescheid.

Aber schon war es dunkel geworden, welches jedoch der alte Herr und Büchermeister erst bemerkte, da er sich zu der entgegengesetzten Wand wenden wollte, an welcher noch ein vierter kleiner Schrein errichtet war; denn zuletzt hatte er, ohne in die Bücher zu sehen, immer frisch aus dem innren Lichte seiner Gedanken geredet; als er nun aber inne ward, daß von dem letzten Schreine, welcher neben der Thüre stand, fast nichts mehr zu sehen sei, sprach er: Es ist wohl dunkel geworden, lieber Gast, über all' unsren Reden; es ist auch, was Ihr in diesem vierten Schreine erblicken werdet, nicht so ganz wichtig und dringend, daß wir die Betrachtung dessen nicht könnten mit Fug und Recht bis zu einer anderen Gelegenheit versparen. Ihr findet nämlich in diesem Schreine, außer einigen ganz alten fast unverständlichen Handschriften und mehreren ganz neuen, Euch vielleicht schon bekannten Gedichten und Lesebüchern, als zum Beispiel des Sebastian Brand lustiges Narrenschiff, und manchen nützlichen Uebersetzungen, nur ein, aber ganz vorzüglich merkwürdiges und überaus angenehmes altes Gedicht, genannt: der Krieg auf der Wartburg.

Von diesem Gedichte hat man aber oft recht wunderliche und verkehrte Begriffe; davon also, wenn es Euch gefällt, ein andermal das Weitere.

36.

Der Dichterkrieg auf der Wartburg.

(Bruchstück eines größeren Gedichts von Wackernagel.)

Auf Wartburg in dem Saale erhub sich Ungemach
von Sängern aus dem Thale der stolzen Eisenach,
da haben fromme Dichter gewettet um den Tod,
da wurden lichte Wangen im Streite feuerroth.

Sechs Meister sind gewesen von Künsten edler Art;
wer sollte da genesen, sobald nicht kunde ward.
Sie schienen alle gleiche, gewaltig von Gemüth,
wie hohe manche Lieder sind ihnen da entblüht!

Da von der Vogelweide Herr Walther oben ging,
zwei Heinriche: der Schreiber und der von Ofterding,
Bitt'rolf und Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach,
der mit den reinen Liedern zujüngst den Teufel brach.

Die haben an einander die Geister da geschlagen,
daß um den Tod sie mögten das Allerhöchste wagen.
Wie haben da die Wörter geklungen stark und mild,
empfangen und getragen, geboren manches Bild!

An einem Fenster saßen, die Saiten an der Hand,
die kühnen Liederhelden, und unten lag das Land,
der Wald mit seinen Bergen, ein wellenschlagend Meer,
in seine Tiefen lockend, weit um das Schloß umher.

Der Himmel und die Erde, die waren ungetrübt,
der HErr der schwebte innen, als wenn er so geliebt
die seinen theuren Dichter, daß solchen Augentrost
er ihnen wollte geben; — so war der Ort erkost.

Da sah man einen sitzen, von Antlitz als ein Kind,
von mannlicher Gebärde, als der gewiß gewinnt;
den Hut mit breiten Krempen tief auf die Stirn gedrückt,
mit Locken wie mit Trauben war stolz sein Haupt geschmückt.

Dem Fenster saß er über, in weite Tracht gehüllt,
sein Auge war mit Sehnen, die Brust mit Muth erfüllt:
so sah er unter'm Hute tief in das Himmelblau,
sein Auge schwamm und ruhte still in dem tiefen Thau.

Da hat sich wohl ergossen manch sternenklarer Quell
in seine tiefe Seele, die war so wunderhell,
da hat sich wohl entzündet manch sonnenglüher Strahl,
lebendig sich verkündet manch Lied zu neuemmal.

Dieweil die andern sangen die hochgemuthen Lied,
die rüstgen Lippen klangen die Worte, hellerblüht.
Es war ein Landgraf werther, davon ihr Lied erklang,
dem sonst zu allen Zeiten ihr Mund schon Weisen sang.

Von Thüringen danieden Herrmann sein Name hieß,
ihn lobten ihre Lieder, wie es ihr Geist nur ließ;
er mußte Blume werden für jeden Schmetterling,
für jedes Bild, das gerne sich kunstreich an ihn hing.

Sie hatten ihn verglichen dem Tag und seiner Pracht
und ihn vor allen Fürsten des Reiches groß gemacht,
sie warfen ihre Lieder wie Feuer in die Luft,
jed' Wort war himmelhelle und süß wie Veilchenduft.

Da weckten sie mit Worten den ihren Gegenmann;
still senkte der die Augen, die Saiten griff er an,
noch einmal that er Blicke hinaus und dann hinein,
die Bilder hielt er feste, wie den Kristall der Stein.

Mit Worten wohlgeschliffen, die innre Glut gekehrt,
hat mit geschickten Griffen die Fülle er geleert,
gespendet also reiche das farbenklange Licht,
daß immer wundervoller sich eins am andern bricht.

Die Worte waren alle wie Blumen auf der Au,
wenn noch in ihren Blättern des Morgens steht der Thau;
wo Dunkelheit gewesen, keimt' eine Schlüsselblum',
es strahlte eine Sonne ihr ganzes Farbenthum.

Nun sollt' er gleiche singen auch eines Fürsten Preiß,
da stand er auf, den Mantel mit freier zierer Weis'
er von sich warf, zum Fenster mit hohem Sinne trat,
und seine rothen Lippen bald von einander that.

Er ließ die Blicke schweifen hin auf das grüne Meer,
als wollt' er schnell ergreifen ein Bild von Ferne her:
der Sonn' gab er den Namen Leupold von Österreich,
den Herzog mit der Sonnen stellt' er vor Fürsten gleich.

Da stand mit hohen Sitten der stolze Sänger da,
die feuchten Lippen klangen, was innen er gesah,
er sang, daß außen tönte das Laub wohl in dem Wald,
die Vögel an das Fenster versammelten sich bald.

Das Bild, das war gestaltet so treu und auch so wahr,
daß Heinrich rief mit Brennen vor ihnen allen dar:
„Hei, ist doch nun gewisser der edle Herzog hier!
„Ich habe ihn entrissen sein ganz, das glaubet mir!“ —

Seine Stimme war verklungen, noch sah man in dem Saal
die Bilder alle schweben, die er aus Höh' und Thal
hereingerufen hatte, es klang und glänzte noch
von Sternen und von Sonnen die dunkle Wölbung hoch.

Dann flochte sich von Astern manch wunderbarer Kranz,
die Sonnenwenden kehrten die funkeln Blitze ganz
anheim in Heinrichs Augen, er glänzte wie ein Geist,
Veilchen unde Rosen war sein Gesicht zumeist.

37.

Die Sage vom Krieg auf der Wartburg.

(Jördens.)

Einst waren sechs berühmte Minnesänger an dem Hofe des sangliebenden Landgrafen Hermanns von Thüringen ver-

sammelt. Ein Jeder sang den Preiß seines Fürsten. Heinrich von Ofterdingen zog in seinem Gesange den Herzog Leopold von Östreich, den er mit der Sonne verglich, dem Landgrafen von Thüringen weit vor. Andere erhoben dagegen den König von Frankreich. Am meisten aber hatte er diejenigen gegen sich, welche den Landgraf Hermann, den sie mit dem Tage verglichen, priessen. Denn der östreichische und thüringische Hof wollten es damals immer einander zuvorthun. Ofterdingen wurde heftig nnd seine Gegner beleidigten ihn und verschworen sich, ihn vom Hofe zu bringen. Beim Gelage beredeten sie ihn zum Würfelspiel und gewannen ihm all sein Geld ab. In der Leidenschaft setzte er nun die Meisterschaft auf das Spiel. Auch diese gewannen sie ihm ab. Ganz außer sich wollte er dieß nicht gelten lassen. Nun wohl, sagten sie, so wollen wir um die Wette Lieder singen, und wer besiegt wird, soll sterben. Ofterdingen gieng es in der Trunkenheit ein und ward besiegt. Man wollte ihn dem Henker überliefern, aber er flüchtete sich zur Landgräfin und bat um ihren Schutz. Der Landgraf hatte den Streit zwar mit angesehen, aber geglaubt, es sei bloser Scherz. Als er sah, daß es ernstlich gemeint war, rieth er dem Ofterdingen, sich eine Frist auszubitten und auf einen Schiedsrichter zu berufen. Er

bat sich also die Frist von einem Jahre aus und berief sich auf Klingsohr.

Dieser Klingsohr war auch ein Minnesänger und hatte den Beinamen von Ungerland. Ob er aber in Ungarn geboren, ist ungewiß; man weiß nur so viel, daß er lange in Siebenbürgen gelebt und als Dichter und Sternkundiger einen jährlichen Gehalt von drei tausend Mark Silbers vom Könige von Ungarn, Andreas dem Zweiten, genossen, davon er einen Staat wie ein Bischoff geführt haben soll. Sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit überhaupt, als wegen seiner Sternkunde insbesondere, kam er in den Verdacht der Zauberei. Er selbst sagt von sich:

„Die Negromantie weiß ich gar,
der Astronomie nehm' ich an den Sternen wahr.“

Er studierte, heißt es, zu Krakau, Paris und Rom und that um der Mathematik, Sternkunde und Arzneikunst willen, Reisen nach Arabien und Babylon. Als Dichter war er zu seiner Zeit sehr berühmt und in dichterischen Wettstreiten so furchtbar, daß er 52 andere Dichter überwand.

Diesen nun herbeizuholen, reis'te Osterdingen nach Ungarn. Klingsohr, berichtet die Sage, flog gleich durch die Luft mit ihm nach Eisenach. Er bekam des Landgrafen

Vertrauen durch die Weissagung, daß dessen Sohn eine Gemahlin aus Ungarn bekommen werde. — Als er nun wegen des Wettkampfs den Ausspruch thun sollte, gab er dem Osterdingen Recht, kam dadurch aber in den Verdacht der Partheilichkeit, weil man wußte, daß er aus folgender Ursache einen Haß auf Osterdingens Hauptgegner, den Wolfram von Eschenbach, geworfen hatte. Eschenbach hatte nämlich den Klingsohr bei dessen Ankunft mit schmeichelndem Lobe empfangen und ihn zu einem dichterischen Wettstreite eingeladen, den aber Klingsohr auf eine stolze Art ablehnte. Nun wollte Eschenbach seine Zauberkunst auf die Probe stellen und sagte zu Klingsohr, er solle ihm einen seiner Geister schicken. Dieser ließ sogleich einen Geist in Gestalt eines Jünglings mit Eschenbach im Gesange wetteifern; aber der Geist verstummte, sobald Eschenbach von Christus zu reden anfieng. Nun drohte Klingsohr, ihm noch dieselbe Nacht seinen gelehrtesten Geist Nastan zu schikken und hielt Wort. — Der Geist trat feurig in Eschenbach's Zimmer und prüfte ihn in der Mathematik und andern Wissenschaften. Als er nun den Eschenbach darin sehr unwissend fand, schrieb er das Zeugniß darüber an die Wand und gieng hohnlachend ab. — Klingsohr fürchtete jezt Eschenbach's Rache; darum ließ er sich an Hermanns

Hofe nicht länger halten und reis'te, reichlich beschenkt, durch die Luft wieder nach Ungarn. — Von Klingsohr sind nur noch wenige Gedichte vorhanden; alles übrige ist verloren gegangen.

38.

Wolfram von Eschenbach.

(Von Treitschke.)

Wolfram von Eschenbach, dessen Blüthe in die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts fällt, ist unter allen Dichtern des schwäbischen Zeitraums oder unter den Minnesängern nicht allein einer der fruchtbarsten, sondern überhaupt der vorzüglichste. Reich und neu in der Darstellung und ein gewandter und zierlicher Meister der Sprache und des Versbaues, erhebt er sich zu einer epischen Höhe, die vor und nach ihm nicht erreicht worden. Von seinen persönlichen Umständen wissen wir nicht mehr, als daß er aus einem Rittergeschlechte, wahrscheinlich aus der Oberpfalz, stammt. Er empfieng zu Henneberg den Ritterschlag und

brachte sein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von der Dichtkunst und der Freigebigkeit der Fürsten lebte. Gegen das Ende des Lebens zog er sich auf den Wohnsitz seiner Väter zurück. Sein Leib ruht in der Frauenkirche des Marktes Eschenbach. Er hat wahrscheinlich das Jahr 1207 überlebt. Seinen Zeitgenossen war er Meister des Gesanges. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Werke sind: der Parcivall, der Titurell oder die Pfleger des heil. Graals, der trojanische Krieg, Wilhelm von Oranse und Gottfried von Bouillon.

39.

Heinrich von Osterdingen.

Dieser berühmte Minnesänger hatte den Beinamen der Ehrenhafte und lebte im schwäbischen Zeitalter, (Ende des 12ten und Anfangs des 13ten Jahrhunderts). Leider ist uns aus seinem Leben wenig bekannt. Seine Jugend verlebte er am Hofe des Herzogs Leopold von Östreich, dessen Ruhm er durch Gedichte verherrlichte. Die Dichtergabe dieses fahrenden Singers ist besonders aus dem Hel-

denbuche zu beurtheilen, von welchem ihm ein Theil angehört. An wunderbaren Geschichten und Mähren ist er unerschöpflich; zum Stoff derselben wählte er in der Regel alte Volkssagen. Seine Einbildungskraft ist lebhaft, sein Witz kühn und sinnreich. Man schreibt ihm auch das Nibelungenlied zu. „Selbst der italienische Dichter Ariost beschäftiget die Phantasie so mächtig nicht, als unser alter bilderreicher Minnesänger, der alle Ungeheuer der sichtbaren und unsichtbaren Welt, mit Erscheinungen unaussprechlicher Schönheit vermischt, vor unsre Augen zaubert.“

40.

Walther von der Vogelweide.

(Nach Uhland.)

Walther von der Vogelweide ist einer von den Meistern des deutschen Gesangs, die einst auf der Wartburg wettgesungen. Eben so ist er einer der Zwölfe, von denen spät noch die Singschule fabelt, daß sie in den Tagen Otto's des Großen, gleichzeitig und doch Keiner vom

Andern wissend, gleichsam durch göttliche Schickung, die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben. Er soll aus dem obern Thurgau stammen, wo ein altes Schloß Vogelweide stund. Im benachbarten St. Gallen hat das patrizische Geschlecht der Vogelweider geblüht. Andere lassen ihn aus Böhmen, andere aus Sachsen stammen. Neuerlich ist seine Geburtsstätte in Würzburg gesucht worden, wo er begraben liegt, und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide" genannt war.

Er hat in seinen Liedern das Leben der Gegenwart ergriffen. Er ist der vielseitigste und umfassendste unserer ältern Liederdichter; er behandelt die verschiedenen Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche wieder, er knüpft seine eigenen Schicksale an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit, welche unter den Gegenkönigen Philipp und Otto und unter Friedrich II. vielfach und stürmisch bewegt war.

Vorzüglich klagt er schmerzlich über den Verfall von Deutschland. Es spricht uns daraus eine der schönsten Eigenschaften dieses Dichters an, die Vaterlandsliebe. Dieses edle Gefühl ist die Seele eines bedeutenden Theils seiner Dichtungen. Überall erregt es ihn zu der lebhafte-

sten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat, so wie er, die Eigenthümlichkeit seines Volkes erkannt und empfunden. Zum Beweis mögen hier nur zwei Verse stehen:

Tütsche man sint wolgezogen;
Als engel sint dü wib getan.
Swer si schildet (schilt), der ist betrogen,
Ich en-kan sin anders nicht verstan.
Tugent und reine minne,
Swer dü suochen wil,
Der sel kommen in unser lant, da ist wunne vil.
Lange muesse ich leben darinne!

Ich han lande vil gesehen,
Und nam der besten gerne wahr.
Uebel muesse mir geschehen,
Kunde ich in (ihnen) je min Herze bringen dar,
Das ime wolde wolgevallen
Fremder Sitte!
Was hulfe mich, ob ich unrechte stritte?
Tütsche zucht gat vor in allen.

Er ist eben so sehr ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft, als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiser zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II. zu kämpfen hatte, wenn wir selbst seine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen sehen, zu dem er so ungerne sich entschloß.

Damit soll jedoch kein Widerspruch in der Gesinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeisterte Sinn muß am meisten Anstoß nehmen, wenn er das Heilige durch Mißbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht sieht. Die Erscheinung des Heiligen ist zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Was der einen Zeit Andacht und Begeisterung war, ist einer andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urtheil über Formen und Lehrsätze unabhängig ist die Unterscheidung dessen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunst des Herzens, aus der Sehnsucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen

entsprungen ist, von demjenigen, was, aus gänzlich irdischen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit sich bekleidet. Wenn Jenes noch in später Folgezeit empfängliche Gemüther, dichterisch wenigstens, anzusprechen vermag, so muß dieses schon in der Zeit, wo es, durch Umstände begünstigt, seine größere Gewalt ausübt, den Zweifel an seiner innern Gültigkeit erwecken.

Wenn man sich dafür begeisterte, das Land, wo Gottes Sohn menschlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Unglaubige zu entreißen, so kann dieß auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche sich von demselben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rücksichten der Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reiche erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach Gefallen löste, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit fröhnte, so mußte solches Ärgerniß schon die glaubigen Zeitgenossen entrüsten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geistlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt zu glauben, was die Priester Gutes lesen, er klagt nur über den

Verfall des Standes. Aber eben die Entartung der Geistlichkeit, das Heraustreten aus den Gränzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und die ritterlichen Pfaffen, die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern greift er mit dem scharfen Sange an.

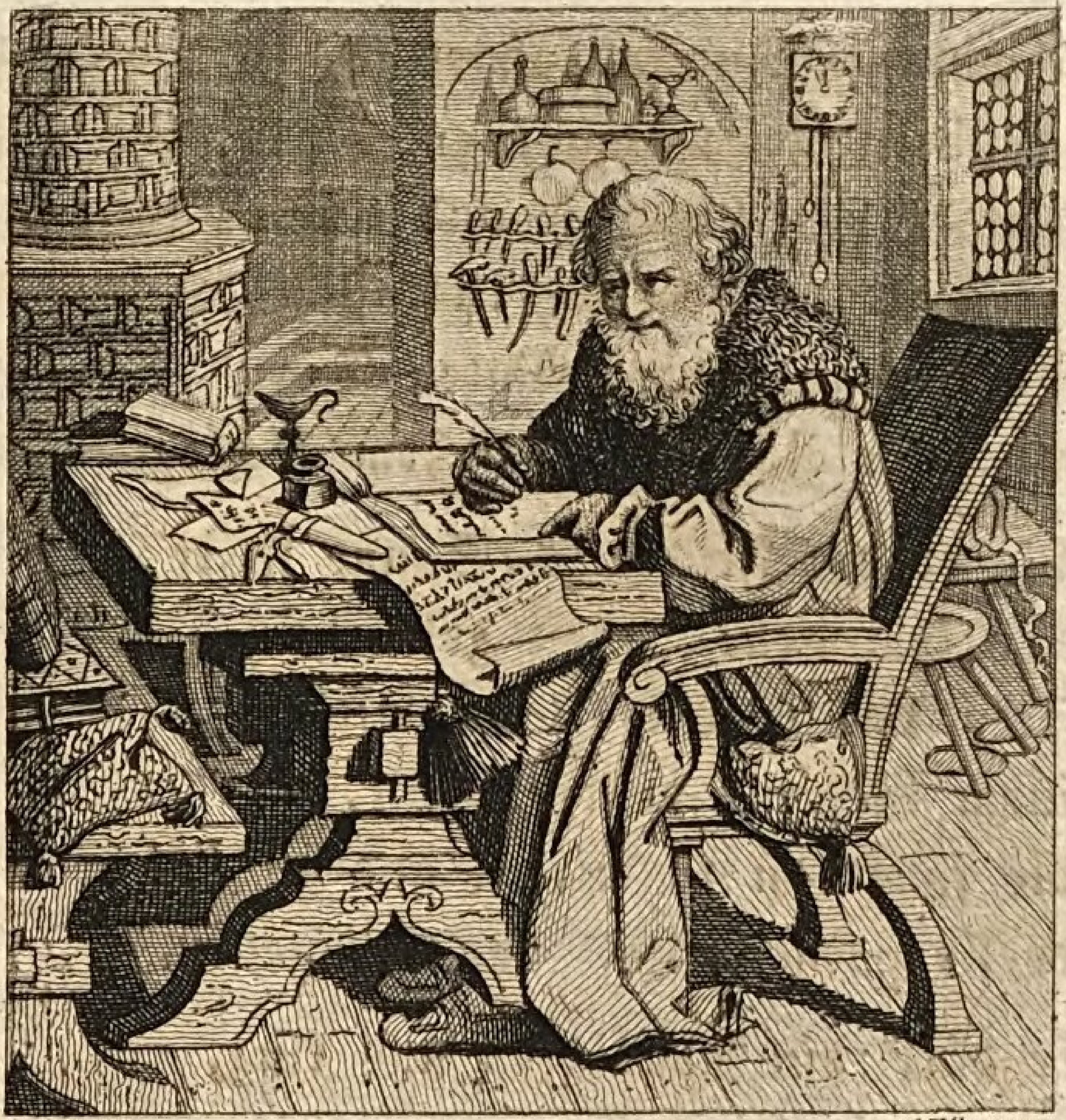
Bei all seinem Eifer für die Sache des Kreuzes blieb Walther doch seinem kaiserlichen Wohlthäter Friedrich ergeben, auch nachdem dieser wegen der gescheiterten Unternehmung 1227 von Gregor IX. mit dem Bannstrahle gezeichnet ist. Er räth ihm, unbekümmert um des Papstes Irrung, dennoch abzufahren, ja er selbst zieht mit dem Kaiser 1228 ins gelobte Land. Auf heiligem Boden stehend ist sein Leben ihm erst werth. Es ist geschehen, was er stets gebeten, „er ist an die Stätte gekommen, wo Gott menschlich wandelte. Was er noch von Ländern gesehen, schönen, hehren, reichen, die Ehre aller ist dieses, wo der göttlichen Wunder so viele geschehen sind. In dieses Land hat auch der Herr jenen angstvollen Tag gesprochen, wo der Waise gerächet wird und die Wittwe klagen mag. Christen, Juden und Heiden sagen, daß dieß ihr Erbe sei. Gott möge es zu Recht entscheiden, alle Welt streitet darum; aber recht ist, daß er uns gewähre!“

Den Christen wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude gewesen sein, wenn ihm vergönnt war, seinen geliebten Kaiser Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jerusalem gekrönt zu sehen.

Sonst hat er um das Gold der Fürsten geworben, jetzt möchte er, dieses verschmähend, selbst eine Krone, die himmlische, erwerben. Der Kampf um das heilige Land ist ihm eine höhere Weihe; ein Übertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesem Kampfe der gerade Pfad nach dem Reiche Gottes. — Seine letzten Gedichte handeln von der Nichtigkeit des Irdischen und von Gott. Als den Vater aller Menschen erkennt er den HErrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Christen, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt.“ Rein und über allen Wahn der Zeit erhaben erscheint seine Anbetung da, wo er sich vor Gott niederwirft, als dem unbegreiflichen, den zu erforschen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren ist, den keine Predigt und keine Glaubenssatzung erklärt.

Von seinem Tode ist nichts Näheres bekannt. In der Würzburger Liederhandschrift findet sich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünster in dem Grasehofe begraben liege. In einer

handschriftlichen Chronik aber ist eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: „Im Gange des Neuenmünsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther begraben unter einem Baum. Walther habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabe den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren (!) gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln.“ — Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, sei von diesem Walther noch Folgendes, in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas! du starbest. Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses lies't: Gott sei seiner Seele gnädig!“



E. Förster del. C. Hübner sc.

41.
Hans Sachsens poetische Sendung.
(Von Göthe.)

In seiner Werkstatt Sonntags früh
steht unser theurer Meister hie,

sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
einen saubern Feierwamms er trägt;
läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
die Ahl steckt an dem Arbeitskasten!
er ruht nun auch am sieb'nten Tag
von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings=Sonne spürt,
die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
er fühlt, daß er eine kleine Welt
in seinem Gehirne brütend hält,
daß die fängt an zu wirken und zu leben,
daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
und war auch liebevoll genug,
zu schauen manches klar und rein,
und wieder alles zu machen sein;
hätt auch eine Zunge, die sich ergoß,
und leicht und fein in Worte floß;
deß thäten die Musen sich erfreu'n,
wollten ihn zum Meistersänger weih'n.

Da tritt herein ein junges Weib,
mit edlem Gesicht und schönem Leib,

kräftig sie auf den Füßen steht,
gar edel vor sich hin sie geht,
ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen,
oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maaßstab in ihrer Hand,
hätt auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
ihr Auge war lichten Tages Glanz;
man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
er drob nicht mag verwundert sein,
denn wie sie ist, so gut und schön,
meint er, er hätt sie lang gesehn.

Die spricht: Ich habe dich auserlesen,
vor vielen in dem Weltwirrwesen,
daß du sollst haben klare Sinnen,
nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
sollst du's mit treuem Blick erkennen;
wenn andre bärmlich sich beklagen,
sollst schwankweis deine Sach' fürtragen;

sollst halten über Ehr und Recht,
in allem Ding seyn schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preißen,
das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
sondern die Welt soll vor dir stehn,
wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
ihr festes Leben und Männlichkeit,
ihre inn're Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
soll dich führen durch alle Land,
soll dir zeigen alles Leben,
der Menschen wunderliches Weben,
ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
der Ameishauf durcheinander kollert;
mag dir aber bei allem geschehn,
als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
ob's ihm möcht' eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,

zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
unter dem Himmel allerlei Wesen,
wie ihr's mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
an der Natur freut wunniglich,
da seht ihr an der andern Seiten
ein altes Weiblein zu ihm gleiten:
man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
sie schleppt mit Keuchen und wankenden Schritten
eine große Tafel in Holz geschnitten;
darauf seht ihr mit weiten Ärmeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorra's Untergang;
könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
da in einem Ehren-Spiegel schauen;
dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
der zwölf Tyrannen Schandenport,
auch allerlei Lehr und gute Weis;
könnt sehn St. Peter mit der Geis,
über der Welt Regiment unzufrieden,

von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
mit weltlich Tugend und Laster Geschicht.

Unser Meister das all' ersicht
und freut sich dessen wundersam,
denn es dient sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
gut Exempel und gute Lehr,
erzählt das eben fix und treu,
als wär er selbst gesyn dabei.
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
er hätt' kein Auge davon verwandt,
hätt er nicht hinter seinem Rucken
hören mit Klappern und Schellen spucken.

Da thät er einen Narren spüren
mit Bocks- und Affensprüng hofiren,
und ihm mit Schwank und Narretheyden
ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
alle Narren, groß und kleinen,

dick und hager, gestreckt und krumb,
all' zu witzig und all' zu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
regiert er sie wie ein'n Affentanz;
bespöttet eines jeden Fürm,
treibt sie ins Bad, schneidt ihnen die Würm,
und führt gar bitter viel Beschwerden,
daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er sich sieht so um und um,
kehrt ihm das fast den Kopf herum,
wie er wollt Worte zu allem finden?
wie er möcht so viel Schwall verbinden?
wie er möcht immer muthig bleiben,
so fort zu singen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
herein zu's Oberfensters Raum
die Muse, heilig anzuschauen,
wie ein Bild unsrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: Ich kam, um dich zu weihn;
nimm meinen Segen und Gedeihn!

Das heilig Feuer, das in dir ruht,
schlag aus in hohe lichte Glut!

— — — — — —

Wie er so heimlich glücklich lebt,
da droben in den Wolken schwebt!
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
in Froschpfuhl all das Volk verbannt,
das seinen Meister je verkannt.

42.

Der Meistersänger Rosenblut.

Hans Rosenblut, genannt der Schnepperer (der Redefertige, der Schwätzer), war in Nürnberg geboren und lebte in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Er war der Gründer der deutschen Bühne. — Unter mehrern andern seiner Gedichte ist auch eins, betitelt: Vom kinig im pat, dem sein gewalt genummen war, — dessen Inhalt kürzlich folgender ist:

Ein König, dessen Herrschaft alle deutsche und welsche Lande unterthan waren, überhob sich seines Reichthums und seiner Gewalt; meinte, daß Niemand auf Erden und im Himmel ihm gleich käme, und rühmte sich sogar dessen oft mit Worten. Eines Tages, als er in der Vesper war, hörte er in ihr Gott einen Herrn aller Herren nennen, hörte auch, als man das Magnificat sang, in ihm die Worte: daß Gott die Demüthigen erhöhe, und die sich selbst erhöheten, demüthige. Beides gefiel ihm übel. Er ließ die Priester rufen, und verbot ihnen, dies künftig je wieder, bei Todesstrafe, zu singen und zu sagen. Vergebens zeigte ihm ein alter Priester die Stellen in Gottes Worte selber; der König wiederholte seinen Befehl und seinen Spott, und jene, die den Fürsten mehr als Gott fürchteten, gehorchten. — Einige Zeit darauf ging der König ins Bad; da setzte sich neben ihn ein Engel, so ganz in des Königs Gestalt, daß ihn alle dafür hielten, und der Bader zu dem letztern hinlief und ihn fragte, ob er unsinnig sei, sich so nahe zu dem Könige hinzusetzen, und ihm hinauszugehen befahl. Wie zornig geberdete sich deshalb der König! Als aber das übrige Gesinde herzulief, kam es bald zum Handgemenge, in welchem der arme Fürst sich aufs grausamste gemißhandelt sah, bis der Engel selbst aus Mitleid

dazwischen trat und ihn gehen zu lassen befahl. Man stieß ihn hinaus, gab ihm ein schlechtes Gewand und rieth ihm, sich fortzupacken, ehe der Zorn des Königs entbrenne. Indeß erhob sich der Engel noch in der erborgten Gestalt auf's Schloß, und an die Abendtafel, neben sich die Königin, die ihn gleichfalls für ihren Gemahl hielt. Beim Schlusse der Tafel meldete der Thorwärter die Ankunft eines armen Mannes, der da behaupte, er sei der König, und hereingelassen zu werden verlange. Der Engel gebot zu nicht geringer Verwunderung der Fürstin, ihn herbeizuführen, nahm ihn mit sich ins Schlafgemach, gab ihm einen harten Verweis, fragte ihn, ob er nun einsähe, daß Gott wirklich ein Herr aller Herren sei? befahl, Ihm die Ehre allein zu geben, und verschwand, indem er dem genug gekränkten Monarchen seine vorige Gestalt und Würde zurückgab. Dieß brachte ihn zur Demuth und Selbsterkenntniß, und die Priester erhielten den Befehl, die Vesper wieder nach erster Art zu feiern.

43.

Rollenhagen's Froschmäusler.

Georg Rollenhagen, geb. 1542 zu Bernau bei Berlin, gest. 1609 als Rektor zu Magdeburg, war für seine Zeit ein Mann von vielen Kenntnissen, und dabei von fröhlicher munterer Laune, ob er gleich sein ganzes Leben hindurch mit Krankheiten und Leiden mancher Art zu kämpfen hatte. — Das berühmteste seiner Gedichte ist das komische Heldengedicht: der Froschmäuseler oder die wunderbare Hofhaltung der Frösche und Mäuse. Es besteht aus drei Büchern und sein Inhalt ist nach des Verfassers eignen Worten folgender:

Erstes Buch: Vom Hausstande und privateinsamen Leben, auch von verschmitzter Leute Hofpraktiken, alles in der Mäuse, Katzen und Füchse Sachen vorgebildet. Sehbold Bausback, der Frösche König, und seine Hofdiener halten an ihrem See einen fröhlichen Maitag mit allerlei Ritterspiel und Kurzweil. Und weil Bröseldieb, des Mäusekönigs Parteckenfressers, und der Königin Leckmüllen einiger Sohn, aus seiner Jagd ungefähr anlanget,

daselbst in der Hitze seinen Durst zu löschen, von ihnen ersehen, zu ihrer Gesellschaft genöthiget, von dem Könige und seinen Hofleuten stattlich empfangen, auch um sein Geschlecht und Stand gefraget wird, rühmet er sein königlich Herkommen, und daß er zwar weise, großmüthig und stark, aber dennoch den Mäusefallen, Katzen und Falken zu einfältig, und mit seinem Stande wohl zufrieden bleibe. Welches denn dem Froschkönige wohlgefällt, und sagt, es sei eine sonderliche Tugend, daß man sich seinen Beruf gefallen lasse, erzählt auch, wie Ulysses Diener das nicht haben thun können. Darauf Bröseldieb ferner der Stadt- und Feldmaus Gastung erzählt. Und als der Froschkönig ausführlichen Bericht von der Mäuse Feinden begehret, sagt Bröseldieb erst von den betrüglichen Mäusfallen, und mörderlichem Gift, insonderheit aber klagt er über Murner, die Katze, wie er unwissend ehmals der in die Klauen gerathen wäre, wo ihn seine Frau Mutter nicht verwarnet hätte, welche denn unter andern ihm berichtet, wie Murner wäre aus einer untreuen Menschenbuhlerin zur Katzen worden, und den Haushahn Riechwetter hätte fressen wollen. Und obgleich Reineke Fuchs sich von tausend Künsten rühmete, so wäre ihm doch der Murner mit Verstande, List und Kunst in vielen Stücken überlegen.

Also daß er aus Arglist sich auch todt gestellet, und seinen Bruder Säumezeit und seine Schwestern, sammt andern Mäusen ermordet und gefressen hätte. Zuletzt sagt er auch von dem Wiesel- und Falkengeschlecht, was ihnen die zu Leide thun: und wie er sich in solchem Unglück tröste.

Zweites Buch. Von Bestellung des geistlichen und weltlichen Regiments. Hierauf erzählt der Froschkönig Baußback dem Bröseldieb von seinem Königreich, was es damit für einen Zustand habe. Daß sie anfänglich ihren Ältern, und keinem Könige seyen unterworfen gewesen. Als aber die Welt böser worden, ihr Priester Beißkopf sich für einen König aufgeworfen, und sie um Freiheit, Güter und Seelen bringen wollen, darüber ihm der Elbmarx aus Gottes Wort widersprochen, haben sie aus Noth von Bestallung der Regierung im weltlichen Regiment einen Reichs- und Rathstag halten müssen. Damals sei Fürst Krummruckers Bedenken gewesen, man solle keinen König wählen, dieweil die Könige gemeiniglich auf Pracht und Tyrannei fielen. Es wäre besser, daß man zu Wiederbringung und Erhaltung voriger Freiheit den Beißkopf der weltlichen Herrschaft entsetze, und ein jeder Fürst, Graf oder Herr nach seinem eignen Recht und Willkühr regiere, daß auch eine jede Stadt und jedes Dorf seine eigne Obrig-

keit wähle, und sie auf den Nothfall alle mit gesammter Hand den Feinden widerstünden; welche Art des Regiments die Griechen Demokratiam, d. i. Allermanns Regiment nennen. Fürst Graukopf will auch zu keinem Könige rathen. Daß aber gar keine hohe allgemeine Obrigkeit sein solle, läßt er sich nicht gefallen, darum daß der gemeine Mann sich selbst nicht regieren und rathen könne, viel weniger gutem Rath folge. Es sei aber besser, daß man etliche wenige der allerweisesten Männer erwähle, und ihnen das allgemeine Regiment des Landes vertraue. Von denen sei mehr Raths und Hülfe zu hoffen, wenig Unrichtigkeit und Tyrannei zu befürchten. Diese Form des Regiments nennen die Griechen Aristokratiam, d. i. der besten Männer Regiment. Fürst Wohlgemuth hält beiden Widerpart, und beweiset, daß es besser sei, wenn man einen König habe; welches die Griechen Monarchiam, d. i. Eines Mannes Regiment nennen. Und als dieser Rath von allen Reichsständen für den besten geachtet wird, und man sich der Wahl nicht vergleichen kann, bitten die Frösche sämmtlich Gott um einen König, verachten aber dennoch den Block, den ihnen Gott erstlich zum König verordnet. Darauf schickt Gott ihnen den Storch zum König, vor dem sie auf's Land nicht treten dürfen, und derwegen end-

lich im See ihren eignen König erwählen, und den Beißkopf in die offenbare Südersee verweisen. — Nach dieser Unterredung setzt der Froschkönig des Mäusekönigs Sohn auf den Rücken und will ihn mit sich in sein Schloß zu Gaste führen. Weil er aber unterwegs vor der Wasserschlange, so ihnen begegnet, sich ins Wasser taucht, muß des Mäusekönigs unschuldiger Sohn daselbst ertrinken, im See sterben und umkommen.

Drittes Buch. Von Kriegssachen. Der Mäusekönig Parteckfresser hält hierauf Rath mit allen Reichsfürsten, wie er seines Sohnes Tod an den Fröschen mit gewaltiger Hand rächen wolle. Das läßt sich Fürst Rathhülfer wohlgefallen, sagt sein Bedenken von fremder Hülfe und Beistand, so man dazu gebrauchen solle. Fürst Reißmehlsack aber warnt vor fremdem Beistande, meint, sie wollten allein den Fröschen stark genug seyn, wofern man einig bleibe, eilend zur Sache thue und die Frösche unversehens überfalle. Fürst Vorklug lobt den Rath, jedoch daß man sich nicht unbedächtig übereile. Diesen dreien widersetzt sich Friedlieb und widerräth den ganzen Krieg. Welchen doch ein junger verwegner Mann Milchrahmlecker verlacht, und den König in seinem Vorhaben bestätigt. Darauf der König den Fröschen entsagt, die gleich-

falls Kriegsrath halten, darin Fürst Quadrath auch für gut und rathsam ansieht, daß man sich ohne Krieg mit den Mäusen vergleiche. Fürst Watarachs aber meint, sie sollten sich lieber belagern, als zur offnen Feldschlacht aufbringen lassen, dawider doch Fürst Mordachs die Feldschlacht zuträglicher achtet, wenn man fremden Beistand haben könne, das aber Fürst Rana, genannt Padderan, sich nicht gefallen läßt, sondern hofft, die Frösche sollten für sich selbst allein der Sachen wohl rathen. Nach diesem Rath rüsten sich beide Haufen, bestellen ihre Ordnung, und ziehen zu Wasser und zu Lande so erschrecklich gegen einander, daß die Geister in Bergen und Wassern, item die Engel im Himmel ihre Rathschläge darüber halten. Und haben erst die Frösche, hernach die Mäuse die Überhand, bis endlich Gott die Krieger mit einem Donner erschreckt, und die Krebse aus der See hervorbringt, den Fröschen zum Beistande, dadurch die Mäuse verjagt, und die Feldschlacht zuletzt getrennt und geendigt wird.“

44.

Von den Spruchsprechern.

(Bouterweck.)

Aus sittlichen Gründen mußte es den ehrbaren Meistersängern daran gelegen seyn, sich nicht mit den Spruchsprechern, welche für Geld die Gesellschaften durch Verse und Einfälle aus dem Stegereife ergötzten, verwechselt zu sehen. Kein Meistersänger sang für Geld. Auch wenn er der munterste Kopf war, ließ er sich nicht als Lustigmacher gebrauchen. Abgerechnet aber ihre bürgerliche Würde, hatten die (meisten) Meistersänger keine Ursache, auf die Spruchsprecher herabzusehen. Diese lustigen Singer aus dem Stegereife hatten von der Dichtkunst, die sittlichen Beziehungen ausgenommen, keine besseren, aber auch keine schlechteren Begriffe, als die Meistersänger (Hans Sachs und die edleren ausgenommen). Jenen, wie diesen galt Reimerei für Dichtkunst. Die Reimerei der Spruchsprecher war nur kunstloser, nachlässiger, ungezwungener. Ihre Kunst mit Glück auszuüben, bedurften sie einer Gabe, die dem Meistersänger entbehrlich war; denn die Reimerei nach der Tabulatur des Meistergesangs ließ sich wie ein Hand

werk erlernen; aber durch Verse aus dem Stegreife die Gesellschaft angenehm unterhalten, selbst wenn es eine gewöhnliche Bürgergesellschaft war, konnte nur der muntere Kopf, den die Natur besonders dazu ausgerüstet hatte. Ein rechter Spruchsprecher mußte bei Hochzeitschmäusen und andern fröhlichen Gastmälern auf Verlangen jedes Gastes einem Jeden aus dem Stegreif etwas Treffendes in Versen sagen oder ihn „anstechen" können. Aber die deutsche Dichtkunst gewann bei dieser Spruchsprecherei am Ende noch weniger, als bei der ehrbaren Meistersängerei. Daß Leuten von niedrigem Stande (denn solche waren die Spruchsprecher sämmtlich) die Sprache in Versen so zu Gebote stand, und daß sie sich einer Art von Geistesbildung erfreuten, die dem gemeinen deutschen Bürgersmanne in neuern Zeiten völlig fremd geworden ist, verdient in der Geschichte der deutschen Dichtkunst ohne Zweifel als eine volksthümliche Merkwürdigkeit angeführt zu werden. Aber nicht einmal als witzige Köpfe, noch weniger als Dichter haben sich diese Spruchsprecher über das Rohe und Gemeine erhoben. Berühmt ist keiner von ihnen geworden, bis im 16ten Jahrhundert Wilhelm Weber zu Nürnberg sich in der Spruchsprecherei so hervorthat, daß er, selbst eines Spruchsprechers Sohn, alle seine Vorgänger verdunkelte!

45.

Der Spruchsprecher Weber.

Es hatten einmal drei muntere Gesellen beschlossen, dem Spruchsprecher W. Weber einen Possen zu spielen, weil sie von ihm bei einer Hochzeit derb durchgehechelt worden waren. Sie erwarteten ihn einst bei Nacht, als er aus dem Wirthshause kam, worin er gern zu zechen pflegte, ergriffen ihn, trugen ihn in den kleinen, damals unbedeckten Bach, welcher durch einen Theil der Stadt Nürnberg fließt und der Fischbach heißt, und liefen davon. Weber, ein starker dicker Mann, steigt mit Mühe aus dem Bach, der zu beiden Seiten mit großen Steinen eingefaßt war, schüttelt sich erstlich ab, blickt darauf gen Himmel, hebt seinen Spruch an und ruft:

Herr Gott, du gerechter Richter,
der du bei Nacht kennst alle Gesichter,
thu mir doch so viel zu lieb,
sag' mir, wer sei'n die drei Dieb,
die mich haben in Fischbach getragen,
daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen,

so werd' ich wieder fröhlich sein und wacker lachen,
wenn man sie straft, daß ihnen der Herzbeut'l thut
krachen!

46.

Kriegsleben.

Der Kampf für Freiheit ist der wahre Krieg,
ohn' solchen Grund gedeiht kein Sieg.

Der ist ein Deutscher, ehrenwerth,
der wacker, herzhaft, unverzaget
für Freiheit mit gerechtem Schwert
in jegliche Gefahr sich waget.

Das beste Gewehr im Krieg und Streit
ist Gottes Hülf' und Tapferkeit;
Gebet und Muth ist Kraut und Loth —
versagt nicht, macht die Feinde todt.

47.

Deutsche Freiheit.

(Von Opitz.)

Auf, auf! wer deutsche Freiheit liebet,
wer Lust für Gott zu fechten hat!
Der Schein, den mancher von sich giebet,
vollbringet keine Heldenthat.
Wann Fug und Ursach ist, zu brechen,
wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
da muß man nur vom Sehen sprechen,
da zeigt das Herze seinen Mann.

Laß die von ihren Köpfen sagen,
die schwach und blos von Tugend sind:
mit Trotzen wird man Bienen jagen;
ein Sinn von Ehren, der gewinnt.
Wie groß und stark der Feind sich macht,
wie hoch er schwinget Muth und Schwert,
so glaube doch, die gute Sache
ist hundert tausend Köpfe werth.

Der muß nicht eben allzeit singen,
bei dem der Köpfe Menge steht;
der wird viel ehr zum Ziele dringen,
dem Billigkeit zu Herzen geht
und der mit redlichem Gewissen
für Gott und für das Vaterland,
für Gott, der ihn es läßt geniesen,
zu fechten geht mit strenger Hand.

So vieler Städte schwache Sinnen,
so vieler Herzen Wankelmuth,
die List, der Abfall, bös Beginnen
sind freilich wohl nicht alle gut.
Doch Obst, so bald von Bäumen gehet,
das taugt gemeiniglich nicht viel.
Ich denke, wie's im Liede stehet:
„Laß fahren, was nicht bleiben will!“

Was kann der stolze Feind dir rauben:
Dein Hab und Gut bleibt doch allhier.
Rück' du ihm nur recht auf die Hauben
und brich ihm seinen Hals dafür.
Auf, auf, ihr Brüder! in Quartieren
bekriegt man mehrmals nur den Wein;

des Feindes Blut im Siege führen,
das wird die beste Beute sein.

48.

Alte Klage.

(Von Siegmund von Birken; aus dem 30jährigen Krieg 1644.)

Zögen heimathliche Hirten
auf die freie Weide wieder,
singend ihre deutschen Lieder
schön bekränzt mit Eich und Mirthen, —
wollt' ich nicht der Letzte seyn,
hütend meine Schäfelein.

Einst bin auch an lichtern Tagen
ich mit Schäflein froh gesprungen,
hab' manch deutsches Lied gesungen,
da die Wölfe schlafen lagen,
Weid' und Ruh gesungen ein,
mir und meinen Schäfelein.

An der Elbe schönem Strande
weidete manch' reiche Herde;
blühend stand die deutsche Erde;
herrlich war's im Vaterlande!
Und die Nahrung überreich
nährte Hirt und Herd' zugleich.

Wann der kalte Winter stäubet,
muß so Blüth' als Frucht vergehen.
Alles will er traurig sehen,
Schäflein von der Au' er treibet,
in die Hütte, arm und klein,
schließt er's zu dem Hirten ein.

Also geht's in jenen Landen, —
wo zuvor die Vögel sangen,
Hirt und Herde fröhlich sprangen,
ist iezt Herzeleid vorhanden:
Schafe, Schäfer, Schäferin,
Hirt und Herden sind dahin!

Dieses hat uns angesaget
(daß er unsern Sinn erweiche,)
mancher Aar auf alter Eiche;

doch er ward von uns verjaget!
Lügen, die die Krähe sprach,
sangen wir in Chören nach.

Ja! mit Wahrheit kann ich sagen:
Holz hat rothe Flut gegossen;
Bäche, die mit Blut geflossen,
haben wir in Wind geschlagen.
Stirb, mein Schäflein! stirb und glaub':
nimmer wächst dir Blüth und Laub!

49.

Von Freiheit und Knechtschaft.

(E. M. Arndt.)

1.

Schmach der Unfreiheit.

Gott hat Thiere geschaffen dem Menschen zum Nutz, und Wild in den Wüsten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen von Anfang

an eingegeben, daß sie dem Menschen dienen sollen und zittern vor der Majestät, die trägt das Bild vom Angesicht des Herrn.

Und sehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Menschen Haupt ist stolz zum Himmel gerichtet, damit er hinaufschaue, wo seine Heimath ist.

Und hätte Gott nur Thiere gewollt und solche, die ein dienstbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menschen und drückte ihm das Siegel der Majestät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt, wer Gottes Willen thut, und, was Gott ihm ins Herz geschrieben, vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüste den Menschen zum Thiere, und in Geitz und Dienstbarkeit ist die Thierheit verschlossen. Der Mensch aber soll gehorchen mit Freiheit und das Rechte thun, weil es seinem Herzen gefällt.

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend — und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden sich an.

Wer mit feigem Sinn das Rechte verschweiget, der umschleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und so erwächst der Geiz und die Lüge und der Neid und die Verläumdung und aller Laster, die im Finstern schleichen, eine zahllose Menge, und ist zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wenn solches geschieht, so häufen die Menschen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag, und essen in Jammer ihr Brot, und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich seyn? und wer auf Tugend nicht getrost ist, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in dem hohen Herzen und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch.

2.

Von Soldatenehre.

Ein wackerer Soldat soll für seinen löblichen und gerechten König streiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über Alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre seyn, und sein stiller Muth seine höchste Zierde.

Das soll eure Ehre seyn, daß ihr das Vaterland lieber habt, als Gold, und die gottgefällige Tugend, theurer, als alle irdischen Güter.

3.

Vom Vaterland.

Wo dir, o Mensch! Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele braußeten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen, und öde Inseln und wohne Armuth und Mühe dort mit dir: du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch, nnd sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Un-

terdrücker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind ein Schatz, der eine unentbehrliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was, außer der Religion, in der noch eine höhere Freiheit ist, ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Vaterlandsliebe und Vaterlandsverrath.

(Von Schiller.)

Der alte Attinghausen und Rudenz.

Attinghausen.

Ich sehe dich gegürtet und gerüstet;
du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —

Attinghausen (setzt sich.)

Hast du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend

die Zeit so karg gemessen, daß du sie
an deinem alten Oheim mußt ersparen?

Rudenz.

Ich sehe, daß Ihr meiner nicht bedürft;
ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attinghausen
(hat ihn lange mit den Augen gemustert.)

Ja, leider bist du's! Leider ist die Heimath
zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst du,
die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau,
und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
den Landmann blickst du mit Verachtung an,
und schämst dich seiner traulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghausen.

Das ganze Land liegt unter'm schweren Zorn
des Königs — Jedes Biedermannes Herz

ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
die wir erdulden *) — Dich allein rührt nicht
der allgemeine Schmerz. — Dich siehet man
abtrünnig von den Deinen auf der Seite
des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
hohnsprechend nach der leichten Freude jagen,
und buhlen um die Fürstengunst, indeß
dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land ist schwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
um augenblicks des Dranges los zu seyn,
und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.

---

*) Die Schweiz war von alten Zeiten her zum deutschen Reich gehörig und reichsunmittelbar. Kaiser Albrecht I. wollte sie vom deutschen Reich abtrünnig machen und an sein eigenes Haus bringen, daß die Schweizer fernerhin nicht mehr deutsch, sondern habsburgisch seyn sollten. Allein sie wollten das nicht. Da setzte der Kaiser ihnen Reichsvögte, welche das Volk hart und ungerecht bedrängten, auf daß es am Ende durch die Noth nachgiebig werden und Österreichs Schutz dem Schutze des Reichs vorziehen möchte.

Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
daß es dem wahren Besten widerstrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
daß die Waldstätte nicht zu Östreich schwören,
wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
zu sitzen mit dem Edelmann — den Kaiser
will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghausen.

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Person ist's, Oheim, die Ihr selbst
hier spielt? Habt Ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu seyn
und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
zu huldigen dem königlichen Herrn,
sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
als Eurer eig'nen Knechte Pair zu seyn,
und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie
die Stimme der Verführung! Sie ergriff
dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
den Bauernadel schelten. Nicht ertrag' ich's, —
indeß die edle Jugend rings umher
sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen, —
auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen,
und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
des Lebens zu verlieren. Anderswo
geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge —
mir rosten in der Halle Helm und Schild;
der Kriegstrommete muthiges Getön,
der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
er dringt in diese Thäler nicht herein;
nichts als den Kuhreih'n und der Heerdeglocken
einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghausen.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
der uralt frommen Sitte deiner Väter!
mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
nnd dieses Heerdenreihens Melodie,
die du in stolzem Überdruß verschmähst, —
mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falsche Welt ist nicht für dich.
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
als du in diesen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freie Seele:
nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
da du ein Selbstherr seyn kannst und ein Fürst
auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlaß sie nicht,
die heil'ge Sache deines Vaterland's!

— Ich bin der Letzte meines Stamms. Mein Name
endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und ich muß denken bei dem letzten Hauch,
daß du mein brechend Auge nur erwartest,
um hinzugeh'n vor diesen neuen Lehenhof,
und meine edeln Güter, die ich frei
vor Gott empfieng, von Östreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
uns eigensinnig steifen und verstocken,
die Länderkette ihm zu unterbrechen,
die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß selbst,
das auf dem Gotthard ziehet, muß ihm zollen.
Von seinen Ländern wie mit einem Netz
sind wir umgarnet rings und eingeschlossen.
— Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst
sich schützen gegen Östreich's wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.

Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
wenn sie in Geld- und Kriegesnoth die Städte,
die unter'n Schirm des Adlers sich geflüchtet,
verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise Vorsicht
in diesen schweren Zeiten der Partheiung,
sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm;
die hat für treue Dienste kein Gedächtniß.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
heißt Saaten in die Zukunft streu'n.

Attinghausen.

Bist du so weise?
Willst heller seh'n, als deine edlen Väter,
die um der Freiheit kostbar'n Edelstein
mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
— Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
wie Östreich's Herrschaft lastet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unsre Schaf' und Rinder
zu zählen, unsre Alpen abzumessen,
den Hochflug und das Hochgewilde bannen
in unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
an unsre Brücken, unsre Thore setzen,

mit unsrer Armuth ihre Länderkäufe,
mit unserm Blute ihre Kriege zahlen —
— nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
so sey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
ein Volk der Hirten gegen Albrechts Heere!

Attinghausen.

Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamm's du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
die ächte Perle deines Werthes hin! —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
das sei dein Stolz, deß Adels rühme dich! —
Die angebor'nen Bande knüpfe fest:

an's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du hast uns lang' nicht mehr gesehn!
Versuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
geh' nicht nach Altdorf — Hörst du? heute nicht, —
den Einen Tag nur schenke dich den Deinen!

(Er faßt seine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.

Attinghausen

(läßt seine Hand los, mit Ernst:)

Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher! — — —

Rudenz.

Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.

(Er geht ab.)

Attinghausen.

Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! — Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten. —
So ist der Wolfenschießen abgefallen

von seinem Land — so werden Andre folgen;
der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
gewaltsam strebend über unsre Berge.
— O unglücksel'ge Stunde, da das Fremde
in diese still beglückten Thäler kam,
der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht; das Alte,
das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,
es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu ich hier? Sie sind begraben Alle,
mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt Meine Zeit:
wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

51.

Neue Kriegskunst.

(Eine Meinung von O.)

Ich verlange, um zu siegen, nur zwei Dinge, Kopf in den Anführern, Herz in den Soldaten. Beides bildet einen vollkommen organisirten Leib. Ohne Kopf ist das Herz toll, ohne Herz ist der Kopf bewegungslos.

Wo Kopf ist, ist auch Ehre. Die Ehre ist nur das Vertrauen auf seine geistige Kraft, und wer daran zweifelt, ist es, der unsere Ehre kränkt. Eine andere Ehre ist eine Treibhauspflanze, die nur so lange dauert, als getrieben, als übertäubt, als überprediget wird. Wenn die Ehre nur eingetrichtert werden muß, macht sie betrunken, und bringt die Fratze hervor, die man Point d'honneur nennt, mit all den abentheuerlichen Folgen.

Leider hält Mancher die Ehre fürs Höchste im Krieg, weil er an allem andern, an Vaterlandsliebe, an Religion, an Vertrauen, an Geschicklichkeit, an Wissenschaft, an Selbstgefühl nackt ist. Die Ehre ist die Blume, nicht die Wurzel von Handlungen, die zur Selbstständigkeit führen.

Es giebt zweierlei Waffen, Schutz- und Trutzwaffen. Jetzt haben wir nur die letzten, von der ersten wissen wir nichts mehr. Werden unsere Nachkommen es glauben?

Die erste und vorzüglichste Waffe, ist die Schutzwaffe; die Trutzwaffe ist untergeordnet. Wer weiß, daß er gesichert ist, der schlägt den Gegner mit Fäusten, was sage ich, mit der bloßen Gegenwart todt! Wie will ein bebender Haufen, der in der Brust statt des Herzens nur

das Schwert fühlt, dem festen Tritt des beherzten Unverwundlichen widerstehn! Wie kann er nicht davon laufen!

Die Trutzwaffen müssen den Schutzwaffen untergeordnet werden, und daher müssen auch sie, nicht um zu trutzen, sondern um zu schützen, da sein. Alles bezieht sich nur auf die Erhaltung meiner Leute, nicht auf das Zerstören der Feinde. Ich will lieber meine Leute mit leeren Händen, als mit unbeschütztem Leib gegen die Bajonette führen. Erhalte ich sie gegen des Feindes Trutzwaffen, so zerstiebt er von selbst. Alles beruht mithin auf einem einzigen Mittelpunkt, auf den Schutzwaffen, auf einem unzerstörlichen Kern, welcher der Leib des Soldaten ist.

Wir stellen unsere armen Soldaten fast nackt hin, als wenn es keine Kugeln, Bajonette und Schwerter gäbe. Schrecklich! Als man des Schutzes noch weniger bedurfte, vor den Zeiten des Schießgewehrs, schützte man sich; jetzt geht man ungedeckt gegen Blitz und Stachel an. Man wende nicht ein, daß das Schießgewehr es anders verlange, und die Schutzwaffen vergeblich mache. Es verlangt es freilich anders, aber es fordert die Schutzwaffen dringender, nur anders.

Die Schutzwaffe des Einzelnen darf nicht ein seinem Leib Fremdartiges, sondern muß demselben so angemessen, wie das Kleid, sein. Die Kleider haben in der Idee keinen

äußern Zweck, sondern stellen nur das Ebenbild des Leibes unter der Idee des Schutzes dar. Jede Lebensart, jeder Stand, jedes Geschlecht hat daher nothwendig andere Kleidung, so wie jeder Leib, jede Umgebung, jede Arbeit eine andere ist. Wie kann nun der Soldat, der in einem ganz andern Elemente, als alle anderen Menschen, lebt, ein Kleid wie die andern haben! Er soll leben in einem Elemente voll Kugeln, Spießen, Schwertern; seine Arbeit ist ein beständiges Schreiten, Rennen. Da bedarf er doch wohl eines anderen Schutzes, als der, so am Schreibtisch oder in der Werkstätte sitzt!

Die Schutzwaffe des Soldaten muß nichts Besonderes, nichts Neues seyn, was er noch außer seinen Kleidern zu tragen hätte. Das Kleid selbst muß ihn gegen seine Elemente beschützen. Leichtigkeit ist die trefflichste Eigenschaft jedes Kleides, und vorzüglich des Fußgängers. Der Soldat muß gegen die Trutzwaffen des Einzelnen, also gegen Bleikugeln, gegen Spieße und Schwerter ein festes Kleid haben von so leichten Stoffen als möglich.

Das Waffenkleid darf also nicht von Eisen seyn. Es giebt Stoffe, welche einer Flintenkugel widerstehen, und kaum schwerer sind, als gewöhnliche Kleider, und die Bewegung nicht hindern.

Das Kriegskleid, als Ebenbild des Leibes, muß Gelenke haben; daher muß der Kopf sein eigenes Waffenkleid, der Rumpf eines, und die Glieder das ihrige haben.

Lebensgefährlich sind nur die Wunden des Kopfs und des Rumpfs, nicht leicht die der Glieder. Der Dienst der Glieder besteht auch nicht sowohl im bloßen Leben, als in der Bewegung. Ihr Kleid muß daher, außer der Leichtigkeit, auch Biegsamkeit besitzen. Biegsamkeit und Leichtigkeit gehen bei der Gliederkleidung dem Schutz vor. Die Hosen müssen nicht höher, als über die Hüfte reichen und an keinem Träger hängen; weil sonst der Mann sich nicht einmal gehörig bücken kann, — von dem Druck, den die Brust erleidet, und von dem Gewicht, das besonders beim Bükken auf die Schultern fällt, nichts zu sagen. Sie sollen durchaus weit sein, unten nicht frei hängen, sondern in Halbstiefeln stecken, welche eine Verbindung von weiten Stiefeln mit Sandalen seyn müssen.

Kopf und Rumpf müssen nicht bloß stich- und hieb-, sondern auch kugelfest seyn. Der Kopf muß sich aber bewegen können, und daher durch einen Helm, von doppeltem Boden, bedeckt sein. Es muß aber federleicht sein. Ein Visier ist vor der Hand unnöthig, und zwar so lang, als der Feind nicht eine gleiche Bewaffnung einführt.

Der Rumpfpanzer besteht aus drei Stücken, dem Hals-Leib- und Hüftpanzer. Der Leibpanzer besteht aus dem Brust- und dem Rückenstück: auf beiden steht ein Kragen als Halspanzer. Der Hüftpanzer hat Falten, wie es sich von selbst versteht. In dem Faltenpanzer sind Taschen mit queeren, nicht senkrechten, Eingängen für das Schnupftuch u. dgl.

Der Spieß und das Schwert sind die Hauptwaffen des Einzelnen. Das Hauptersoderniß des Spießes ist der Haken, womit er des andern Waffe auffängt, oder sie ihm aus der Hand windet, während er ihm mittler Weile mit dem Schwert oder mit einer kleinen Pistole zu Leibe geht.

Das Schwert sollte kurz seyn und nicht zwischen den Füssen bäumeln. Es muß aber nicht als Hauptwaffe, sondern dem Spieß untergeordnet betrachtet werden. Die Flinte ist nur eine Schreck- und Nothwaffe. Viel- und Geschwindschießen kann ohnehin nichts helfen, weil man nicht zielt, und weil die Flinten zu schwer und zu unbehülflich seyn würden. Der Soldat muß keinen Schuß thun, ohne zu zielen; dazu eignet sich aber nur ein kleines, leichtes Flintchen, und es könnte sogar ein gezogenes sein. Er hängt es um. Ein Paar kleine Pistolen an einem Gürtel ist eine Muth gebende und Schrecken einjagende Waffe.

Von der Reiterei. Der Reiter müssen wenig sein, aus wichtigen, wohl überlegten Gründen. Die Reiterei ist durchaus zu nichts weiter zu gebrauchen, als wo Schnelligkeit erforderlich ist, sie ist nur geschwinder Soldat. Wenn man sie anders betrachtet und sie anders anwenden will, verkennt man die Idee der Reiterei, richtet sich zu Grund in der Kasse, im Quartier und in der Schlacht. Der Fußgänger ist allein der Streiter, und was man noch anders haben mag, muß sich auf diesen beziehen. Er führt den Krieg, der Reiter hilft ihn führen.

Daher muß der Reiter immer im Galopp angreifen; wo dieser nicht nöthig ist, ist es auch der Reiter nicht, ist das Fußvolk besser. Wenn an diesem Mangel ist, nun dann ist alles erlaubt. Die Reiter sind auch eigentlich das Zubehör des Heeres oder des Feldherrn lang ausreichende Arme. Daher müssen sie auch das abhalten, was dem Feldherrn abzuhalten obliegt; sie müssen nicht gegen die Waffen der Fußgänger, sondern gegen die Waffen des Heers oder des Anführers eilen und sie unbrauchbar machen, wenn sie nämlich in der Schlacht stehen. Sonst sind sie zu allem da, was Geschwindigkeit fordert, zum Zuvorkommen, Verrennen und Verfolgen.

Der Reiter muß keine Flinte haben, sondern nur Pisto-

len, in Holstern außer der Schlacht, an einem Gürtel in ihr, und ja diese nicht als abgeschickte Hand des Feldherrn, sondern zur eigenen Sicherheit als einzelner Mensch. Als Feldherrnhand hat er Spieß und Schwert. Mit dem Spieß kann er alles thun, was ihm obliegt. Die Idee des Spießes ist mit der Idee des Reiters eins. Es muß jede Waffe über den Leib dessen, der sie führt, hinausreichen. Ein Schwert aber ragt kaum über die Nase des Pferdes, das offenbar zum Streiter gehört, hervor. Was in solchem Fall das unvernünftige Thier nicht thut, bleibt ungethan.

Schutz des Heeres. Ein kleines Heer kann sich überall verschanzen und sich in Einer Nacht das Waffenkleid gegen den ersten Anlauf umthun. Vor Zeiten hat man sich mehr eingewühlt, als jetzt, weil es kleine Heere verstatteten, weil man nicht sogleich verhungerte, weil die Idee der Bewappnung noch nicht verschwunden oder wenigstens dieses Mittel noch im Andenken war. Jetzt müssen Heere von Hunderttausenden beständig laufen, damit sie nicht Hunger sterben, wie Heuschreckenzüge; damit die Luft nicht verderbe, und die Lager und Schanzen nicht eher zum Krankenlager, als zum Wahlplatz werden. Das Zuvorkommen

ist freilich nicht das Schlechteste im Krieg; es ist aber besser mit dem Kopf, als mit den Beinen zuvorkommen. Ist beides vereinigt, desto besser.

Mir ist das Sechseck die einzig mögliche Figur zur Verschanzung. Bei ihm allein kommen alle Vortheile zusammen, welche zu einer wechselseitigen Vertheidigung gefordert werden; versteht sich, daß ich vom Sechseck mit ausspringenden Winkeln rede; das meinige ist aber eine Verbindung des einfachen Sechsecks mit diesem. Eine Festung ist eine Ineinanderfügung mehrerer Sechsecke.

Von diesen Sechsecken muß das Land übersäet sein. Keine Brücke, kein Hohlweg, keine Steige von einiger Bedeutung muß ohne Sechseck bleiben. In Friedenszeiten stehen sie leer, in Kriegszeiten liegen sie nicht den Soldaten zur Vertheidigung ob, sondern den Einwohnern der umliegenden Gegend, die dazu organisirt seyn müssen. Eine solche Schanze kann ohne förmliche Belagerung nicht weggenommen werden, so lang die Besatzung auf den Beinen ist; auch dann nicht, wann sie kein Loth Pulver mehr hat. Sie muß aber bewappnet sein, und wissen, daß sie Landes verwiesen, der Kommandant aber aufgehenkt wird, wenn sie sich freiwillig ergeben. Städte sollte man nicht befestigen.

Trutzwaffen des Heeres. Im Feld ist die natürliche Schutzwaffe des Heers nur die Trutzwaffe, weil das, was das Ganze erhält, das Einzelne zerstört.

Die Schutzwaffe des Einzelnen kann daher nicht gegen die Trutzwaffe des Heers bestehen, und es wäre vergeblich, dagegen einen Einzelnen oder einen Haufen schützen zu wollen. Wo die Heereswaffe einschlägt, da darf kein Sterblicher widerstehen. Das Einschlagen muß aber abgehalten werden, und da tritt der Geist ein.

Der Geist ist die Schutzwaffe, der Panzer des Heers; das Herz ist die Trutzwaffe des Einzelnen. Wie der Kopf auf dem Leib, so steht der Anführer auf dem Heer. Er ist der Gott, der regiert, es die Welt, die von ihm regiert wird. Gott hat jeden Leib nach Maaßgabe seiner Einwirkungen mit einer Hülle umgeben, die ihm das Leben erhält, indem sie ihn gegen die Einstürmungen schützet. Warum soll es der Anführer nicht thun!

Zu den Heerswaffen rechne ich die Streitwagen und das grobe Geschütz. Jene werden uns wieder von großem Vortheil werden; was dieses thut, ist bekannt. Beides muß der Geist lenken; es ist die Trutzwaffe des Anführers, und, wohl gebraucht, erregt es die gehörige

Furcht. Es darf aber nicht Hauptmittel seyn, sondern muß dazu dienen, die Truppen an den Feind zu leiten, wie es das Geschäft des Anführers ist. Noch muß es Unordnung hervorbringen.

Ihr werdet meinen, die Streitwagen hätte man nicht ohne Grund seit der Pulvererfindung abgeschafft, die Pferde würden sogleich niedergeschossen werden. Vor der Hand müssen die Streitwagen freilich durch Pferde gezogen werden, aber kann man denn diese nicht auch vor Flintenkugeln besser schützen? Allein lang eh Pulver war, war kein Streitwagen mehr. Vergessen war alle Kunst nnd Wissenschaft und mit ihnen die Maschinen, Einrichtungen, Stellungen der ächten wissenschaftlichen Krieger, der Griechen und Römer, als das Pulver erfunden worden. Wie lang hat man mit dem Pulver eben so ungeschickt und geistlos gefochten, als vorher, und, als wieder wissenschaftlich gebildete Männer am Kriege Theil nahmen und wieder die Haufen geordnet wurden, griff man nach der nächsten üblichen Waffe, die in der Unordnung entstanden war, nach dem Feuergewehr. — — Die Streitwagen können so gestellt, und auch an den Feind gebracht werden, daß nicht leicht ein Pferd fällt. Sie müssen so geschickt ankommen, daß der Feind sie nicht ehr sieht, als bis sie ihm in den Rippen sind.

Die Kriegskunst ist eine erhabene Kunst und fordert Kenntnisse, die der Laie nicht ahnet und sie daher verachtet. Freilich treiben die meisten Soldaten ihr Handwerk gedankenlos, ohne Bewußtseyn ihres hohen Standes, oder mit Eitelkeit und Prahlerei, welche den Unwissenden hinlänglich kenntlich macht. Vielen ist die Wissenschaft fremd, und das Herumwerfen der Flinte und das Strecken der Wade ist ihre Kriegskunst. Daher ist es dem Bürger und dem Gelehrten zu verzeihen, wenn er in diesem Stand Rohheit und Kunstlosigkeit wahrnimmt. Es giebt aber auch Soldaten, und es giebt jetzt schon viele, welche die Tiefen des Kriegs erblickt haben, die wissen, daß in ihm alle Wissenschaften sich verbinden, um das Höchste der Menschheit, das Leben, das freie Leben nämlich, — ein anderes giebt es nicht — zu retten und zu erhalten. Vor diesen tretet bescheiden zurück und staunt die Helden an, welche für so hohen Zweck alle Wissenschaften, alle Talente, alle Geschicklichkeiten aufbieten, alle Vergnügen, alle Bequemlichkeit, ja das Leben selbst aufopfern!

52.

Schwertfegerlied.

(Von Alexander v. Blomberg.)

Mit fröhlichem Sinn
bereite, erschaffe
die eiserne Waffe
zum reichen Gewinn!

Es wälzt der Erob'rer mit keckem Muth
den Krieg in friedliche Auen,
den Völkern zu rauben der Freiheit Gut
sich fremde Throne zu bauen.
Mit eherner Waffe der Wüthrich ficht;
doch ihm, bei Gott, ihm schmied' ich sie nicht!
Des Frevels mich wolle der Himmel behüten!
Ihm mag seine Waffe ein Anderer schmieden.

Auf schüret behend
das glimmende Feuer,
daß heller und freier
und schöner es brennt!

Es trägt der Räuber ein freches Gelüst
nach Goldes blinkender Röthe,
drob er kämpft mit Gewalt, mit Trug und List,
zu ärnten, was nimmer er sä'te.
Wohl trägt er Waffen, glänzend und blank,
doch ihm sie schmieden, ich hätt' es nicht Dank;
ehr wollt ich den Hammer in's Meer ja werfen!
Er mag seine Waffen sich selber schärfen.

Auf, bringet geschwind
die eisernen Stäbe!
Noch stärker belebe
die Gluten der Wind!

Auch Manchen das Schwert zum Überfluß ziert,
gar unnütz hängt's an der Seite;
er es nimmermehr aus der Scheide führt,
als höchstens im albernen Streite
um Narrheit und Hochmuth und eitelen Tand:
er soll es nicht haben von meiner Hand;
zu theuer sind mir die heiligen Waffen, —
er mag zum Tand sie sich selber erschaffen.

Die Hämmer jetzt her!
Das Feuer, es sprühet,

das Eisen erglühet:
jetzt schmiedet die Wehr!

„Nun so sprich, wem schmiedest die Waffen du?“
Ihr Männer, ich will es euch künden:
die Waffen bereit ich dem Volke zu,
der Knechtschaft sich kühn zu entwinden;
daß sie falle, des frechen Tyrannen Macht:
die Waffen bereit ich zur Hermannsschlacht,
daß des Wüthrichs eherner Scepter vergehe,
daß auf deutschem Boden die Freiheit bestehe.

Zuförderst ein Schwert
uns lasset bereiten:
in stürmischen Zeiten
hat's goldenen Werth!

Das Schwert ist des Mannes eiserne Braut,
vermählt ihm mit heiligen Banden.
Wer Gott, seiner Sach' und dem Schwerte vertraut,
wird nimmer, das glaubt mir, zu Schanden.
Wie die Sichel durch wankende Helme geht,
so das Schwert die Haufen hernieder mäht.
Mag mit Blitz und Donner der Wüthrich fechten,
ich führe das Schwert in der nervigen Rechten.

Die mächtigste Wehr
laßt jetzt uns erschaffen,
den König der Waffen,
den schrecklichen Speer!

Wohl nenn' ich der Waffen König den Speer:
ihm jede andre muß weichen;
er bricht durch Reihen und Glieder daher,
thürmt blutige Berge von Leichen,
hemmt trutzend Rosses und Reiters Macht,
trifft sicher in regniger Sturmesnacht;
wo zu Schanden werden des Wüthrichs Blitze,
da ruht nur der Sieg auf der eisernen Spitze.

Mit fröhlichem Sinn
ich hab' sie erschaffen
die eisernen Waffen
zum Freiheits-Gewinn.

Geschmiedet sind sie mit fröhlichem Muth
für die deutsche, heilige Sache,
geschmiedet, daß von des Feindes Blut,
sie triefen zu heiliger Rache:
drum schuf ich sie stark, drum schuf ich sie blank,
und glaub', deß zu haben wohl reichen Dank.

Und wer mag andere Waffen bereiten,
ist werth, die ewige Knechtschaft zu leiden.

53.

Des alten Invaliden Lehren für junge Kriegsleute.

(durch Achim von Arnim.)

1.

Bist du recht müd und matt, ja ganz erschöpft von Sorgen,
so singe hell und laut, wie Spatzen thun am Morgen:
gleich wird dir leicht die Brust, ein Mühlstein fällt hernieder,
es thut dir innig wohl, so recht durch alle Glieder.

2.

Bist du in der Gefahr, schlägst du dich in die Schanz,
so rufe nur: Mir nach! aus vollem Herzen ganz;
es geht, Kamrad! An, an! Juchhei, mein Volk leb hoch!
Der Eine Ruf in der Gefahr mich nie betrog.

3.

Glaub' mir, viel besser todt, als sich gefangen geben;
es ist ein kümmerlich, verachtet, elend Leben;

wie einen räudgen Hund, den keiner gern mag leiden,
so den Gefangnen auch die Männer, Weiber meiden.
Die Gassen stehen voll, er wird vorbei geführet
in Lumpen, waffenlos, kein Mitleid wird gespüret,
und keinen er versteht und keiner will's ihm deuten,
ist Kindern da zum Spott und ehrlos bei den Leuten.

4.

Du fechtest mit dem Tod, bist du ein wahrer Krieger,
und scheust du ihn einmal, so bist du nimmer Sieger;
doch nicht den Tod allein, auch Schmerzen zu verachten,
das sucht der rechte Muth, das ist sein stetes Trachten.
Wer lieber wünscht den Tod, als Wunden in den Schlachten,
den muß ich Invalid aus ganzer Seel verachten;
der Wunden Ehrenmal such' auf mit tapferm Herzen,
und Hunger, Durst und Frost ertrage stets mit Scherzen.

5.

In müß'ger Stund denk nach, was du kannst thun und nützen;
ein Schwank ist gut, doch Vorwitz laß zu Hause sitzen!
Nie tadle, wer dich führt, du kannst den Plan nicht rathen,
das ist der Bürger Art, du rettest sie durch Thaten.
Glaubst du, dein Offizier sei einmal gar zu hart,
denk, er hat viel im Kopf, auch ist das Dienstes Art;

mit allen meint er's gut, er muß für alle stehen,
dafür darfst du dann kühn die ganze Welt ansehen.

6.

Üb' Reinlichkeit, viel Baden, täglich Waschen, wenn's geht,
das hält gesund und stark und leeret nicht die Taschen;
ein trocknes Schloß, ein guter Stein auf dem Gewehr
dich oftmals retten kann und macht den Marsch nicht schwer.

7.

Dem Wirth, wo du quartirt, ein Dienst, ein gutes Wort —
macht den Soldat beliebt und hütet ihn vor Mord,
auch was du fordern kannst, noch bitte lieber drum,
er thut dann wohl noch mehr, als wenn du trotzig stumm;
geh' ihm zur Hand, macht er dein Bett, dein Essen:
den Fremden kann man nur nach Höflichkeiten messen.

8.

Verachtet ist der Dieb, er mordet das Vertrauen,
dein ganzes Regiment muß ihn mit Abscheu schauen!
Das glaubt ihr all zu Haus; such auch in Feindes Lande
nur Ehr und Waffen, Stehlen bleibt auch Schande;
denk, daß du Ältern läßt zu Haus und liebe Kinder,
die Windfahn' dreht sich schnell, das Glück noch viel geschwinder;

erwerben läßt sich nichts im Kriege, noch bewahren,
als Ehr und Gotteslohn und Ruhm in alten Jahren.

9.

Verhaßter noch vor Gott, dem Unglück preisgegeben
muß jeder Desertör für sich in Schande leben,
wie ein Gestank will er das Leben uns verleiden,
es muß die leere Spreu vom Korn im Krieg sich scheiden;
ein braver Kerl, auch wo er fremd, hat er geschworen,
so hat er auch mit ganzer Seel den Dienst erkoren,
die Fahne ist sein Stolz, die Kriegsthat seine Lust,
er thut sie, weil er will, nicht eben weil er muß.

10.

Soldaten! lernt es wohl den Scherz mit Scherz empfangen,
bei lust'gem Wort ist manche trübe Stund' vergangen.
Den Zorn üb' in der Schlacht, dein Gift beiß in den Feind,
ein Wort zur rechten Zeit besänftigt oft den Freund.
Wenn Feinde schlecht und falsch von deinem Lande sprechen,
so kannst du dich in gleicher Münze zahlend rächen;
dein Land ist altberühmt, du stehst in Jugendtagen, —
recht ist's, wenn du nicht kannst solch argen Schimpf ertragen.

11.

Verachte nicht der Vorzeit würdig große Thaten,
gedenk, du ruhst, mein Sohn, in unsrer Pflanzung Schatten;
sei unsrer würdig erst; kannst du uns übertreffen,
so sag ich: lebe hoch! dann mag der Tod mich treffen.

54.

Der rechte Feldzug.

(Von M. v. Schenkendorf.)

Ich zieh in's Feld für meinen Glauben,
für aller Welten höchstes Gut;
bei'm Teufel schwur's der Feind: zu rauben
uns vom Altar des Heilands Blut.

Ich zieh' in's Feld für ew'ges Leben,
für Freiheit und uraltes Recht;
in frischer Kraft soll sich erheben
der Mensch, zu lange schon ein Knecht.

Ich zieh' in's Feld für Himmelsgüter,
und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
ein Freier ist geborner Hüter
von jedem wahren Heiligthum.

Ich zieh' in's Feld für Deutschlands Ehre,
das Lustspiel alter Heldenwelt, —
daß Lied und Minne wiederkehre
in unser grünes Eichenzelt.

Ich zieh' in's Feld mit freien Bauern
und ehrenwerther Bürgerzunft:
im ernsten Schlachtruf ist ihr Trauern
um alter Zeiten Wiederkunft.

Ich zieh' in's Feld; wo Tausend winken
als Bürgen einer bessern Welt,
soll mir der Todesengel winken;
hier bin ich, HErr! ich zieh' in's Feld!

55.

In's Feld.

(Von Joh. Grob 1700.)

Sa! lustig und frisch! — Mars ziehet zu Feld!
Deß freut sich ein junger, ehrliebender Held,
dem Kriegen jetzt mehr, denn Wiegen gefällt,
weil Tapferkeit sich zur Tugend gesellt.

56.

Zum Strauß!

(Von Carove.)

Hinaus, hinaus zum freien Strauß!
Hört hell die Hörner klingen:
der tiefe Klang, der Schlachtgesang
soll tief in's Herz euch dringen.

Hinaus, hinaus zum Rosenstrauß!
Seht hoch die Fahnen winken!

Ist hoch der Muth, ist fromm die Glut —
der falsche Feind muß sinken.

Zum Kampf hinaus, zum heißen Strauß!
Das Vaterland hört klagen!
Sein bittrer Schmerz muß euer Herz
zur Schlacht, zur Rache tragen.

Hinaus, hinaus zum heil'gen Strauß!
Das Kreuz seht zürnend flammen!
Zu seinem Schutz, der Höll' zum Trutz,
strömt all' zum Streit zusammen.

Hinaus, hinaus zum rechten Strauß!
Vernehm' des Rechtes Stimme!
Sein arger Feind — seid ihr vereint —
stürzt vor dem schweren Grimme.

Zur Schlacht hinaus, zum blut'gen Strauß!
Seht, wie die Menschheit weinet!
Zur Rettung ihr seid für und für
als Brüder fest vereinet.

„Wir zieh'n hinaus, zum grimmen Strauß
für Gott, für's Vaterland!

Süß ist der Tod, leicht alle Noth
für Gott, für's Vaterland.

57.

Landsturmlied.

(Von Rückert.)

Der Landsturm! der Landsturm!

Wer hat das schöne Wort erdacht,
das Wort, das donnert, blitzt und kracht,
daß einem das Herz im Leibe lacht,
wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht;
wer hat den Landsturm aufgebracht?

Der Landsturm! der Landsturm!

Der Baur ist nur ein schlechter Schuft,
der nach Soldatenhülfe ruft;
der Bauer, der sich selbst macht Luft,
den Feind, den Schuft, selbst puft und knuft,
der Bauer ist kein schlechter Schuft.

Der Landsturm! der Landsturm!

Der König giebt mir keinen Sold,
und ich bin ihm nicht minder hold.
Eu'r Acker, sprach er, ist eur Gold;
drum, wenn ihr den bewahren wollt,
so schlagt den Feind, das ist eu'r Sold.

Der Landsturm! der Landsturm!

Der Feind ist blind und taub, der Wicht,
er kennt ja Weg' und Stege nicht,
er findt ja keinen Führer nicht,
das Land ist mein, wie kennt' ichs nicht?
Drum fürcht' ich auch vor'm Feind mich nicht.

Der Landsturm! der Landsturm!

Der Feind, der Wicht, ist blind und taub;
er zittert, wenn sich regt ein Laub,
er zittert, wenn sich rührt ein Staub;
denn für ihn ist nicht Treu und Glaub',
und jeder List wird er zum Raub.

Der Landsturm! der Landsturm!

Der Feind, der Wicht, ist taub und blind,
und seine Schlachten sind ein Wind,
er weiß ja nicht, wofür sie sind;
ich hab' im Rücken Weib und Kind,
ich weiß, wofür die Schlachten sind.

Der Landsturm! der Landsturm!

Die Glocke, die zur Tauf mich trug,
die Glock, die mir zur Hochzeit schlug,
die Glocke ruft mit lautem Zug;
der Glocke Ruf ist niemals Trug,
die Glocke ruft, das ist genug.

Der Landsturm! der Landsturm!

Hörst du's vom Kirchthurm stürmen, Frau?
Siehst du die Nachbarn wimmeln? Schau!
Und drüben stürmt es auch im Gau.
Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau!
Des Feindes Blut ist Morgenthau.

Der Landsturm! der Landsturm.

58.

Kriegslied.

(Von Crisalin.)

Ich hab' an einem Sommermorgen
mich aufgemacht;
gieng unbekümmert ohne Sorgen
davon ganz sacht.

Und als ich gangen durch die Sträuche,
so längs den Bach,
da rief mir lange noch vom Zweige
der Kukuck nach.

Ich habe Federn in dem Strauße
auf meinem Hut;
das macht, im Wald bin ich zu Hause
und wohlgemuth.

Der Kukuck rief: „sollt wiederkommen!“
Es kann wohl seyn;
denn Abschied hab' ich nicht genommen,
mir fiel's so ein.

Heut will ich mich zum Tanze machen,
    wißt ihr ihn auch?
wo Kugeln pfeifen, Büchsen krachen,
    im Pulverrauch.

Hab' gestern einen Freund gesehen,
    der traf mich nicht,
muß heut ihm zu Gefallen gehen,
    ich fehl' ihn nicht.

Sein rothes Wams hat mir gefallen,
    sein Rapp so fein;
Kamraden, wenn ihr mich hört knallen,
    so ist er mein.

59.

Morgenlied im Krieg.

(Von Crisalin.)

Die Lerche preißt die Flucht der Nacht,
    schwingt wirbelnd sich empor,

und in des Waldes Schoos erwacht
ein tausendstimmig Chor.
Was lebet, fühlet Lust,
drängt freudig sich hervor,
und Freude füllt die Brust,
erfüllet Aug' und Ohr.

Auf unsre Waffen fällt ein Strahl
vom heitern Morgenlicht,
so schön, wie's scheint auf Erz und Stahl,
scheint's auf die Fluren nicht.
Und unser Zug ergänzt
von Muth und Zuversicht,
vom Lichte schön bekränzt,
das aus den Wolken bricht.

Und über'm Berge steht der Feind,
erwartet uns zur Schlacht,
in Reihen Mann und Roß vereint,
mit großer Heeresmacht.
Er harrt auf uns, und bald
der Stücke Donner kracht,
des Treffens Losung schallt
und es beginnt die Schlacht.

Und bald verhüllet uns der Kampf
in seine Schatten ein,
mit Pulverrauch und Glut und Dampf
in schwarze Todesreih'n,
und unser Banner fliegt
in Tod und Nacht hinein,
und unser Banner siegt
und sprengt der Feinde Reih'n.

Und sink', in meiner Hand empor
das Schwert, ich dann zuthal,
das Angesicht zur Erde vor,
geblend't vom Todesstrahl, —
schallt Siegsgeschrei empor,
Sieg schallt es ohne Zahl,
und Sieg kracht in mein Ohr
der Donner noch einmal.

60.

Reiterlied.

(Von Crisalin.)

Das Schwert hab' ich erwählt,
das Schwert hat mir gefallen,
noch nie hab' ich gefehlt,
wann die Trompeten schallen,
wann's heißt: voran!
die Schlacht bricht an.

Mich führt ein guter Stern,
die Fahne, die mir winket,
ich sehe sie so gern,
wann hoch mein Schwert erblinket,
wann's heißt: haut ein!
Wohlan! Hinein!

Mein Roß so gut, mein Schwert,
so bin ich durchgedrungen,
es hat nicht lang gewährt,
so ist es uns gelungen;

Victoria!
der Sieg ist da!

Der Reiter kömmt heran,
wie auf des Sturms Gefieder;
im Hui hat er's gethan;
da liegt der Feind danieder.
Victoria!
der Sieg ist da!

Wie schön läßt Siegsgesang
dann durch die Reih'n sich hören,
wann mit Trompetenklang
wir in das Lager kehren!
Auf, Siegsgesang!
Trompetenklang!

Das beste Loos der Welt
in Reitershänden lieget,
er braucht kein Haus, kein Feld,
das Schwert ihm all genüget,
wann's heißt: Heran!
der Feind zieht an!

Das Eichlaub trag' ich hier,
ein stolzes Siegeszeichen;
wer ist so brav als wir?
Wer darf sich uns vergleichen,
wann's heißt: Heran!
der Feind zieht an!

61.

Lied der Schildwache.

(Durch Achim v. Arnim.)

Gott ist der Christen Hülf und Macht
und feste Citadelle,
er wacht und schildert Tag und Nacht,
thut Rund und Sentinelle;
Jesus ist das Wort,
Brustwehr, Weg und Port,
der rechte Korporal,
Hauptmann und General, —
wir sind die Bürgergarde.

Mit unsrer Wacht ist nichts gethan,
es ist bald übersehen,
denn wer's mit Menschen fanget an,
um den ist's leicht geschehen.
Oftmals Glauben bricht,
wer zu viel verspricht;
wer Gott nicht traut allein,
muß stets in Sorgen seyn
um Leib, Gut, Ehr' und Leben.

Oft der, der uns verfechten soll,
weiß nichts von Wehr und Waffen,
liegt auf der Haut, ist blind und voll,
thut seine Rund verschlafen;
doch Gott ist nicht weit,
hilft uns selbst im Streit
und so wir bleiben frumm,
ihn kindlich bitten drum,
die Engel uns bewachen.

Und seh' der Feind noch eins so sau'r,
als wollt' er uns verschlingen,
und käme schon bis auf die Mau'r,
soll's ihm doch nicht gelingen,

Gott, der mit uns ist,
entdeckt seine List,
und in ein'm Augenblick
stößt ihn hinab zurück,
daß er mit Schand muß weichen.

Gott Ehr' und Preis, der uns zu gut
die Feind' mit Furcht thut schlagen,
und über uns hat treue Hut
auf seinem Feuerwagen;
sein ganzes himmlisch Heer
rondet um uns her.
Lobsingt, lobsinget ihm,
lobsingt mit heller Stimm':
Ehre sei Gott in der Höhe!

Altes Kriegslied.

(Von Mannhold v. Sittewalt.)

In ritterlichen Kriegeszügen
mein Herz im Leib mir lacht.
Ha! wenn die Fahnen im Feld herfliegen

und manch' Karthaune kracht, —
dann streit ich stark mit meinem Gott
für mein lieb Vaterland,
der mich verläßt in keiner Noth,
frisch brauch ich meine Hand.

Dann schließ ich meinen Helmen zu,
leg' ein den scharfen Speer,
mein'n Gegenpart erwarten thu',
wenn er rennt auf mich her;
mein Schwert ist blank, meine Büchs' gelöst,
das Roß steigt frisch hinan,
mein Schwert den Feind zur Erde stößt,
gut' Sache stärkt den Mann.

Herr Christ, stärk' alle Rittersleut',
die mit Gewissen gut
Dein Wort zu ehren sind bereit,
zu sterben aus freiem Muth!
Unrechtem Krieg gewaltig wehr',
der eigen Nutz und Macht
mehr sucht, als Deines Namens Ehr':
drauf sei es frisch gewagt!

Vor der Schlacht.

(Von Theodor Körner.)

Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise
laut nach germanischer Weise!
Brüder, heran!

Noch perlt der Wein;
eh' die Posaunen erdröhnen,
laßt uns das Leben versöhnen!
Brüder, schenkt ein!

Gott Vater hört,
was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne geschworen;
Brüder, ihr schwört!

Vaterlands Hort
woll'n wir aus glühenden Ketten
todt oder siegend erretten: —
Handschlag und Wort!

Hört ihr sie nah'n?
Liebe und Freuden und Leiden,

Tod, du kannst uns nicht scheiden!
Brüder, stoßt an!

Schlacht ruft! Hinaus!
Horch! die Trompeten sie werben!
Vorwärts, auf Leben und Sterben!
Brüder, trinkt aus!

G e b e t.

(Von Theodor Körner.)

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir,
Vater, wir danken dir,
daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle braußt,
Gott, deine starke Faust
stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
führ' uns, dreiein'ger Gott,
führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Führ' uns! — Fall' unser Loos
auch tief in Grabes Schooß:
Lob doch, und Preis deinem Namen! —
Reich, Kraft und Herrlichkeit
sind Dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

63.

Von Vaterlands-Strafe und Lohn.

(V. E. v. S.)

Und wenn Gott dir den Sieg giebt und du den Feind hast abgetrieben, dann sollst du immer Denkmäler stiften, daß deine Kinder und Kindeskinder der Zeit noch gedenken, worin du gelebt, und sich der tapfern Thaten freuen, die du für sie gethan hast.

Und sollst den Deinigen, die in den Schlachten für's Vaterland gefallen sind, ein herrliches Mal setzen, das von Geschlecht zu Geschlecht daure und die Enkel ermahne, eben so tapfer für's Vaterland zu streiten und zu sterben.

Aber für die Verräther, die dich etwa in's Unglück gebracht haben, sollst du suchen einen wüsten Ort auf einer kahlen unfruchtbaren Haide oder in einem Sumpf, worüber nie der Pflug ziehet und wohin kein Hirt die Heerde treibt.

Und auf dieser Stätte sollst du ein Hochgericht bauen, darauf alle Hochverräther in deinen Gränzen sollen gerichtet und eingescharrt werden, und soll auf dieser Schelmenstätte die Schande neben der Schande liegen.

Aber deinen lebenden glorreichen Männern und Helden sollst du eine Ehre setzen, die durch ihre Seltenheit ihren Werth behält, und sollst sie darum nur geben den Würdigsten.

Und in dieser Ehre soll kein Rang oder Unterschied seyn, und jeder soll sie erhalten können von dem Bauern an bis zum Feldhauptmann. — Stets nur der Tugend sollst du ein Denkmal stiften, daß eine Erinnerung der Herrlichkeit der Väter sei und ein Sporn, der die Söhne zu edlen Thaten treibt. Und sollst Alles stellen auf die wahre Ehre und nichts auf den Schein und Gewinn; denn der kleine Geiz verdirbt die Menschen und die hohe Ehre muß sie wieder lösen.

64.

Die Eroberer.

(Von Schiller.)

Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
füllen die Erde mit mächtigem Schall;
aber hinter den großen Höhen
folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.

Darum lob' ich mir niedrig zu stehen,
mich verbergend in meiner Schwäche.
Jene gewaltigen Wetterbäche,
aus des Hagels unendlichen Schlossen,
aus den Wolkenbrüchen zusammen geflossen,
kommen finster gerauscht und geschossen,
reißen die Brücken und reißen die Dämme
donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
doch nur der Augenblick hat sie geboren;
ihres Laufes furchtbare Spur
geht verrinnend im Sande verloren,
die Zerstörung verkündigt sie nur.

65.

Kampf für's Vaterland mit Vertrauen auf Gott.

(Von Klopstock.)

Mit unserm Arm ist nichts gethan, —
steht uns der Mächtige nicht bei,
der Alles ausführt!

Umsonst entflammt uns kühner Muth,
wenn uns der Sieg von dem nicht wird,
der Alles ausführt.

Vergebens fließet unser Blut
für's Vaterland, wenn der nicht hilft,
der Alles ausführt.

Vergebens sterben wir den Tod
für's Vaterland, wenn der nicht hilft,
der Alles ausführt.

Ström' hin, o Tod, und tödt', o Tod
für's Vaterland! Wir trauen dem,
der Alles ausführt.

66.

Friedenslied.

(Wdrhn.)

Süße, liebe Friedenstaube,
die du schnell den Ölzweig bringst,
wenn du vor des Geiers Raube,
frei den kleinen Fittig schwingst!
Ist es wahr, daß du den Klüften
deines Elends dich entziehst,
und voll Hoffnung aus den Lüften
froh auf unsre Fluren siehst?

Komm, verzeuch nicht, laß dich nieder,
unsre Herzen öffnen sich,
gieb uns Fried' und Eintracht wieder,
und du findest sie für dich.
Laß das holde Zweiglein fallen!
Denn, sobald es Wurzeln schlägt,
sehn wir Heil und Wohlgefallen
in den Früchten, die es trägt.

Wo es blüht, tönt durch die Wälder
kein entheil'gend Beil zum Fall,
und die saatenreichen Felder
thürmt kein Spat zu Schanz und Wall.
Süße Frühlingsblümchen sprießen,
unzertreten, vor uns auf,
und die Bäche, die hier fließen,
färbt kein Blut in ihrem Lauf.

Schmachtend seufzt nach seinem Schatten
das von Gram versengte Glück;
zarten Müttern, treuen Gatten,
bringt er ihrem Wunsch zurück;
Väter vaterlosen Kleinen,
und den Jüngling seiner Braut;
alle, wo sie ja noch weinen,
weinen vor Entzücken laut.

Nun, du holde Friedenstaube!
die du uns den Ölzweig bringst,
wenn du vor des Geiers Raube
frei den kleinen Fittig schwingst;
komm, verzeuch nicht! Laß dich nieder!
Unsre Herzen öffnen sich:

gieb der Welt den Frieden wieder
und nimm ihn dann auch für dich!

66.

Der Friede.

(Von Schiller.)

1.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
in's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch!
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
der Städte Thore gehen auf, von selbst,
nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt

ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
das längstverlaßne ein; mit breiten Ästen
deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
die einst er an der Amme Brust verließ.
O glücklich, wem dann auch sich eine Thür,
sich liebe Arme sanft umschlingend öffnen! —

2.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
liegt er gelagert am ruhigen Bach,
und die hüpfenden Lämmer grasen
lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen.
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
und das Echo des Berges wird wach,
oder im Schimmer der Abendröthe
wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach. —

67.

Der Feldberg
und
der Hermanns-Born.

(Von Crisalin.)

Du, den zuerst der Sonne Licht begrüßet,
gefeyert sei du mir
im Wolken-Mantel, der erhaben dir
von deinen Schultern fließet.

Du herrschest ruhig über alle Ferne,
und Berge huld'gen dir,
und zu Gefährten hast du für und für
allein die ew'gen Sterne.

Den jüngern Bruder nur hast du zur Seite
in Liebe offenbar,
und nirgends sieht die Sonn' ein edler Paar
in ihres Laufes Weite.

Einträchtig, wie ihr ruht im Abendschimmer,
so neid- und eiferlos,
wie ihr euch hebet aus des Landes Schoos,
sei deutsche Treue immer.

Drum hat auch seit der Vorzeit hier gewohnet
der alten Treue Geist,
und was der Brust sich stark und gut erweist,
hat heilig hier gethronet.

So sei noch einmal, Feldberg, mir gepriesen,
des Vaterlands Altar!
In dir erkenn' der Enkel immerdar
die Kraft, die du erwiesen.

Hoch hat der Völker Sage dich erhoben
aus dunkler Vorwelt Mund;
doch der von deiner Höhe kam, der Bund,
mehr noch ist der zu loben.

Die Macht des Vaterlands war überwunden,
und Knechtschaft war da nur:
da wurde in der Väter Bundes-Schwur
der Rettung Preis gefunden.

Als Hermann sie versammelte zum Rathe,
einsam zur Mitternacht,
dann unter sie, entschloßner That bedacht,
das Schwert in Hand er trate.

Er zeigte all' umher des Landes Strecken,
das nachtbegraben lag,
wie aus dem Schlummer und der Schande Schmach
die Rach' es sollte wecken.

Und wo des alten Königs Mauer glänzte,
da wandt' er hin das Schwert,
wo Ariovist, der Krone Deutschlands werth,
die Siege Rom's begränzte.

An's Herz that er das Schwert in seiner Rechten,
hoch schwang er es empor,
und racheschwörend traten alle vor,
daß sie Befreiung brächten.

Dann stiegen sie in's Thal hinab zur Quelle,
zur Quelle tief und rein,
und alle tranken ewigen Verein
an der geweihten Stelle.

Den Namen träget sie auf unsre Zeiten.
Wer ihrer Quelle werth,
hebt, wann die Noth kommt, auch das Racheschwert,
die Rettung zu bereiten.

68. Von Dietrich von Bern, Hildebrand und Wittich.

(A. d. Wilkina= u. Niflungasaga, übers. von v. d. Hagen.)

1.

Von König Dietmar und seinem Sohne Dietrich.

König Dietmar herrschte nun über Bern: er war ein mächtiger und trefflicher Mann, weise und wohlberathen,

ein tapferer Kriegsheld, freundlich und herablassend, milde und freigebig, und beliebt bei seinen Mannen. Seine Gemahlin Odilia war weise und liebreich und an allen Dingen die trefflichste aller Frauen. Sie hatten einen Sohn, der hieß Dietrich. Als dieser heran wuchs, da war er so groß von Gestalt, daß man nirgend seines Gleichen sah; doch war er kein Riese. Sein Antlitz war lang und breit, er hatte wackere Augen und starke schwarze Brauen; sein Haar war lang und schön, wie klares Gold, und fiel überall in Locken; er hatte nie einen Bart, so alt er auch wurde; seine Schultern waren zwei Ellen breit; seine Arme waren so dick wie ein Stamm, und hart wie ein Stein; er hatte schöne und dabei starke Hände; um die Mitte war er schmal und wohl gewachsen; seine Hüften und Schenkel waren so stark, daß es allen ein Wunder däuchte; seine Füße waren schön und wohlgewachsen, seine Waden und Knöchel aber so stark, wie die eines Riesen. Seine Stärke war so groß, daß niemand sie ganz ermessen konnte und er selber es kaum wußte; er war heiter und freundlich, milde und freigebig, so daß er nichts sparte gegen seine Freunde, weder Gold noch Silber und Kleinodien, und auch sonst gegen Niemand, der es begehrte. König Dietmar schlug Dietrichen zum Ritter, da er fünfzehn Winter alt

war und setzte ihn zum Häuptling an seinem Hofe über alle Ritter und alle übrigen.

2.

Hildebrand kommt nach Bern und wird Dietrichs Waffenbruder.

Herzog Erich herrschte in der Burg, welche Venedig hieß; er war tapfer und streng. Seine Söhne waren Bertram und Reiginbald, welche nach ihm Herzöge von Venedig wurden. Herzog Reiginbald hatte einen Sohn, der hieß Hildebrand; und als der fünfzehn Winter alt war, trat er vor den Hochsitz seines Vaters, und schlug der Herzog ihn zum Ritter und setzte ihn über alle seine andern Ritter.

Ritter Hildebrand war der wackerste aller Männer und wohlgeübt in allen ritterlichen Künsten; er war groß von Gestalt, lang und stark und vollkommen vor allen Männern in seinem ganzen Wuchse; dabei war er bescheiden, weise, ein trefflicher Rathgeber, und in aller Ritterschaft ging er jedermann weit vor; er war milde mit Gaben und herablassend: in dem ganzen Lande fand man nicht seines Gleichen an Weisheit und Tapferkeit und an allen den Tugenden, deren man zur Ritterschaft bedarf.

Und als er dreißig Jahr alt war, sagte er zu seinem Vater, daß er nun mehrer berühmter Männer Sitten kennen lernen wolle: „und nicht kann ich mir Ruhm erwerben, wenn ich nichts anders thun soll, als hier heim zu Venedig bleiben und mit jungen Heergesellen reiten.“ Der Herzog fragte, wohin er fahren wollte. Hildebrand sagte, daß er von einem Könige gehört habe, und wäre dahin nicht weit: „und das ist Dietmar, König von Bern, und dahin will ich reiten.“

Darauf rüstete er sich, und mit ihm zwölf Ritter, und waren alle wacker und wohlangethan. Nun ritt Hildebrand seines Weges, bis daß er nach Bern kam zu König Dietmar. Der König nahm ihn wahl auf und bat ihn mit großer Ehrenbezeugung, bei ihm zu bleiben. Hildebrand nahm dieses gern an; und der König setzte ihn zunächst neben sich. Und lange blieb Hildebrand bei König Dietmar, wie in dieser Saga weiterhin erzählt werden soll.

Dietrich, König Dietmars Sohn, war sieben Winter, als Hildebrand ihn neben sich setzte und seiner pflegte, bis daß er fünfzehn Winter war und Häuptling über die Ritter am Hofe wurde. Und so sehr liebten beide einander, daß niemalen Männer sich mehr geliebt haben, außer David und Jonathan.

3.

Hier hebt an die Saga von Wittich, Wielands Sohn.

Wittich, Wielands Sohn, war nun zwölf Winter alt; er war groß von Wuchs, gewaltig stark, fest von Gemüth, dabei edel und beliebt und gab niemanden nach. Wieland fragte nun seinen Sohn Wittich, ob er so große Kunst erlernen wolle, als er ihn lehren könne: „so daß kein dritter noch eben so gut schmieden kann, als wir beide, und wenn man auch über alle Welt darnach suchte.“ Wittich antwortete: „Um meiner Mutter Willen, so gebe Gott, daß niemals Hammer noch Zange in meine Hand komme.“ Da fragte Wieland: „Was willst du denn aber erlernen, dadurch du dir mit Ehren, beides, Nahrung und Kleidung, schaffen magst?“ Wittich antwortete: „Ich liebe mir vor allem ein gutes Roß, einen starken Spieß, ein scharfes Schwert, einen neuen Schild, einen harten Helm und blanken Harnisch, um damit einem berühmten Fürsten zu dienen und mit ihm zu reiten, so lange mir das Leben vergönnt ist.“ Wieland sagte darauf: „So will ich dir schaffen, was du verlangst: wohin aber willst du alsdann fahren?“ Wittich antwortete: „In Amelungen-Land, da ist mir gesagt von einem Manne, der heißt Dietrich, Sohn König

Dietmar's, der über Bern herrschet: der ist jetzo der berühmteste Held in der ganzen Welt, so viel man weiß; er ist mir gleich alt, und ihn will ich aufsuchen und mit ihm einen Zweikampf bestehen. Und wenn ich nicht seinen starken Schlägen widerstehen mag und zur Erde falle, so weiß ich, er ist ein so edler Held, daß er mir das Leben schenkt, wenn ich ihm mein Schwert übergebe und sein Mann werde: es kann aber auch seyn, daß es besser ergeht." Wieland antwortete: „Das ist nicht mein Rath, daß du zu diesem Dietrich fahrest: kommt ihr im Zweikampf zusammen, so magst du nur kurze Zeit ihm widerstehen, so gewaltig ist er. Ich will dir einen andern Rath geben: ich weiß hier einen Wald, und in dem Walde ist ein Riese, der ist groß und stark und thut vielen Leuten großen Schaden: dazu will ich dir helfen, daß du ihn überwindest. Und wenn du diese Heldenthat vollbracht hast, so wird der König von Schwedenland dir wohl dafür lohnen und dir seine Tochter geben und mit ihr sein halbes Reich, dieweil der Riese seinen Leuten großen Schaden gethan hat." Wittich antwortete: „Das will ich fürwahr nicht um eines Weibes willen unternehmen; denn sicher würde man sagen, wenn ich deßhalb von diesem Riesen erschlagen würde, daß ich mein Leben schimpflich verloren hätte. Drum will ich lieber

thun, was ich zuvor sagte: gen Süden will ich fahren und mich mit Dietrich messen.“ Wieland sagte darauf: „Sintemal ich dich nicht davon abhalten kann, so hilft nichts dafür, ich muß dir schon geben, was du brauchst.“

4.

Wittich rüstet sich von hinnen.

Da gab Wieland ihm die Panzerhosen, die waren stark und wohlgemacht und leicht, und darin wappnete er sich; darnach gab er ihm den Harnisch, den stülpte er über sich, und der war von hartem Stahl und durchaus zweidrähtig, lang und weit, wie er ihm paßte. Nun nahm Wieland ein Schwert und sprach also zu ihm: „Mein Sohn, dieses Schwert heißet Mimmung, halt' und gebrauch' es wohl! Selber schmiedete ich dieses Schwert und für deine Hand habe ich es aufbewahrt; und ich meine, dieses Schwert soll dir schneiden, wenn du nicht etwa ein Schwächling bist.“ Darauf setzte Wittich sich einen Helm auf das Haupt, der war geschmiedet aus dem härtesten Stahle, mit großen Nägeln beschlagen, dick und stark. Auf demselben war ein Lindwurm gebildet, der Schlange genannt wird: dieser Wurm war goldglänzend, das bedeutete Wittichs Ritter-

schaft; dabei war er giftsprühend, und das bedeutede Wittichs Grimmigkeit. Sodann nahm er seinen Schild und hängte ihn sich um den Hals; dieser Schild war dick und schwer, so daß ihn ein Mensch nicht mehr mit einer Hand heben konnte. Der Schild war weiß, und mit rother Farbe Hammer und Zange darauf gemalet, deßhalb, weil sein Vater ein Schmied war. Über diesem Bilde, oberwärts, standen drei Karfunkelsteine; das bedeutete, daß er von Mutter Seite aus königlichem Geschlechte war. Darauf gab Wieland ihm ein Roß, das hieß Schimming, und war das beste aller Rosse; sein Sattel war aus Elfenbein gemacht, und darauf eine Natter gebildet.

Nun ging Wittich zu seiner Mutter, küßte sie und wünschte ihr wohl zu leben; und sie wünschte ihm glücklich zu reisen und gab ihm drei Mark Goldes und ihren Goldring. Dann küßte er auch seinen Vater und wünschte ihm wohl zu leben; und Wieland wünschte seinem Sohn glücklich zu reisen, und beide waren sehr betrübt, als sie schieden. Darauf nahm Wittich seinen Speer und sprang auf den Rücken seines Rosses, ohne in den Stegreif zu steigen. Da lachte Wieland, als er das sahe; er geleitete ihn auf den Weg und bezeichnete ihm die Straße auf's genaueste,

und gab ihm noch manchen guten Rath mit. Und damit schieden Vater und Sohn, und Wieland ging wieder heim.

5.

Wittich kommt zu Hildebrand und dessen Waffenbrüder.

Nun ritt Wittich lange Wege, durch große Wälder, über gebautes und ungebautes Land. Er kam an einen großen Strom, der hieß Eidisstrom *). Da konnte er die Fuhrt, welche sein Vater ihm bezeichnet hatte, nicht finden; er stieg also von dem Roß, führte es in den Wald und band es an einen Baum; sodann zog er seine Waffen und Kleider ab und vergrub sie sämmtlich unter die Erde, und verbarg sie sorgfältig, indem er fürchtete, daß, wenn jemand über seine Waffen käme, er sie wegnehmen würde. Darauf watete er in das Wasser, welches so tief war, daß nur noch sein Haupt daraus hervorragte, und wogte auf und nieder in dem Strome.

Indem kamen drei Ritter dahin zu reiten: der eine war Hildebrand, der Pfleger Dietrichs von Bern, der andere war Heime und der dritte war der Jarl, welcher Horn-

*) Vermuthlich die Etsch, an welcher Bern d. i. Verona liegt.

boge hieß. Diese beiden Ritter, Hildebrand und Heime, hatte Dietrich nach dem Jarl gen Winnland *) gesendet, weil er wußte, daß Hornboge ein so guter Held war, daß nimmer ein besserer zu finden, beides, an Ritterschaft und allem andern, so einem guten Helden geziemt: deßhalb wollte Dietrich ihn zu seinem Genossen und Stallbruder haben, sammt allen seinen Mannen. Nun sprach Hildebrand zu seinen Gefährten: „Ich sehe in diesem Strom einen Zwerg, und das mag Zwerg Albrich seyn, welchen der junge Herr Dietrich eines Tages fieng und von ihm das gute Schwert Nagelring erhielt und den guten Helm Hildegrim und viel anderes Gut; und ich war da bei ihm: nun laßt uns versuchen, ob wir ihn nochmals fangen können, so wollen wir ihm nicht mindres Lösegeld auflegen, als womit er damals sich löste.“

Da stiegen sie von ihren Rossen und gingen zu dem Strome. Wittich aber hörte ganz deutlich, was sie sagten und rief: „Gebt mir Sicherheit und laßt mich an's Land, so werdet ihr sehen, ob ich mehr ein Zwerg bin,

---

*) Windland, Wendenland, das sich damals von der Ostsee und Elbe bis in Italien, von Wineta bis zur Windischen Mark und Venedig erstreckte.

als jemand von euch, und ob ich mein Haupt niedriger trage, als einer von denen, die mich Zwerg nannten.“ Sie gewährten ihm das und baten ihn, daß er an's Land kommen solle. Da schwang er sich aus dem Strom, neun Fuß weit in einem Sprunge. Darauf fragte ihn Hildebrand: „Wer bist du? und woher kömmst du?“ Wittich antwortete? „Wenn du ein guter Held bist, wie kannst du dergleichen einen nackten Mann fragen? Laß mich gehen und meine Waffen und Kleider nehmen, und dann frage mich alles, was du erfragen willst.“ Auch dieses gewährten sie ihm.

Da ging Wittich dahin, wo seine Waffen und Kleider waren, kleidete und wappnete sich, ging sodann zu seinem Rosse, schwang sich auf dessen Rücken und ritt jenen entgegen, indem er sagte: „Ihr drei guten Ritter, Gott helf' euch! Ich würde jeden von euch bei seinem Namen nennen, wenn ich sie wüßte. Nun möget ihr fragen, alles was ihr wollt, von mir oder von meiner Fahrt; denn ich will euch wahrhaft sagen, was ihr fraget.“ Da sprach Hildebrand: „Wie ist dein Name, guter Freund, und wo stammst du her? Und was thust du hier, und warum reitest du so allein durch unbekannte Lande?“ Wittich antwortete: „Ich bin ein Dänenmann von Geburt, ich heiße Wittich,

und mein Vater heißt Wieland; meine Mutter ist die Tochter König Nidungs, der über Jütland herrschte: und reiten will ich zu Dietrich, Sohn Dietmars, Königs von Bern; und ehe ich wieder heimkehre, so muß er erfahren, und wir beide gegen einander, wie feste Schilde wir haben, wie starke Helme, wie scharfe Schwerter und wie harte Panzer, dieweil er jetzo der berühmteste ist aller Helden in der Welt, wegen seiner Kühnheit und Stärke."

Als Hildebrand sahe, daß dieser Mann so groß und übermenschlich war, daß ihm däuchte, seinesgleichen nie gesehen zu haben, und dem gemäß auch seine Waffen und seine ganze Rüstung waren, so wußte er wohl, daß sein Herr Dietrich in große Gefahr kommen würde, und es blieb ihm zweifelhaft, wer von ihnen beiden den andern überwinden würde. Da erdachte Hildebrand einen Rath bei sich; denn er war ein weiser Mann. Er sprach sodann zu Wittichen ganz fröhlich: „Gott sei deß gelobt, daß ich nun den Mann gefunden habe, von dem ich wähne, daß er Kühnheit genug hat, das Schwert gegen Dietrich zu schwingen; auch vermeine ich, wenn du Glück dazu hast, wie dein Ansehen verheißt, daß du seinen Übermuth beugen sollst; denn er wähnt, daß niemand mit ihm verglichen werden könne an Stärke und Tapferkeit, wenn

man auch in aller Welt darnach suchte. Komm' also und mache Brüderschaft mit mir, und laß uns gegenseitig den Eid der Treue schwören, daß wir einander in allen Nöthen beistehen, wo wir auch immer seyn mögen.“ Wittich antwortete: „Es scheint mir, daß du ein braver Mann bist, dabei tapfer und edles Geschlechtes; warum sollte ich euch die Brüderschaft versagen, der ich zuvor ganz einsam ritt? Aber wie sind eure Namen?“ Da antwortete Hildebrand: „Ich heiße Boltram, Sohn Reginbalds, des Jarls von Venedig; der andre heißet Sintram, Herbrands Sohn, und der dritte ist Hornboge, Jarl von Winnland.“ Nun reichten Wittich und Hildebrand sich die Hände nnd machten Brüderschaft. Hierauf ritten sie zu dem Strom, und Hildebrand wußte die Fuhrt durch denselben.

6.

Wittichs Gespräch mit den wilden Burgmännern und wie er sie alle Zwölf besiegte.

7.

Hildebrand und Wittich rathschlagen und das Schloß wird verbrannt.

Da kamen Wittich und seine Gesellen wieder zusammen und begrüßten einander freundlich. Dann ritten sie alle in das Schloß und nahmen da Wein und Speise und alles, dessen sie bedurften, an Gold und Kleinodien; sie blieben hier die Nacht und giengen schlafen.

Nun dachte Hildebrand viel an Wittich, wie so gar stark er wäre, und glaubte nun gewiß zu wissen, daß der junge Herr Dietrich, sein Waffenbruder und Pflegesohn, an ihm seinen Mann finden werde; auch dachte er viel an Wittichs Waffen, wie so gut die wären. Und als es Mitternacht war, da stund Hildebrand auf und zog sein Schwert aus der Scheide; sodann nahm er Wittichs Schwert Mimmung, zog es auch aus der Scheide und steckte sein Schwert dafür hinein, und den Mimmung steckte er in seine Scheide; vorher aber hatte er die Gefäße und Knäufe beider Schwerter vertaüscht, und sein Gefäß und Knauf auf Mimmungs Schwert, und Mimmungs Knauf und Gefäß auf sein Schwert gesetzt: so stellte er den Mimmung neben sich, legte sich dann wieder nieder und schlief bis an den Tag.

Als es Tag war, da standen sie auf und bereiteten sich zur Fahrt. Da fragte Wittich Hildebranden: „Was sollen wir mit diesem Schloß machen, das wir gewonnen haben, bevor wir hinweg fahren?“ Da antwortete Hildebrand: „Was uns beiden gut dünkt. Ich will dir nicht länger verschweigen, sondern dir die Wahrheit sagen, was für ein Mann ich bin und wie ich heiße: mein Name ist Hildebrand, ich bin Dietrichs von Bern Mann, und alle sind wir seine Waffenbrüder; aber wiewohl ich dir zuvor nicht unsere rechten Namen sagte, so wollen wir doch alle unsre Brüderschaft mit dir halten, die wir unter einander beschworen haben. Nun ist aber mein Rath, daß wir das Schloß stehen lassen, und diese unsre zwei Gesellen zur Bewachung desselben hier zurückbleiben. Ich aber folge dir nach Bern zu Dietrich: und wenn ihr da als gute Freunde und Brüder scheidet, so sollt ihr beide gemeinschaftlich dieses Schloß besitzen, und er wird dich wohl dafür belohnen; wenn es aber geschieht, daß ihr in Unfrieden scheidet, so sollst du allein dieses Schloß behalten; und ist dasselbe viel Gutes werth.“ Da antwortete Wittich: „Auf dieser Brücke hat ein schwerer Zoll gelegen mit Noth und Gefahr, beides, für Inländer und Ausländer; dieses ist aber eine große Heerstraße für viele Leute, wiewohl seit langer Zeit

mancher nicht gewagt hat, hier vorüber zu fahren, und daran ist diese Burg schuld gewesen und die argen Männer, welche hierin wohnten. Wenn es also bei mir steht, so soll fortan Jedermann in Frieden über diese Brücke fahren, Ausländer und Inländer, Alt und Jung, Arm und Reich.“ Da sagte Jarl Hornboge: „Es ist recht, daß der, so dieses Schloß mit seinem Schwert gewonnen hat, auch darüber schalte, ob es stehen bleiben oder zerstört werden soll.“

Darauf nahm Wittich Feuer und legte es an das nächste Gebäude des Schlosses; zuvor aber hatten sie alles Gut heraus genommen. Und sie schieden nicht eher von dannen, als bis das Schloß ganz niedergebrannt und zerstört war.

8.

Hildebrand und seine Gesellen fahren über den Wisarstrom und Wittich überwindet den Siegestab.

9.

Wittich fordert Dietrichen zum Zweikampf.

Sie ritten nun ihre Straße und kamen am Abend zu einer Burg, die hieß Her *) und gehörte König Dietmar,

*) Ohne Zweifel Garten, welches im Heldenbuch die Burg

Dietrichs Vater, da wohnte Hildebrands Gemahl. Sie blieben da über Nacht; am Morgen aber ritten sie von dannen und kamen den Tag noch beizeiten nach Bern.

Nun wurde Dietrichen, indem er über Tische saß, gesagt, daß Hildebrand, Jarl Hornboge und Heime gekommen wären, da stund er auf und ging hinaus ihnen entgegen und empfing sie wohl, und fragte sie nach neuer Mähre; doch sprach er zu Wittichen kein Wort, dieweil er nicht wußte, was für ein Mann er wäre. Da zog Wittich einen silberbeschlagenen Handschuh von seiner Hand, und reichte ihn Dietrichen dar. Dietrich aber fragte, was dieses bedeute. Da antwortete Wittich: „Hiemit fordere ich dich zum ersten Zweikampf; du bist gleich alt mit mir, aber lange hörte ich von dir, und große Arbeit und Noth habe ich gehabt, seitdem ich von Hause ritt, dieweil ich erfahren wollte, ob du ein so großer Held bist, als von Land zu Land gesagt wird: jetzo habe ich mein Ziel erreicht, wenn du es mir nicht versagen willst, und bin nun ganz bereit mit dir zu kämpfen; und seit dem ersten Tage, daß ich von Hause fuhr, konnte ich kaum die Zeit dazu erwarten und

---

Hildebrands ist; noch jetzo Garda, am Garda-See, nahe bei Verona.

war schon ganz bereit, mit dir den Zweikampf zu bestehen." Da antwortete Dietrich: „Ich will in meines Vaters und meinem eignen Lande den Frieden einsetzen, daß nicht jeder Landstreicher mich hier zum Zweikampf fordern soll." Da sprach Hildebrand: „Halt ein, Herr, und rede nicht also; du weißt nicht eben, mit wem du redest; und ich weiß wahrlich nicht, wie euer Kampf ausfallen, und ob du oder er den Sieg davon tragen wird; ja, mich dünkt wahrscheinlicher, daß dir das wird zu Theil werden, was man Unsieg nennt, wenn du niemand anders zur Hülfe hast, als dich selbst." Da sprach Reinald, ein Dietrichs-Mann: „Es ist fürwahr großer Unfug, Herr, daß jeder Bube dich in deinem eigenen Lande zum Zweikampf fordern darf." Aber als Hildebrand dieß hörte, da sprach er: „Nicht sollst du noch einmal meinen Gefährten mit solchen Schmähworten beschimpfen;" und indem schlug er ihn mit der Faust gegen die Ohren, daß er sogleich sinnlos niederstürzte. Da sprach Dietrich zu Hildebrand: „Ich sehe, du läßt es dir sehr angelegen seyn, diesem Manne beizustehen; aber du sollst sehen, wie sehr er dein genießen wird: noch diesen selben Tag soll er draußen vor Bern hangen." Da antwortete Hildebrand: „Wenn er in deine Gewalt kommt, nachdem ihr eure Stärke und Tapferkeit

versucht habt, so muß er sich deinem Urtheil unterwerfen, wie hart es auch sei; jedoch meint er, daß es ihm besser ergehe. Noch ist er ungebunden, und ich meine auch, daß er es den ganzen Tag bleiben soll, wenn ihr beide allein handgemein werdet; das wirst du wohl inne werden.“

Da rief Dietrich hastig nach seinen Waffen; die wurden ihm auch sogleich gebracht. Da fuhr er in die Panzerhosen; darauf nahm er den Harnisch und warf ihn sich über, und setzte dann seinen Helm Hildegrim auf sein Haupt; sodann umgürtete er sich mit seinem Schwerte Nagelring und nahm seinen Schild, auf welchem ein goldener Leue in weißem Felde gebildet war, und endlich faßte er seine Lanze. Indem war auch sein Hengst bereit, der hieß Falke, und war ein Bruder Schimmings, den Wittich besaß, deßgleichen Rispa's, den Heime besaß. Da sprang Dietrich seinem Hengst auf den Rücken und ritt hinaus vor Bern auf die Kampfbahn, und ein großes Gefolge mit ihm, beides, von Häuptlingen und Rittern.

Als nun Dietrich hinaus kam vor Bern, da fand er schon Wittichen und Hildebranden mit wenigen Begleitern. Wittich saß auf seinem Hengst in seiner vollen Rüstung ganz schlagfertig, und erschien, beides, groß und stattlich.

Heime trat zu Dietrichen heran mit einer Schale voll Weins in der Hand und sprach: „Trink, Herr, Gott gebe dir Sieg heut und immerdar!“ Dietrich nahm die Schale, trank sie aus und gab sie zurück. Da brachte Hildebrand Wittichen ebenfalls eine Schale; Wittich sagte, daß er sie zuvor Dietrichen bringen sollte: „und bitte ihn, daß er mir zutrinke.“ Hildebrand brachte nun Dietrichen die Schale, der war aber so zornig, daß er sie durchaus nicht annehmen wollte. Da sprach Hildebrand: „Du weißt noch nicht recht, auf wen du so zornig bist: aber du wirst bald einen Helden an ihm finden, und nicht, wie ihr heute gesagt habt, daß er ein Taugenichts wäre.“ Darauf kehrte er wieder zurück und reichte Wittichen die Schale, und sprach: „Trinke nun und wehre dich sodann mit Mannheit und Tapferkeit; und Gott verleihe dir seinen Beistand und lasse es dir wohl ergehen!“ Da nahm Wittich die Schale, trank sie aus und reichte sie Hildebranden zurück; zugleich gab er ihm seinen Goldring und sprach: „Hab' Gottes Lohn für deine Hülfleistung und lebe gesund!“ Da rief Dietrich Wittichen an und fragte, ob er nun fertig sei; und Wittich antwortete, daß er sich nicht säumen werde.

10.
Zweikampf Dietrichs und Wittichs.

Da schlugen beide ihre Hengste mit den Sporen und legten ihre Lanzen ein: und Dietrich führte ein weißes Fähnlein mit einem rothen goldumsäumten Leuen; Wittich aber führte ein rothes Fähnlein und darin Hammer und Zange von weißer Farbe. Und damit ritten beide so schnell auf einander los, wie ein hungriger Habicht auf seinen Raub schießt; und als sie zusammen trafen, da stieß jeder seinen Speer mit aller Kraft auf den andern. Dietrichs Speer glitt von Wittichs Schild ab und hielt den Stoß aus; Wittichs Speer aber fuhr so gewaltig in Dietrichs Schild, daß der Schaft in drei Stücke zerbrach. Indem rannten ihre Rosse an einander vorüber, und endigte solchergestalt dieser Gang.

Wittich rief nun Dietrichen zu: „Wende hurtig dein Roß herum, schlag' es mit deinen Sporen und reite mit aller Macht auf mich: du hast deinen Spieß noch behalten, ich aber habe meinen zerbrochen, drum will ich still halten gegen dich, und du sollst auf diesen zweiten Gang deinen Spieß nicht minder zerbrechen, als ich den meinen, oder mich von meinem Rosse nieder zur Erde stoßen.“ Hierauf zog Wittich sein Schwert.

Dietrich wandte nun sein Roß herum und ritt mit aller Macht und Kraft gegen Wittich: da stieß Dietrich seinen Speer auf Wittichs Brust, und dachte ihm gewiß den Todesstoß zu geben. Wittich aber hieb mit seinem Schwerte den Speerschaft inzwei; und mit demselben Streich hieb er den Rand von seinem eigenen Schilde, doch verwundete er sich selber nicht, weil sein harter Panzer ihn davor schützte. Solchergestalt schieden sie abermals, und ihre Rosse rannten vorüber.

Hierauf sprangen beide von ihren Rossen, giengen auf einander los und schlugen sich gewaltig mit ihren Schwertern. Dietrich that Wittichen manchen schweren Streich mit seinem Schwerte Nagelring: da wollte Wittich Dietrichen einen Streich beibringen, von welchem er dachte, daß er wohl ein Mal hinterlassen sollte, wenn er ihm so gelänge, wie er dachte; er schwang also sein Schwert mit aller Macht auf Dietrichs Helm Hildegrim: aber der Helm war so hart, daß dieser so gewaltige Hieb nichts verfieng; doch ging eins davon inzwei, nämlich das Schwert zersprang in zwei Stücke. Da rief Wittich: „Ha! du Wieland, hab' dir Gottes Zorn, da du dieß Schwert so schlecht geschmiedet hast, wie gut du sonst wohl konntest, wenn du nur wolltest: jetzo würde ich mich als ein Held gewehrt

haben, wenn ich ein gutes Schwert gehabt hätte; dieses aber bringt mir, beides, Schande und Schaden, und auch dem, der es schmiedete.“ Nun schwang Dietrich mit beiden Händen sein Schwert Nagelring und wollte Wittichen das Haupt abhauen; da sprang Hildebrand zwischen sie und sprach zu Dietrich: „Gieb diesem Manne Frieden, nimm ihn bei dir auf und mache ihn zu deinem Gesellen, und du wirst nimmer einen kühneren und tapfereren Mann an aller Ritterschaft gewinnen, als er ist: er allein erstritt von zwölf Kriegsmännern das Schloß Brictan, das du nimmer zuvor mit allen deinen Mannen erobern konntest; und es ist dir Ehre, wenn ein solcher Mann dir dienen will.“ Da antwortete Dietrich: „Es bleibt fest, was ich dir vorhin sagte: noch heute soll er hangen hier vor Bern.“ Da sprach Hildebrand: „Verfahre nicht also, Herr, mit einem guten Ritter: er ist aus bestem Königsgeschlechte, beides, von Vaters und von Mutter Seite; drum nimm ihn gut und ehrlich auf, wie es dir ziemt.“ Da sprach Dietrich: „Das Gesetz will ich gebieten in all meines Vaters Land, daß nicht jeder Knechtssohn mich zum Kampf herausfordern soll; und nicht länger will ich diesen Unglimpf dulden, sondern mich heute noch davon befreien und diesen argen Hund vor Bern aufhängen lassen; und nicht soll

es ihn fristen, daß er dir hieher gefolgt ist. Geh nun fort aus dem Wege; denn nicht sollen weder dir, noch ihm deine Dienste helfen, sondern wenn du es nicht thust, so will ich erst dich und dann ihn in zwei Stücke hauen.“

Als aber Hildebrand vernahm, daß Dietrich seine Bitte nicht hören, ja sein selber nicht schonen wollte, da sprach er: „Ich sehe nun, daß du nicht guten Rath annehmen willst; und so soll denn auch das Kind haben, wonach es schreiet.“ Da zog Hildebrand das Schwert aus der Scheide und sprach: „Gott bewahre jedermann vor Untreue! Sieh nun, guter Degen *), daß ich unsere Brüderschaft halten will, die wir uns unter einander bei unsrer Zusammenkunft verheißen haben: nimm hier dein Schwert Mimmung und wehre dich ritterlich.“ Da ward Wittich so fröhlich, wie ein Vogel bei Anbruch des Tages, er küßte das Schwert auf seine Vergoldung und sprach sodann: „Gott vergebe mir die Schmähworte, welche ich gegen meinen Vater Wieland ausgesprochen habe! Sieh, Dietrich, guter Held, hier den Mimmung! Jetzo bin ich so freudig mit dir zu fechten, wie ein durstiger Mann zu trinken, oder ein hungriger

*) Ritter, Held.

Hund zu fressen.“ Nun hieb er auf Dietrichen Schlag auf Schlag, und jedesmal schlug er ein Stück von seinem Panzer oder Schild und Helme; und Dietrich vermochte ihm nicht einen Streich dagegen zu erwidern, und konnte nichts anders thun, als nur sich schützen; und selbst dieß machte ihm noch zuviel zu schaffen, und er hatte schon fünf Wunden. Nun sahe Dietrich, wie dieser Kampf ablaufen würde, und daß, wenn ihm keine andere Hülfsleistung käme, er unterliegen müßte. Da rief er Hildebranden, seinen Meister: „Komm' nun herbei und scheide diesen Zweikampf; denn ich sehe nicht, wie ich allein ihn scheiden will.“ Da antwortete Hildebrand: „Als ich euch scheiden wollte, da wolltest du nicht guten Rath annehmen, wodurch du Ehre und Frommen von diesem Kampf gehabt hättest, und man in allen Landen davon erzählt hätte: jetzt aber scheint mir, als wenn dein Panzer zerfetzt sei, dein Helm zerhauen, dein Schild zerspalten und du selbst mit schweren Wunden verwundet; und so wirst du diesen Kampf mit Schimpf und Schanden enden; und dahin brachte es dein Trutz und Übermuth, und Grimmigkeit dabei. Scheide dich nun selber, wenn du vermagst; denn um keinen Preis will ich in andere Wege euch scheiden. Und es wird nun in seiner Gewalt stehen, ob er dir dasselbe Urtheil zuerkennen will,

womit er verurtheilt war, oder ob er milder verfahren will, als sich gebührte."

Aber als König Dietmar sahe, daß sein Sohn unterliegen müßte, da faßte er einen rothen Schild und trat zwischen beide. Da sprach Wittich: „Was willst du damit sagen, König? und warum thust du das? Ich sage dir in Wahrheit, willst du mir Unbill und Gewalt anthun in deinem Lande, und mich mit Hülfe deines Gefolges erschlagen, so wird niemand dich darum einen bessern Degen und bravern Mann heißen; auch möchte solches nicht ungerächet bleiben; denn ich habe einen Mutterbruder, der ein eben so mächtiger König ist, als du bist." Da sagte der König: „Guter Degen! nichts anders will ich dir anthun, als eitel Gutes: ich will dich bitten, daß du meines Sohnes schonest; denn ich sehe jetzo, daß sein Ende nahet, wenn ihr länger fechtet. Und wenn du das thust, so will ich dir eine Burg geben in meinem Lande und dich zum Grafen darüber machen und dir dazu eine edle Gemahlin geben, wenn du das willst." Da antwortete Wittich: „Fürwahr nicht thu' ich, was du bittest: er soll dasselbe Urtheil empfangen, so er mir zuerkannte, es sei denn, daß ihr durch die Übermacht eurer Menge mich daran verhindert."

Da trat der König zurück und sie begannen von Neuem den allerhärtesten Kampf: und Dietrich wehrte sich brav und mannlich, aber Wittich setzte ihm aufs schärfste zu. Endlich hieb Wittich auf Dietrichs Helm Hildegrim, so daß er ihn oberhalb von der Linken zur Rechten durchschnitt, und das eine Stück vom Obertheil des Helms ihm von Haupte flog und die Haare hinterdrein stoben.

Als Hildebrand sahe, daß der Hildegrim zerschlagen war, da sprang er zwischen beide und sprach: „Lieber Freund Wittich, thu' es um unserer Brüderschaft willen und gieb Dietrichen Frieden und nimm ihn zu deinem Gesellen an: und wenn ihr beide beisammen seid, so mag man nirgend in der ganzen Welt eures Gleichen finden.“ Da antwortete Wittich: „Obwohl er es nicht verdient von seinetwegen, so sollst du doch deine Bitte erlangen, um unserer Brüderschaft willen.“ Darauf legten sie ihre Waffen nieder, gaben sich die Hände und wurden nun gute Freunde und Gesellen. Sodann ritten sie nach Bern und waren alle fröhlich.

69.

Roland.

(Von Rückert.)

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen
steht er im Standbild
standhaft und wacht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser
Karls in der Schlacht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen,
männlich die Mark' einst
hütend mit Macht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen; —
wollten ihm Wälsche
nehmen die Wacht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen; —
wollten ihn Wälsche
werfen in Nacht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen
lehnet an langer
Lanz' er und lacht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen; —
Ende ward wälschem
Wesen gemacht.

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen,
wieder wie weiland
wacht er und wacht!

70.

Deutsche Herzhaftigkeit.

Als Kaiser Friedrich I. im Jahr 1158. Mailand belagerte, ritt eines Tages ein stolzer Mailänder auf das deutsche Lager zu und sprach den Deutschen Hohn, als seien sie in ritterlichen Übungen ganz unerfahren. Er forderte die Tapfersten von ihnen zum Kampf auf, tummelte sein Roß vor ihren Augen sehr ringfertig herum und zeigte ihnen seine Gewandtheit.

Die Deutschen sahen, nach ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit, ihm lange zu, ohne daß sich einer vom Fleck geregt hätte. Einige hielten es gar nicht der Mühe werth, ihre Waffen gegen diesen Prahler zu ergreifen, und andere hielt der Gedanke zurück: daß es, ihn zu überwinden, eben keine allzugroße Ehre, aber überwunden zu werden, eine Schande seyn würde; und so blieben sie alle ruhig.

Allein diese Ruhe machte den Mailänder nur noch verwegener, er legte sie für Furcht und Feigheit aus und höhnte und spottete nur immer ärger.

Endlich aber konnte der junge Graf Albrecht von Tirol die Unverschämtheit des Italiäners nicht länger aus-

halten. Er setzte sich, ohne sich zu rüsten, zu Rosse, nahm, unbewappnet wie er war, nur Schild und Lanze zu sich, sprengte den Prahler an, streckte ihn mit dem ersten Stoße zu Boden und ließ ihn, ohne ihn zu tödten, weil er sich dessen schämte, liegen, ritt zu den Seinigen zurück und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte.

„Er war ein gar bescheidener Herr, dieser Graf Albrecht — sagt Radewich — und that lieber brav handeln, als von sich sprechen."

71.

Rudolf von Erlach.

(Histor. Gem.)

Ruhig lebte Erlach in den Mauern seiner Burg, glück-
lich bei Weib und Kindern. Ringsum war Friede, zwar nur

auf Monate, aber doch Friede: der Zeitpunkt des Genusses für jeden edeln Mann, und auch für Erlach. Oft wenn seine Kleinen sich in seinem Schilde wiegten oder auf seiner Lanze im Saale umhertrabten, sah er mit lächelnden Blicken den Spielen zu und dachte: „Müßten doch die Waffen nie zu etwas anderem gebraucht werden!“

Erlach leitete seinen adlichen Stamm aus Bern her. Er wohnte nicht dort, hatte aber dort viele Güter geerbt und gekauft. An dem Ackerbau fand er seine Freude. Er war Dienstmann des Grafen von Nidau, aber Bürger von Bern. Er liebte über alles sein Vaterland Bern, eine Stadt voll muthvoller, tapferer Bürger, die dem umwohnenden Adel durch den Stolz ihrer Väter, durch die Siegeslieder ihrer glücklichen Schlachten verhaßt war. Mit neidischen Augen sahen die großen Baronen das blühende Bern, die Stadt der freien Bürger, die Menge der Ausbürger aus den Landgerichten, oft die Bewohner von Städten, welche den Baronen gehörten, und die Bern mit Stolz beschützte; und sie beschlossen, es zu stürzen, da Kaiser Ludwig selbst auf Bern erzürnt war.

Bei dem Grafen von Nidau versammelten sich alle Welschneuenburger Grafen, die Grafen von Greyerz, von Kiburg, viele Edle von Uechtland, vom Aargau und von Welschland,

und der kaiserliche Vogt, Graf Gerhard von Valangin. Bittre Beschwerden führten alle Edeln über Bern. Eberhard von Kiburg trat in den Kreis der versammelten Edeln, und sprach in unversöhnlichem Zorn gegen Bern: „Lieben Herren und Freunde! Bern haßt nicht mich, nicht den Grafen von Greyerz, nicht einen andern Edeln; es haßt den ganzen Adel. Dieser Haß ist der Geist seiner Unternehmungen. Es will Fürsten und Herren die Herrschaft entreißen und sie an die Bürger bringen. Laßt uns nicht die einzelnen Unternehmungen der stolzen Stadt hindern; laßt uns den Geist seiner Unternehmungen tödten. Bern werde vertilgt von unsrer ganzen Macht!„

Nun zog er sein Schwert und schwor: nicht eher vom Kriege zu ruhen, als bis Bern vertilgt sei. Alle Edeln standen auf und schworen, Bern von dem Erdboden zu vertilgen. Sie trugen dem Grafen von Valangin die Führung des gemeinsamen Feldzuges auf.

Da zogen die Edeln heim, rüsteten sich zum Kriege gegen Bern, forderten ihre Dienstmannen auf, ihnen zu helfen, und ein Absagebrief, den alle Edeln unterschrieben hatten, gieng nach Bern.

Der Rath von Bern versammelte sich, ohne Furcht und ohne Stolz. Es wurde beschlossen, gerechten Forderungen

genug zu thun, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man trug den verbundenen Edeln eine Unterredung an. Sie wurde zu Burgdorf gehalten und zerschlug sich Die Edeln forderten mehr, als der freie Sinn der Berner ihnen geben konnte. Die Berner Gesandten erklärten zuletzt, sie wollten alles dem Frieden aufopfern, nur nicht das Recht.

Die Gesandten beider zogen heim und verkündeten Fehde. Überall riefen die Heerhörner der Adeligen, die Flammen auf den Burgen, die Dienstmannen zusammen; die Amtleute brachten das Volk unter die Waffen; alle lehnspflichtige Edeln und Unedeln erhielten bei ihrem Lehnseide Befehl, aufzusitzen. Auch Ritter Erlach erhielt von seinem Lehnsherrn, dem Grafen Rudolf von Nidau, diesen Befehl. Er gab dem Boten zur Antwort: er würde selbst mit dem Grafen sprechen. „Ich bin Bürger von Bern, sagte er, als der Bote die Burg verlassen hatte, und Dienstmann des Grafen!“ Vorsichtig überlegte er, wer Recht habe, Bern oder die Adeligen. „Gott und jeder edle Mann ist mit Bern!“ rief er endlich. Hastig ergriff er Schwert und Lanze, bestieg seinen Streithengst und sprengte davon. „Meine Burgen sind den Bernern offen!“ rief er dem Burgvogt zu, da er hinweg eilte. Er ritt nach Nidau. Graf Rudolf eilte ihm entgegen. — „Willkom-

men mir, tapferer Erlach! willkommen unser Fehdegesell!" — Erlach sah den Grafen ruhig an. „Ich bin ein Bürger von Bern," sagte er kalt; und ich kann nicht Euer Fehdegesell seyn, weil das Recht nicht mit euch ist. Ich komme, Euch das zu sagen, damit ihr wißt, wessen Ihr Euch von mir zu versehen habt."

Erlach! Bern wird sicher unsrer Macht erliegen.

„So erlieg' ich mit Ehren unter meinen Mitbürgern."

Ich verliere euch ungern.

„Macht Frieden und ihr verliert mich nicht."

Erlach, hört mich an! —

„Ich habe auf alles nur Eine Antwort. Ich bin ein redlicher Mann und Bürger von Bern."

Kennt ihr unsre Macht?

„Ich werde sie kennen lernen."

Ihr seid ein Thor, Erlach.

„Lieber ein Thor, als ungerecht. Und ob ich ein Thor war, oder Ihr, das steht noch in der Hand der Vorsehung. Der Erfolg ist nicht meine, sondern des Himmels Sache; ob ich aber recht oder unrecht handle: das ist allein die meinige."

Erlach, meint Ihr, ich fürchte Euch? Ich rathe euch ab, weil ich Euch liebe, nicht weil ich euch fürchte.

„Desto eher mögt Ihr mich entbehren.“

Es ist mir gleichgültig, ob ich von zweihundert Helmen und hundert und vierzig Rittern, die mir folgen, Euch, nur einen Mann, verliere.

„So lebt wohl, Herr Graf. Ihr sagt, ich sei ein Mann; als ein Mann will ich mich zeigen.

Aber seht zu Euren Burgen!

„Sie stehen den Bernern offen und Euch, wenn ihr sie erobert.“ So sprengte Erlach von dannen noch einmal seinen Burgen zu, um alles auf's festeste zu verwahren.

Von allen Seiten stießen nun die Haufen der Adeligen zusammen: sieben hundert edle Herren, zwölf hundert Ritter, drei tausend Reiter und über funfzehntausend Fußknechte, ein stolzer Haufen voll Übermuth und Spott gegen die Berner. Die Landleute brachten täglich Nachrichten von ihrer Zahl, von ihrer Nähe, von ihren Drohungen in die Stadt. Das Heer näherte sich der Bernischen Stadt Laupen.

Der Vogt in Laupen bat in Bern um Verstärkung. Der Rath und die Bürgerschaft versammelten sich zu Rath. Da stand der Stadtschultheiß von Bubenberg auf, hob seine Hand gen Himmel und sprach feierlich: „Ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, die Stadt Laupen mit Leib und Leben aus der Hand unsrer Feinde zu retten.“ Da schwor

der ganze Rath und die Bürgerschaft mit lauter Stimme und aufgehobenen Händen denselben Eid. Ein lautes Jauchzen erhob sich draußen unter den muthigen Jünglingen, als sie die Väter so bewegt sahen. Sie ahneten Krieg.

Da wurde die Sturmglocke geläutet. Das ganze Volk versammelte sich. Hoch leuchtete an der Kreuzgasse das Stadtbanner in der Hand Rudolfs von Muhleren. Sechshundert rüstige Männer, stolz im Gange, unter den Gesängen der alten Siege, mit wehenden Helmbüschen, zogen nach Laupen, entschlossen, zu sterben oder Laupen zu retten.

Ein anderer Haufen zog aus nach Aarberg, voll Muth die Feinde abzuhalten, die näher heranrückten. Schon stand weit verbreitet das Lager des Adels vor Laupen. Täglich rückten neue Schaaren unter Grafen und Baronen ein und wurden mit Siegesgeschrei empfangen. Spiele, prächtige Turniere wurden im Lager gefeiert: die Folgen von den fröhlichen und gewissen Siegeshoffnungen der Ritter.

Jetzt erschien ein neuer Haufen von hundert Helmen. Ein neues Siegesgeschrei erhob sich im Lager. Am Lager hielt der Haufen, an seiner Spitze ein junger schöner Mann, Johann von Savoyen. Er kam allein ins Lager. Die Großen, Grafen Valangin, Aarberg, Welschneuenburg, Nidau, Greyerz, Montenach, Fürstenberg, der Bischof von

Basel und mehrere Bischöffe und Edle umringten den Ritter und hießen ihn willkommen. Sein Vater hatte ihn gesandt, Frieden zu stiften, zwischen den Edeln und Bern. Seine Vorschläge wurden nicht angenommen. Da baten die Edeln den Herrn von Savoyen, mit seinem Haufen bei ihnen zu bleiben. Sein böser Engel verleitete ihn, ja zu sagen.

Nicht Furcht herrschte in Bern: denn tapfere Männer wissen zu sterben; sondern Zweifel, wessen Hand man die Herrschaft über das ganze Heer und Berns ganzes Heil anvertrauen sollte. Tapfere Ritter waren da; allein sie hatten nur kleine Fehden gefochten. Jeder zitterte, daß Gott ihm Berns Schicksal anvertrauen möchte. In dieser Stunde der Zweifel sprengte ein Ritter den Weg über den Markt daher und ward von vielem Volke begleitet. Er schlug das Visier auf und es war Rudolf von Erlach, der Sohn Ulrichs von Erlach, der Bern vor ein und vierzig Jahren durch den Sieg bei Donnerbühel gerettet hatte. Laut jauchzte dem Ritter ganz Bern entgegen; die Zweifel verwandelten sich in ruhige Hoffnung des Sieges. Der Schultheiß überreichte dem Ritter Erlach das Banner der Stadt Bern. Erlach aber, ehe er das Banner ergriff, sagte: Sechs Feldschlachten habe ich geschlagen, wo

die kleinere Zahl die größere besiegte, weil die kleine Anzahl zu gehorchen wußte. Tapferkeit ist ohne Ordnung nichts werth. Ihr seid freie Männer, Ihr von Bern; frei sollt ihr bleiben, wenn Ihr gehorchen lernt. Ich fürchte den Feind nicht; mit Gott und Euch hoff' ich den Sieg zu erkämpfen, wie mein Vater mit Euren Vätern. Aber Eure Freiheit sollt Ihr in meine Hand geben, unbedingten Gehorsam sollt ihr mir schwören; volle Gewalt sollt Ihr mir geben, zu schalten wie ich will."

Die Berner glaubten an die Tugend. Sie schworen dem Ritter unbedingten Gehorsam bei Gott und den Heiligen, bei Leib und Leben. Sie waren eines solchen Führers werth und Erlach eines solchen Volkes. Bern begab sich der Freiheit, um frei zu bleiben; Erlach wurde Berns Herr, um Berns Freiheit zu schützen. Wohlthun war sein Streben die Freiheit seiner Mitbürger sein Stolz.

Da kamen Boten über Boten aus Laupen, daß ihnen die Feinde hart zusetzten mit Geschütz und Sturm. Erlach ließ die Bürger sich waffnen. Die Ausbürger sammelten sich unter sein Banner. Er sandte den Freiherrn von Kramburg in die Waldstette, um Hülfe zu bitten und den erloschnen Bund zu erneuern.

Die Waldstette versammelten das Volk und Berns Bote trug ihnen die Gefahr und die Bitten seiner Vaterstadt vor. Da antworteten die Waldstette: Ächte Freundschaft prüft die Noth: geht nach Bern zurück, Ritter, und sagt denen von Bern, das Volk in den Waldstetten wolle ihnen zeigen, wie es denkt.

Sie beriefen nun die Gemeinen in den Waldstetten. Diese kamen zusammen. Unter ihnen war Tell, der Greis, und der Greis Stauffacher, die Befreier der Waldstette. Beide Greise redeten und laut jauchzten die Männer von Uri und Schwyz und sammelten neunhundert muthige Männer, für Berns Freiheit zu kämpfen. Sie zogen nach Bern.

Da versammelte am Abend Erlach die Hauptleute zum Kriegsrath und fragte: „wann sollen wir streiten und wie?“ Die aus den Waldstetten antworteten: „Bald, und bis auf den letzten Tropfen Blut!“ Und Erlach freute sich des Raths und sprach: „Wohl ist Tells Geist noch unter Euch.“ Er befahl, daß jeder zum Auszuge bereit seyn sollte. Da erscholl in Bern des Weinens laute Stimme. Gelübde brachten Männer und Weiber für Berns Freiheit; Processionen zogen von Kirche zu Kirche. Um Mitternacht gab der Hauptmann Erlach das Zeichen des Aufbruchs.

Der Zug begann. Voran gieng der Priester mit dem Hochwürdigen in den Händen. Dann folgte der muthige Zug der neunhundert aus den Waldstetten, dreihundert Mann von Hasli, eben so viel von Siebenthal, vier tausend Bürger und Ausbürger von Bern, achtzig Reiter von Solothurn. Hoch leuchteten die Banner im Vollmondscheine. Weinend standen auf der Mauer Weiber, Ältern und Kinder streckten ihnen die Hände nach und beteten über sie Segen, bis der Wald das letzte Banner verbarg. Dann kehrten Weiber und Kinder, sich schweigend umarmend, von den Mauern zurück, lagen bis den folgenden Abend vor den Altären in stiller schmerzlicher Erwartung und beteten für Berns Freiheit.

Um Mittag brach der kleine Zug aus dem Walde bei Laupen hervor und hielt auf der Anhöhe. Das laute Geschrei der Feinde empfieng sie. Viele Ritter brachen hervor aus den Reihen der Feinde und näherten sich der Anhöhe. Der Schultheiß von Freiburg rief einem andern Ritter, der mit heran sprengte, laut zu: die Berner haben verkleidete Weiber unter ihren Haufen! — „Das werdet ihr erfahren!“ rief ein Berner. „Wir sind hier; kommt heran!“ rief laut einer aus den Waldstetten.

Fülistorff, der edle Fülistorff aus Freiburg, der den Muth der Freiheit kannte, sagte zu den ungeduldigen Rit-

tern und Grafen: Wir werden einen schweren Stand haben. Spottend antwortete der Graf von Nidau: Gebt das Banner einem Andern, wenn ihr euch fürchtet! Fülistorff erwiederte bitter: Seht zu Euch selbst, Herr Graf! Trotz hat Niemanden froh gemacht. Meiner Stadt Banner will ich aufrecht erhalten, bis ich selber falle.

Da sammelte Erlach um sich her die munterste Jugend von Bern. Mitten hielt er unter ihnen, das Banner der Stadt hoch über ihm. Heiter sah er sie der Reihe nach an. Dann rief er ihnen zu: Ihr seid ja die fröhlichen Jünglinge, die oft zu Bern die Ersten bei Spiel und Tanz waren; heute gilt's Ernst und Berns Ehre steht bei Euch. Hier Erlach! rief er mit gewaltiger Stimme. Da sprangen die Jünglinge alle hervor mit dem lauten Geschrei: „Herr, wir wollen bei Euch stehen!“ und sie umringten das Banner in dichtem Gedränge. Erlach gab das Zeichen zur Schlacht.

Die Schleuderer trennten die dichten Reihen der Feinde. Da erhob Erlach das Stadtbanner hoch. „Heran! der Sieg ist unser!“ rief er und stürzte mit dem Haufen seiner Jünglinge unwiderstehlich in die feindlichen Schaaren. Lange dauerte der harte Kampf. Freiburgs Banner sank mit dem sterbenden Fülistorff zu Boden; glorreich lag er

da unter vierzehn erschlagenen Verwandten. Gegen Abend ergriff das Heer der Adeligen die Flucht. Das ganze Feld lag bedeckt mit Todten und Verwundeten. Der Graf von Nidau war gefallen; neben ihm lag der junge Johann von Savoyen. Der Tod hatte sich an ihm gerächt für den Frieden, den er bringen wollte. Vierzehn Grafen waren hier unter dem Schwerte der Freiheit gefallen.

Da sanken die Berner auf die Kniee und lobten mit lauter Stimme Gott. Dann zogen sie gegen Laupen. Thränen der Freude, Umarmungen des liebevollsten Neides empfiengen sie. Am andern Morgen zogen sie nach Bern. Voran ging der Priester mit den Reliquien; dann folgten die eroberten Banner und die Rüstungen der Großen. Ganz Bern kam ihnen entgegen. Ein unaufhörliches Freudengeschrei empfieng und begleitete die Sieger. Lautes Freudeweinen von allen Lippen mischte sich in den Triumph; dankbare Blicke voll Liebe und Ehrfurcht hefteten sich auf Erlach.

Erlach sammelte die Bürger um sich her. Er entließ sie jetzt feierlich des Eides, womit sie sich ihrer Freiheit begeben hatten. Er selbst vernichtete seine Gewalt; denn er war zufrieden mit dem bessern Ehrgeiz, ein Volk gerettet zu haben. Er schlug es ab, den Bund mit den Waldstetten in Berns Namen zu bestätigen. „Ich bin nichts

als Berns Bürger," sagte er, und trat unter den Haufen der Bürger ohne Zwang zurück.

Die Berner waren mäßig nach ihrem Siege; sie scheueten Erlachs edle Tugend. Sie eroberten nichts; als ihre Freiheit. Der edle Erlach wurde in ihren Thaten geehrt, und auch seine Feinde gaben seiner Tugend den erhabensten Lohn, den je die Tugend erhalten hat. Der erschlagene Graf von Nidau hinterließ zwei unmündige Söhne. Ihre Verwandten von Welsch-Neuenburg waren zu schwach, ihre Güter zu schützen. Man vertrauete die Vormundschaft über die beiden Kinder nicht gern einem fremden Ritter; man wählte die Tugend zu ihrem Vormunde: den Feind ihres Hauses, den Sieger ihres Vaters, den feindlichen Feldhauptmann Ritter Erlach. Der Sieg bei Laupen entscheidet über Erlachs Tapferkeit; sein Betragen in Bern über seinen Bürgersinn, die Vormundschaft über die Kinder seines Feindes über seine Tugend. Tausende haben gesiegt, aber niemanden hat man ohne Mißtrauen die Söhne des feindlichen Feldherrn übergeben.

Er war es werth. Bald schloß er zwischen den jungen Grafen von Nidau und Bern Frieden. Sie blieben ungekränkt in dem Besitze der väterlichen Herrschaft. Erlach

wurde ihr Freund, ihr Lehrer und Vater in der Einsamkeit seines stillen Landlebens.

Erlach starb 1360. Sein unverdienter, ungerechter Tod versetzt die Seele in eine wehmüthige Trauer über die Unvollkommenheit des menschlichen Lebens. Die große Theilnahme aller guten und edeln Menschen an dem Morde des Greises erregt aber doch den wohlthuenden Zweifel, daß die Vorsehung diesen großen Mann darum so sterben ließ, weil sie sein Vaterland noch einmal gewaltig an seine Verdienste erinnern wollte. Seine männliche, nichts besorgende Redlichkeit, sein aufrichtiger und gerechter Ernst waren die Ursache seines Todes *). Das ehrfurchtsvolle Andenken, das Streben der Enkel, ihm gleich zu werden, sei der Lohn seines Edelmuthes! Er hat kein anderes Denkmal.

---

*) Eines Tags trat Jobst von Rudenz aus Unterwalden, sein Eidam, zu ihm in's Zimmer und sie haderten mit einander wegen der Ehesteuer. Jobst erblickte das Schwert des Siegers von Laupen an der Wand hangend. Im Jähzorn riß er es herab und stieß es dem alten Helden in's Herz und floh, von dessen Hunden verfolgt, und ward nicht wieder gesehen.

72.

Walther von Plettenberg und seine Tapferen.

(Armin.)

Als Walther von Plettenberg des heil. Römischen Reichs Fürst und 43ster Heermeister in Liefland war, herrschte im Moscowitischen Reiche der große Iwan Basiljewitsch. Da der Orden an diesem einen gefährlichen Nachbar hatte, so beobachtete Walther die äußerste Vorsicht, ihn nicht zu reizen. Erst als die Russen 1498 ohne Veranlassung, aus bloßem Übermuthe, einen Verheerungs-Zug nach Liefland wagten, rüstete er sich zum Angriff und verband sich mit dem Großherzog von Litthauen, Alexander. Noch vor dem Feldzug starb aber (1501) der König von Pohlen, und dessen Bruder, der Großherzog, die Blicke nun auf dieses Reich gerichtet, verließ des Heermeisters Sache. Dadurch ließ sich der letztere nicht abhalten, mit einer kleinen Schaar von Tapfern die russische Gewaltthätigkeit zu bestrafen. Mit 4000 wohlgerüsteten Reitern und Fußgängern brach er in Rußland ein und schlug am 7. Sept. 1501 40,000 damals

an das grobe Geschütz noch nicht gewohnte Russen. Hierauf eroberte er noch einige Schlösser, machte bei Iwanogorod einen Theil Russen nieder und gieng dann, vorzüglich aus Mangel an Salz, nach Liefland zurück. In jener Schlacht zeichnete sich der Fähndrich, Conrad Schwarz, durch die äußerste Standhaftigkeit aus, mit der er seine Fahne behauptete. Als er, von einigen Pfeilen getroffen, niedergesunken war, rief er mit starker Stimme: es möge ein tapferer Mann kommen und ihm die Fahne abnehmen. Sogleich lief Lukas Hammerstetten, der sich für einen natürlichen Sohn eines Herzogs zu Braunschweig ausgegeben, herbei, um sie zu empfangen; aber Schwarz, schon mit dem Tode ringend, verweigerte sie ihm, theils weil er ein Mißtrauen in seine Treue setzte, theils weil er ihn seiner unehrlichen Geburt halber der Ehre nicht würdig hielt. Der Bastard, hierüber erbittert, soll Schwarzen die rechte Hand abgehauen haben; dieser ergriff aber die Fahne mit der linken und hielt sie so lange, bis er sie mit den Zähnen in kleine Stücke zerrissen, die dann Hammerstetten sammelte, um als Treuloser zu den Moscowitern überzugehen.

Bald fielen die Russen wieder in Liefland ein und schleppten bei 40,000 Köpfe in Knechtschaft fort. Der Heermeister war eben krank; kaum aber hatte er sich erholt, so

sammelte er 7000 ganz geharnischte deutsche Reiter und 5000 kurländische Fußgänger und zog mit dem Häuflein nach Rußland. Bei Pleskow erfuhr er durch Gefangene, daß ihn das russische Heer von 100,000 Mann, darunter 30,000 Tartaren, in der Nähe erwarte, voll Begierde ihn zu vernichten. Am 10ten September 1502 erblickten sich beide Heere. Herr Walther ermunterte die Seinigen, sich nicht vor der Zahl der Feinde zu fürchten, ihrer Tapferkeit und Gott, dem Schirmer der gerechten Sache, zu vertrauen, und erinnerte sie, daß es nun Ehre, Vaterland, Freiheit und Religion gelte. Wild stürmten die Tartaren an; die Lagen des Grobgeschützes machten aber solche Lücken unter ihnen, daß sie sich endlich wendeten; das russische Heer wollte, in 12 Haufen getheilt, die Heermeisterischen umzingeln, aber der Muth von diesen durchbrach den Feind dreimal. Mit fürchterlichem Verlust sahen die Russen ihre Absichten auf Sieg gänzlich vereitelt und Iwan Basiljewitsch empfieng gerne einen fünfzigjährigen Frieden von einem Feinde, den er allzu unbedacht gering geschätzt hatte.

73.

Die Dithmarsen im Kampfe für ihre Freiheit.

(Armin.)

Es giebt in der ganzen Geschichte keinen erhabneren Anblick, als den eines kleinen Volkes, das gegen überlegene Gewalt für sich selbst einsteht und für sein Recht ficht, unbekümmert, ob es bei edlem Widerstande unterdrückt werde. Darum nöthigen die Hellenen bei Thermopylä, bei Marathon, Salamis große und dauernde Bewunderung ab; bloße Kriegsmacht, nur für persönliche Zwecke verwendet, erregt zwar der Zeitgenossen Staunen, aber die Nachwelt urtheilt nur nach der Sache, für welche gestritten ward: die Mittel, auch noch so kühn und groß, täuschen sie nicht. Hierin liegt der Grund, daß auch die Dithmarsen, ein kleines Völkchen, erdgeschichtlich sind; ihre Thaten sollen auch den spätesten Enkeln eingeprägt werden, damit sie aus ihnen in allen Zeiten lernen, was ein kräftiger edler Wille vermag, und wie, wo er waltet, auch Unterwerfung nie ruhmlos ist.

Das Land Dithmarsen, bewohnt von herzhaften kernigen Menschen, lag in der westlichen Ecke zwischen der Eider und dem Elbestrom. Der Boden war zum Theil mit Mühe dem Meere abgerungen. In solchen Strecken, wo der Mensch frühe erfahren, daß in ihm die Kraft liege, die Natur zu bändigen, zeigte sich stets Freiheitssinn; so in Batavien unter Claudius Civilis, wie in den Tagen, als spanischer Hochmuth gebrochen ward. Karl der Große, der Bezwinger der Sachsen, hatte auch die Dithmarsen sich unterworfen. Sie standen unter Grafen. Als diese sie drückten, brach endlich 1145 gegen Rudolf zurückgehaltener Unwille los; sie erschlugen ihn, um der Freiheit zu genießen, aber 1148 mußten sie wieder Heinrichen, dem Löwen, gehorchen. Dann machten die Erzbischöffe von Bremen, die Grafen von Holstein und die Könige von Dänemark Ansprüche auf das Ländchen. Den letztern gelang es, die ihrigen geltend zu machen. Als aber Waldemar II. Dithmarsen in die Schlacht von Bornhörd führte, gedachten diese, was sie ihres Volkes Unabhängigkeit schuldig waren und verließen den König. Nun erkannten die Dithmarsen zwar den Erzbischoff von Bremen als Oberherrn, aber ihre Unabhängigkeit bewahrten sie strenge. Schutz für diese gewährte die hausväterliche Verfassung und die Natur des Bodens. Das

Regiment besorgte ein Ausschuß von 48 Männern; ein Kanzler oder Landschreiber die Ausfertigungen. Alle Sonnabende konnte Jeder aus dem Volke vor den Acht und Vierzigern auf dem Markte zu Heide sein Anliegen vortragen. Jedes Kirchspiel hatte seine besondern Vorsteher; das ganze Volk trennte sich in Geschlechter, Klüfte, die auf das Festeste in Noth und Gefahr zusammenhielten, die Streitigkeiten unter diesen Klüften, die nicht an den Ausschuß gelangten, entschieden die Kirchspiel-Vorsteher mit 18 oder 24 Geschwornen. Adel kannte man nicht, fremder ward nicht geduldet. Die Freiheit genossen Alle, darum zogen auch Alle, selbst Frauen in den Krieg.

Durch den Boden war das Land gedeckt. Man kam ihm nur von der Geest-Seite an Holstein bei; drohte Gefahr, so zogen sich die Einwohner mit Hab und Gut in die Marsch; Meldorp war der Sammelplatz; er verwahrte die Südermarsch. Vor der Nordermarsch hatten sie zum Schutze die sogenannten Hammen, Pässe, an beiden Seiten mit dickem Gehölze, breiten und tiefen, doppelten, auch wohl dreifachen Gräben, zudem mit Wällen und Geschütze versehen.

Voll persönlichen Muthes, und gestützt auf des Landes natürliche Schutzwehr, gaben sie jedem neuen Erzbischoff von

Bremen bloß 5000 Mark und empfiengen von ihm 5 Vögte, welche das Recht sprachen; Abgaben leisteten sie nicht.

Nachdem die Grafen von Holstein mehrere Versuche gemacht, ihnen das köstliche Gut der Freiheit zu rauben, ohne daß ihre Anschläge gelungen, richteten sich die Dithmarsen 1434 beinahe durch eignen Zwiespalt zu Grunde; Hamburg und Bremen stifteten Versöhnung. Auch bedurfte das Völkchen der Eintracht: denn bald zog über ihm ein furchtbares Ungewitter zusammen. Als Kaiser Friedrich III. 1474 Holstein zum Herzogthum erhob, ward König Christian I. auch ausdrücklich mit dem Lande Dithmarsen belehnt, und an den Kurfürsten und die Herzoge von Sachsen, an Herzog Johann von Sachsen Lauenburg und die Herzoge von Pommern ergieng Befehl, dem Könige bei 100 Mark löthigen Goldes Strafe zum Besitz des Landes zu verhelfen. König Johann und Friedrich, sein Bruder, rüsteten sich auch mit aller Macht, das Völkchen zu unterjochen, selbst die damals so furchtbare schwarze Garde ward in ihren Sold genommen. So zogen denn 30,000 wohlgeübte Krieger gegen ein Häuflein von etwa 6000, aber dieses gab sich selbst nicht auf, vertrauend seiner gerechten Sache und dem lieben Gott. Schon war das Geestland verlohren: siehe! da erhob sich ein reines Mägdlein, begeistert wie die Jungfrau von Dom-

remy, weihte sich dem Herrn, ergriff entschlossen das Banner, das man ihr vertraut und ward Retterin. Fünfhundert Männer unter Wolfgang Isenbrand besetzten den Paß bei Henningstadt. Am 15ten Februar 1500 war die drohende Macht der Dänen von der kleinen Zahl Tapfrer besiegt. Hüte dich Garde! nun kommt der Bauer! war der Letztern Feldruf gewesen. Es fielen an diesem Tage viele Edle, schrecklich war den Überwundenen die Niederlage, und dem Sieger blieb das schönste Zeichen seiner glorreichen That, die Danebrogs-Fahne; sie ward in der Kirche zu Wöhrden aufgehangen.

Nun erfreuten sich die Dithmarsen der Früchte dieses Sieges bis 1559. Damals entwarf Herzog Adolf von Holstein-Gottorp, ein Bruder des Königs von Dänemark Christian III., einen sichern Anschlag, das Volk zu unterwerfen. Ein Heer von 20,000 Mann war bestimmt, ihn auszuführen. Die Zuversicht, die in den Vorfahren gelebt, war auch jetzt von den streitbaren Dithmarsen nicht gewichen; mit der entschlossensten Tapferkeit suchten sie ihrer Feinde Absichten zu vereiteln. Dießmal war die höchste Standhaftigkeit ohne den Erfolg, dessen sie würdig war. Am 20sten Junius 1559 erlosch die Unabhängigkeit der Dithmarsen. Doch blieb ihnen ihr Landesbook (Gesetzbuch), das 1427 schriftlich abgefaßt worden war.

74.

Georg von Frundsberg.

(Sam. Baur.)

Als ein Stern erster Größe am Himmel der deutschen Ritterschaft glänzt Ritter **Georg von Frundsberg**, dessen

Geschlecht aus Tirol abstammte, der aber zu Mindelheim in Schwaben am 15. Mai 1475 geboren war. Von Kindheit an für die Waffen bestimmt, wohnte er schon im Jünglingsalter (1492) dem Zuge des schwäbischen Bundes wider den Herzog Albert von Baiern bei. Das Glück dieses Feldzuges hatte einen belebenden Einfluß auf den jungen Helden, der sogleich wieder auf einen andern Kampfplatz eilte und gegen Frankreich stritt. Seine eigentliche Bildung aber erhielt Frundsberg in den Kriegen Kaiser Maximilians des Ersten gegen die Schweizer, die zur nachmaligen bessern Einrichtung des Fußvolks oder der Lanzenknechte Anlaß gaben. Der junge Ritter sah bald ein, daß das Fußvolk der Reiterei unendlich überlegen sei, wenn es auf eine zweckmäßige Art gebraucht werde. Daher gieng in der Folge, als er sich zum Heerführer emporgearbeitet hatte, sein Streben vornehmlich dahin, dem Kaiser ein gutes Fußvolk zu ziehen, und wirklich kann Frundsberg als der Gründer des deutschen Fußvolks angesehen werden. Niemand war geschickter als er, die sogenannten Lanzenknechte abzurichten, sie mit der übrigen Bewaffnung in ein richtiges Verhältniß zu bringen, unter seine Fahnen zu sammeln und ihnen Gemeingeist einzuflößen.

Im baierischen Erbfolgestreite, der 1504 ausbrach, ver-

richtete Frundsberg, wie man damals sprach, seine ersten ritterlichen Thaten. Es fiel die heiße Schlacht bei Regensburg vor, wo Maximilian nur durch die Tapferkeit der Seinen gerettet wurde. Auch Frundsberg war unter diesen und trug den Lohn seiner Verdienste, den Ritterschlag, aus des Kaisers Händen vom Schlachtfelde.

Der eigentliche Schauplatz großer Thaten war um jene Zeit Italien, wo Deutsche, Spanier, Franzosen und Schweizer bald mit, bald gegen einander fochten, allezeit aber um die Kriegsehre wetteiferten. Hier sah man die erfahrensten Feldherren an der Spitze geübter Truppen, und hier verrichtete auch Frundsberg seine glänzendsten Thaten. Erst führte er dem Kaiser eine Schaar auf eigene Kosten geworbenes Fußvolk zu, mit dem er Ehre einlegte. Bald mußte er sich wieder nach Deutschland begeben, um in dem schwäbischen Bundesheere zu dienen. Er kehrte nach einiger Zeit mit größerer Macht nach Italien zurück, kam aber bei Vicenza in eine so mißliche Lage, daß der venetianische Feldherr Alviano es wagen durfte, Frundsbergen freien Abzug anzubieten, wenn er mit seinen Lanzenknechten das Gewehr strecken wollte. „Noch steht alles zum Glück!“ antwortete der kalte Deutsche, dessen Mannschaft keinen Harnisch trug und keinen Harnisch für undurchdringlich hielt.

Er griff den Feind muthvoll an, schlug ihn auf's Haupt und machte eine große Beute. Dann erstürmte er Verona und vertheidigte diesen Platz unter den mißlichsten Umständen, bis er entsetzt wurde.

Als der Friede hergestellt war, gieng Frundsberg 1517 nach Deutschland, führte das Fußvolk des schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und half das ganze Herzogthum erobern. Bei jeder Unternehmung zeigte er sich als ein wohlerfahrner, kluger Kriegsmann und vorzüglich als Meister in der Belagerungskunst.

Zur Belohnung seiner treuen Kriegsdienste ward Frundsberg kaiserlicher Rath und Feldhauptmann in Tyrol — eine Würde, in der ihn, nach Maximilians Tode, Kaiser Karl der Fünfte bestätigte. Er war im Gefolge dieses Fürsten, als 1521 in Worms jener große Reichstag gehalten wurde, auf den Luther berufen ward. Als dieser sich durch ein Gedränge von Menschen nach dem Versammlungssaale des Kaisers und der Fürsten begab, klopfte ihm Frundsberg freundlich auf die Achsel und sagte: „Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen schwerern Gang, als ich und mancher Hauptmann in der schwersten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf dem rechten Wege und deiner

Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“

An den Kriegen, die Karl der Fünfte gegen den König Franz den Ersten von Frankreich führte, hatte Frundsberg einen ruhmvollen Antheil. In den Niederlanden rettete er durch Vorsicht und kluge Entschlossenheit einen beträchtlichen Heerhaufen, der von einem vierfach stärkern Heere eingeschlossen war. Inzwischen zog sich der Krieg wieder jenseits der Alpen, wo die italiänischen und spanischen Truppen des Kaisers eben nicht die stärksten waren. Frundsberg brachte, zum Theil aus eigenem Vermögen, zwölf Fahnen Deutsche zusammen, überstieg, wie Hannibal, die Alpen auf Wegen, die er durch den Schnee graben ließ, und kam gerade zur rechten Zeit vor Mailand an, welches verloren gewesen wäre, wenn er sich nur um einige Tage verspätet hätte. Bald darauf erlitten die Franzosen eine vollständige Niederlage. Schon waren die letzten Feinde geschlagen, als plötzlich ein französischer schwerer Reiter wie rasend durch die kaiserlichen Reihen auf Frundsbergen losrannte. Die Knechte rissen ihn vom Pferde und wollten ihn tödten; aber Frundsberg hinderte das und fragte ihn: warum er so tollkühn gegen ihn angerannt sei? Der Franzose antwortete: er und noch 69 Adelige hätten

sich verschworen, ihre Schande und ihr Unglück an Frundsberg zu rächen, wo sie ihn immer fänden; in der Hitze habe er nicht anders gemeint, als seine Kameraden wären alle hinter ihm. Frundsberg ehrte den Muth des Mannes dadurch, daß er ihn frei ließ und ihm ein Schreiben an seinen König mitgab, worin er seine That erzählte und ihn zur Belohnung empfahl.

Als Genua im Sturm eingenommen worden war, kehrte der glückliche Krieger, den sein Muth nie über die Gränzen der Klugheit hinwegriß, mit reicher Beute in sein Vaterland zurück. Er brachte die Schlüssel von Genua, den Scepter des Doge und die große Seeflagge der Republik mit nach Deutschland. Die Gattung Beute, auf die der Held ausgieng, bezeichnet nicht den letzten Zug in seinem Charakter.

Das Kriegsglück neigte sich in Italien abermals auf die Seite der Franzosen, und das hart bedrängte Pavia war in Gefahr, in ihre Hände zu fallen. Aufgefordert, den Bedrängten zu Hülfe zu eilen, sammelte Frundsberg schleunig ein Heer und kam im December 1524 über die tridentinischen Alpen an die Adda. Da Mangel an Lebensmitteln eintrat, und Franz, welcher Pavia belagerte, nicht vom

Platze weichen wollte, so blieb nichts übrig, als ihn in seiner festen Stellung anzugreifen. Frundsberg, der mit seinen muntern Schaaren die Franzosen unaufhörlich neckte und besonders bei der Nacht beunruhigte, daß sie sich kaum am Tage des Schlafs erwehren konnten, fand endlich durch List Gelegenheit, Mundvorrath und ein Fäßlein mit 3000 Dukaten in die geängstete Festung zu werfen. Es war die höchste Zeit, denn schon hatten die Belagerten alles Gold und Silber ausgegeben, aller Vorrath war verzehrt und die Besatzung drohte, die Festung zu übergeben. Zugleich benachrichtigte er die Kommandanten von dem Tage des beabsichtigten Angriffs auf die Franzosen. Dieser geschah am 25. Februar 1525 früh, ehe noch der Tag recht angebrochen war, mit aller Tapferkeit und aller Vorsicht von allen Seiten; aber das Glück war nicht mit den Angreifenden, sie wurden aller Orten zurückgedrängt und fiengen an zu fliehen. Da vergaß König Franz, schon voll sicherer Erwartung des Siegs, der nöthigen Klugheit und stürzte sich voll kühnen Muthes zwischen die sich zurückziehenden Spanier und sein eigenes Geschütz, welches dadurch auf einmal zum Schweigen gebracht war. Schnell wendete sich nun das Blatt, und die Franzosen, die sich schon als Sieger betrachtet hatten, mußten auf ihre Selbstvertheidigung denken. Alles

drängte sich um den König, ihn zu vertheidigen und zu retten; vergebens, die edelsten Männer fielen um ihn, und der König, selbst ein Held im persönlichen Kampfe, war am Ende genöthigt, sich gefangen zu geben.

So endigte die denkwürdige Schlacht bei Pavia, in welcher Frundsberg ohne allen Zweifel das Beste gethan hatte. Er hielt aus, als anfangs bald alles sich zurückzog; er vernichtete die schwarze Bande, einen furchtbaren Haufen Söldner, deren Anführer er im großen Zweikampfe erlegte; er griff die Nachhut an und jagte sie aus einander. Auch ward ihm von seinen Völkern, wie von den Heeresfürsten, der Sieg zugeschrieben; doch der wackere Ritter erhob mit nassem Blick die Hand gen Himmel und sagte: „Dir, dir sei Ehre, und nicht mir!“

So fromm sich Frundsberg hier zeigte, so menschlich benahm er sich, als er unmittelbar darauf gegen die rebellischen Bauern im Allgau zu Felde zog. Andere Hauptleute von Adel waren begierig, im Blute der Bauern zu baden; er aber gewann durch Unterhandlungen die Anführer, diese schreckten mit Frundsbergs gefürchtetem Namen die Ihrigen, und als nun der Angriff auf ihr Lager geschah, floh alles in hastiger Eile und zerstreute sich. Auch in Tirol

und Salzburg, wohin er sich nun wandte, hatte er das Glück, die Bauern schnell aus einander zu treiben.

Gern hätte sich jetzt der Ritter eine Zeitlang der Ruhe hingegeben; aber bald ergieng ein neuer Ruf an ihn. Franz hatte die Freiheit wieder erhalten; an sein Wort dachte er nicht mehr. In Verbindung mit dem Papste trat er wieder gegen den Kaiser in Italien auf, und es hatte jetzt eben den Anschein, als sollte dieser gänzlich aus seinen dortigen Besitzungen vertrieben werden. Von allen Seiten kamen Aufforderungen an Frundsberg, und wie hätte er säumen können, dem ehrenvollen Zutrauen zu entsprechen? Um 35 Fahnen, etwa 12000 Mann, anzuwerben, verpfändete er seine Güter und sein Silbergeräthe, und seine Gemahlin that ihr Geschmeide hinzu. Ihr Beispiel wirkte auf die Hauptleute, daß auch sie aus eigenen Mitteln die Unternehmung beförderten. Mit dieser, durch solche Aufopferungen gesammelten Mannschaft, schleppte man sich, zwischen den überall besetzten Pässen, über unwegsame Gebirge, erst an die Gränzen und dann in die Ebene unter Gefechten, Verräthereien und Wassergüssen zu dem Heere des Herzogs von Bourbon, dem erbittertsten Feinde seines Königs. Mit Frundsbergs Leuten betrug nun das ganze Heer etwa 30,000 Mann; es war aber unbezahltes Volk, vom Geiste

der Meuterei ergriffen, der sich endlich auch den sonst besser gearteten Landsknechten mittheilte.

Da die Unruhe im Heere immer zunahm und nirgend Geld zu bekommen war, machte Ritter Frundsberg einen Versuch auf das Herz seiner Leute. Er versammelte sie und trat, umgeben von seinen Obersten und Hauptleuten, vor sie hin. Als seine Waffenbrüder redete er sie an und stellte ihnen vor: „wie er alles versucht habe, um ihre gerechte Forderung zu befriedigen, aber kein Geld auftreiben könne. Nun erinnerte er sie, die er bisher in Lust und Leid treu befunden habe, an das Versprechen, welches sie sich vor wenigen Tagen gegenseitig ablegt hätten, keiner von dem andern zu weichen, sondern mit einander zu leben und zu sterben, bis sie bezahlt und zufrieden gestellt seien. Darum sollten sie von dieser ungestümen Empörung lassen und noch eine kleine Zeit sich gedulden, da sie doch auf dem Wege wären, von des Kaisers ärgstem Feinde ihren Sold zu holen. Er und Bourbon wollten sich verpflichten, in Monatsfrist ihre Rückstände zu bezahlen und indessen brüderlich den letzten Heller mit ihnen zu theilen. Würden sie einig bleiben, so könne es ihnen nicht fehlen; aber Uneinigkeit und Spaltung führe sie unfehlbar alle in's Verderben, da sie allenthalben von Feinden umgeben seien, die nur

darauf warteten, um sie desto sicherer aufzureiben. Gewissen Sieg hätten sie aber von Gott zu hoffen, so sie einig blieben und brüderlich einander beistünden."

Diese Rede, mit allem Nachdrucke, mit der heftigsten, wiewohl unterdrückten Rührung gehalten, vermochte nicht, die entflammten Gemüther zu besänftigen. „Geld!" brüllte der wilde Haufe und senkte die Spieße, als wollte er Frundsberg und alle Hauptleute ermorden. Da trat der Held einen Schritt vor, hob die Hände auf und wollte noch einmal reden, aber sein Gefühl überwältigte ihn so, daß ihn vor der Truppe der Schlag traf — was freilich den gesenkten Spießen Einhalt that, aber den Feldherrn für immer dem Kampfe entzog. Man brachte ihn nach Ferrara, wo er ein Jahr verweilen mußte, ehe er die Reise nach Mindelheim antreten konnte. Kaum war er dort angelangt, als er am zwanzigsten August 1528 an den Folgen des wilden Auftrittes starb.

Was bei den Franzosen Bertrand du Guesclin und nach ihm Bayard, das war bei den Deutschen Frundsberg, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Von unverbrüchlicher Treue gegen den Kaiser, das Vaterland und die Seinen, die er bei seinen oft wiederkehrenden Zügen nur selten sah; von festem Muthe und unerschütterlichem Gottes-

vertrauen bei einem reinen Willen und ungemeiner Geisteskraft; ein Freund der Freuden dieses Lebens, aber mit Mäßigung; durch Undank nicht ermüdet, sondern jederzeit willig, dem erhaltenen Rufe wieder zu folgen; das Elend des Krieges wohl einsehend und fühlend, aber der Nothwendigkeit gehorchend und der Pflicht: so war Georg von Frundsberg. Ein natürlich gesunder Verstand, verbunden mit tausendfältigen Erfahrungen und scharfen Beobachtungen, hatten seinen Geist über die Irrthümer und Vorurtheile seiner Zeit hinweggehoben, wenn er auch übrigens keine Kenntnisse besaß. Und ob es gleich nicht richtig zu seyn scheint, was mehrere Schriftsteller erzählen, daß er Protestant gewesen sei, so hatte er doch Einsicht und Unbefangenheit genug, der Menschheit köstlichstes Gut, die Freiheit des Denkens und des Glaubens, gehörig zu würdigen.

Von Gestalt war der Ritter sehr ansehnlich und von einer solchen Leibesstärke, daß er mit dem ausgestreckten Mittelfinger den stärksten Mann vom Platze schieben konnte. Er hatte lichtes Haar, blaue Augen und eine frische, gesunde Farbe. Um Lippen und Kinn trug er einen starken Bart. Seine Tracht war die eines gemeinen Lanzenknechtes. Mit zunehmenden Jahren ward er sehr dick und schwerfällig;

um so mehr muß man über seine Ausdauer auf den beschwerlichsten Märschen und im Felde erstaunen.

75.

Die Einnahme der Stadt Wesel 1629.

(Armin).

Harten Trotz erfuhr Deutschland zu der Zeit, als bei der Verbindung Spaniens mit Österreich die Krieger des erstern auf unserm vaterländischen Boden eine gewöhnliche Erscheinung waren. Auch die Stadt Wesel seufzte im dreißigjährigen Kriege Jahre hindurch unter der drückenden Herrschaft Hispaniens. Da erbarmte sich ein Einwohner, Peter Mülder, des Elends der Bürgerschaft und nahm sich vor, diese von dem lastenden Joche zu befreien. Seinen Anschlag vertraute er noch seinem Bruder und einem treuen Bekannten, Jan Rootleer. Die schicklichste Gelegenheit zur Ausführung des Vorhabens, gab ein neues Bollwerk, welches auf der östlichen Seite der Stadt aufgeführt wurde. Der Platz war auf dieser Seite gleichsam

noch offen und bloß mit Staketen, die kein wesentliches Hinderniß entgegenstellten, versehen. Peter Mülder unterrichtete sich daher auf dieser Stelle auch von der Beschaffenheit des Grabens sehr genau und ließ sich, die Staketen zu durchbrechen, einen schweren, eisernen Hammer verfertigen.

Wie Peter Mülder alles vorgekehrt hatte, gieng er am 18. August 1629 des Nachmittags, etwa 3 Stunden vor Thorschluß aus Wesel. Eine Stunde später folgte ihm durch ein anderes Thor sein Bruder und später wieder durch ein andres J. Rootleer. Dadurch ward Peter vergewissert, ob in der Stadt nach seiner Entfernung kein Verdacht entstanden. An einem bestimmten Orte kamen die Dreie zusammen und erhoben ihre Hände zu Gott und flehten zu ihm um Beistand, um Klugheit, Muth und Stärke zu Vollendung ihres Vorhabens.

Die Niederländer sollten das Werk der Befreiung ausführen. Deshalb war van Dyden unter dem Anscheine, als lauerte er auf die Convoy von Wesel, die eben damals in das spanische Lager gehen sollte, dem Platze nahe gerückt; er hatte 1600 an Fußvolk, theils mit Feuerrohren, theils mit halben Lanzen und 8 Fähnlein Reiter bei sich. Der

spanische Statthalter hatte, in der Meinung, es gelte die Convoy, auch diese mit einiger Reiterei verstärkt.

Als van Dyden alles vorbereitet hatte, wurde über die Aufeinanderfolge des Volkes gelooset. Das erste Loos traf den Hauptman Jan Huygens, das andre den Drost von Benfort, das dritte Diest, das vierte Marquelte, das fünfte Lauwyk; jeder führte 150 Mann.

Der Anfall geschah an der bezeichneten Stelle, an der sich das neue Bollwerk erhob. Hier gieng Peter Mülder mit seinen zwei Genossen voran, durchbrach die Pallisaden mit seinem eisernen Hammer und öffnete so einen guten Zugang. Mit tapferm Muthe folgten nun die Niederländischen, drangen frisch in die Stadt ein und machten die erste Wache, auf die sie stießen, nieder. Dann rückten sie auf den großen Markt. Hauptmann Huygens besetzte, um im Rücken bedeckt zu seyn, die eigenommenen Thore und Strassen nnd hatte im Vordringen drei Scharmützel, von denen der heftigste unter dem Gefängniß-Thore vorfiel, wo er nicht über 40 Mann bei sich hatte. Peter Mülder voll Eifers, die begonnene That zu vollenden, rannte mit einigen niederländischen Soldaten in das Haus eines nahen Schmiedes, holte da die größten Hämmer, gesellte sich des Meisters Knechte bei, schlug am brauuischen Thore das Schloß

mit Gewalt ab, öffnete es und ließ die Fallbrücke nieder. Jetzt drang die Reiterei, die vor der Stadt gewartet, in den Platz, durchritt die Straßen und versammelte sich auf dem Markte. Inzwischen rückte auch das übrige Fußvolk nach, überwältigte glücklich alle Wachen und nahm alle Zugänge und den Wall rings um die Stadt ein. Auf dem Markte hatte sich noch ein Haufen Kürassiere, welche den auf Wagen und Karren geladenen Vorrath und andern Kriegs- und Lebensbedarf bewachte, zur Wehre gesetzt, war aber niedergemacht worden; der Statthalter mit der, ohne die Hauptleute, 1042 Mann starke Besatzung, mußte sich zu Gefangenen ergeben; die Stadt, durch Überrumplung ohne irgend einen bedeutenden Verlust genommen, blieb in den Händen der Niederländer.

So ward der kühne Gedanke eines einfachen Mannes, der sich nur zwei entschlossene Vertraute zugesellte, schnell vollführt, ein Beweis, was in den verwickeltsten Lagen Verschwiegenheit, Entschlossenheit und Raschheit vermögen.

76.

Hans Warsch, der entschlossene Schafhirt.

(Armin.)

Als Don Ferdinand Gonsalvo von Cordua im Jahre 1621 vor hatte, die Stadt Frankenthal zu belagern, nahm

er seine erste Einlagerung zu Lambsheim unfern Oggersheim. Darüber entstand in dem letztern Städtchen ein solcher Schrecken, daß die angesehenen Einwohner sich eiligst nur mit so viel Habe, als sie fortzubringen vermochten, nach Mannheim retteten. So blieben etwa 24 arme Bürger zurück, welche die Brücken aufzogen, die Thore verschloßen und nun ruhig abwarteten, wohin sich die Sachen wenden würden. Plötzlich zeigten sich die Spanier von Lambsheim aus mit 17 Reitern im freien Felde; die Oggersheimer brannten, in der Hoffnung sie abzuschrecken, ihre Doppelhacken zweimal los, allein dem ungeachtet ritt ein Trompeter heran und forderte den Platz auf. Die Bürger, von Furcht ergriffen, eilten jetzt, sich auf der andern Seite der Stadt, wo die Mauer am Niedrigsten war, über diese zu retten. Niemand blieb zurück, als der unerschrockene Schafhirt, H a n s W a r s ch. Von Allen verlassen und ohne Hoffnung eines Entsatzes, wagte dieser es für seine Person, allein mit dem Trompeter auf die Bedingung, bei seiner Religion, seiner Habe, auch mit Weib und Kindern ungekränkt zu bleiben, über Übergabe zu verhandeln. Auf Bewilligung seiner Vorschläge öffnete er erst den Spaniern die Thore, welche, des Mannes Geistesgegenwart achtend, eine Wache vor sein Haus stellten und den Vertrag getreu-

lich hielten. Den Gonsalvo selbst hat dieser Zug des Hans Warsch so erfreut, daß, als ihn der Letztere bald darauf zu Gevatter gebeten, er das Kind aus der Taufe gehoben und den Schafhirten von seiner Tafel bewirthet hat.

77.

Der fromme Kriegsmann.

(Von Kanne.)

Im siebenjährigen Krieg kam zu einem frommen protestantischen Prediger in Kottbus ein Kroat und bezeugte ihm sein sehnliches Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Der Prediger weigerte sich Anfangs, es ihm, einem Katholiken, zu reichen; aber der Kroat bestand darauf, betheuernd: er glaube an den Herrn Jesum, er kenne Ihn schon lange, habe aber bei dem steten Herummarschiren lange keine Gelegenheit gefunden, sich mit seinem Heiland Jesu Christo zu vereinigen; er, der Prediger werde es zu verantworten haben, wenn er es ihm verweigere. Nun willigte der Geistliche ein. Der Kroat fiel auf die Kniee und that in

gebrochenem Deutsch ein Beichtgebet zu Gott, dergleichen der Prediger nach seiner Versicherung in seinem Leben nie gehört hatte. Unter Thränenströmen empfieng jetzt der Kroat das heil. Abendmahl. Er dankte beim Abschied dem Prediger und sagte: Ich habe den Herrn Jesum sehr lieb; hast du Ihn auch lieb? Als der Prediger es bejahte, fuhr der Kroat fort: „Nun so sind wir Brüder, und ich habe dich auch lieb, du magst katholisch oder lutherisch seyn: durch Jesum allein wollen wir selig seyn. Bei Ihn im Himmel sehen wir uns wieder."

78.

Der rechte Bundesmann.

Im Sommermond des Jahres 1757 hatten sich 20,000 Reichstruppen bei Nürnberg versammelt und wurden daselbst von dem Bischoff von Bamberg und Würzburg gemustert. Einem Geistlichen des Bischoffs gab der Anblick dieser Kriegsmacht und Zurüstung ein so großes Vertrauen, daß er in seiner Predigt sagte: „Der Triumph und Sieg kann uns nicht fehlen, denn wir haben außer diesem mächtigen

Heere viele heilige Ritter, den Papst, den allerheiligsten König, das heilige römische Reich und die meisten Potentaten auf unserer Seite. Wen haben aber die Protestanten? Niemand als den König von Preußen und den lieben Gott!“

79.

Vorsicht im Frieden.

(Von J. A. Schlegel.)

An einem Fichtenbaum, der fest, als eine Mauer,
des Nordes spottete, weil er so manches Jahr
in Wettern abgehärtet war,
wetzt' einst ein Eber seinen Hauer.
Dieß sieht ein Reh und spricht: „Was droht dir für Gefahr?
Wo ist der Feind, daß du dich rüstest?
Ja, ließe sich ein Bär, ein Wolf zum mind'sten seh'n,
mit dem du jetzt den Zweikampf wagen müßtest,
so wäre, was du thust gar schön.
Doch jetzt, was denkest du? Denn alle deine Hitze
macht dir nur Müh und ist nichts nütze.
Es muß um deinen Kopf nicht allzurichtig steh'n!“ —

„Schweig, spricht der Eber klug,
dein Auge reicht nicht weit.
Weh solchen Thoren, die dir glauben!
Wenn nun der Wolf schon in der Nähe dräut,
dann ist es wohl noch Wetzens Zeit?!
So weißt du nicht, daß Sicherheit
den schon gewissen Sieg kann rauben?" —

80.

Des rechten Königs Art.

(?)

Was ist des rechten Königs Art?
Der treu sein Land und Volk bewahrt,
der gegen inn- und äußern Feind
es redlich mit den Seinen meint; —
das sei's: solch Königthum bringt Heil und Preis!

Was ist des rechten Königs Art?
Der nicht mit Söldnern sich umschaart,

des Volkes Treu sein Schirm und Schutz,
so beut er jedem Anfall Trutz; —
das sei's: solch Königthum bringt Heil und Preis.

Was ist des rechten Königs Art?
Der nicht sich feige selber spart,
ob auch herein ein Wetter bricht,
von seinen Treuen läßt er nicht; —
das sei's: u. s. w.

Was ist des rechten Königs Art?
Der Volkes Ehr' und Freiheit wahrt,
an Heeres Spitze zieht er aus
und treibt Gewalt und Schmach hinaus; —
das sei's: u. s. w.

Was ist des rechten Königs Art?
Der seiner eignen Ehre wahrt,
sein Wort steht wie ein Felsen fest,
dran sich nicht dreh'n und deuteln läßt; —
das sei's: u. s. w.

Was ist des rechteu Königs Art? —
Das ist des rechten Vaters Art.

er trennet nimmer Arm und Reich,
im Herzen hält er alle gleich; —
das sei's: u. s. w.

Was ist des rechten Königs Art? —
Das ist des rechten Vaters Art,
der nichts für sich, der Alles thut,
daß Alle werden brav und gut; —
das sei's: u. s. w.

Das ist des rechten Königs Art!
Heil sei dem Land, das ihn bewahrt!
Der hat des Volkes Lieb' und Ruhm,
wer trägt an sich solch Königthum.
So ist's: solch Königthum bringt Heil und Ruhm!

81.

Königsgesinnung.

(Von F. Schlegel.)

Mannes Herz in starker Brust,
fern von weib'scher Sitt' und Lust,

so wie edle Krieger sind,
sei der König uns gesinnt;
immer für das Recht bemüht,
alte Satzung treu behüt't;
Gott vor allen stets gedient: —
dessen Lorbeer ewig grünt.

82.

Was vom Unnützen ist.

(Haug nach Süßkind vom Trimperg, dem Minnesänger.)

Was soll ein schöner Leib, der ohne Zucht und Ehre?
ein Priester ohne Kunst der reinen Gotteslehre?
ein Landesherr, so keine Milde hat?
ein Ritter ohne Muth und That?
ein Bürge sonder Geld zur Stunde?
ein Jäger ohne Horn und Hunde?
ein Falkner ohne Federspiel? —
Unnützer ist ein König,
deß Laune richten will.

83.

Alte Huldigung in Kärnthen.

(Aus Münsters Kosmographie.)

Wann ein neuer Herr von Österreich anstehet zu regieren, so haben die Kärnther diesen Brauch.

Es ist aufgericht't ein Marmelstein nicht weit von der Stadt Sanct Veit im Zollfeld, darauf steigt ein Bauer, dem das Amt aus erblicher Gerechtigkeit zugehört, und von dem Geschlecht der Edlinger genannt, und um ihn das Volk und die ganze Bauerschaft. Und dann kommt gegen ihn der Fürst mit seinem Adel, der ist wohl bekleidt, und führen ein Panner mit des Fürsten Wappen. Aber der Graf von Görtz lauft zwischen zweien kleinen Pannern vorher, und der ander Adel folgt hernach, wohlgeziert und wohlgeschmückt; allein der Fürst kommt in Gestalt eines Bauern, mit seiner Kleidung, Schuhen und dem Hut, hat einen Hirtenstab in den Händen, und neben ihm ein Stier und Feldpferd. Und so der Bauer auf dem Marmelstein den Fürsten ersieht, schreit er in wendischer Sprach (wie dann die Kärnther wendisch reden) und spricht: „Wer ist der, der also hochfährtig daher pranget?“ Antwortet das umste-

hende Volk: „Der Fürst des Landes kommt.“ So spricht der Bauer: „Ist er auch ein gerechter Richter und Liebhaber des Heils unsers Landes, freier Eigenschaft? Ist er auch ein Beschirmer des christlichen Glaubens?“ Antworteten sie: „Ja, er ist's und er wirds.“ Und muß ihm der Fürst geloben um diese zwei Stück bei seiner Treuen, daß er Gerechtigkeit wolle halten, und derhalben so arm werden, daß er sich mit solchem Vieh, als Stier und Feldpferd, ernähren müßte. Auf das fragt der Bauer wiederum: „Wie und mit was Gerechtigkeit wird er mich von diesem Stuhl bewegen?“ Antwortet der Graf von Görz: „Man wird dich mit sechzig Pfennigen von dannen kaufen; die zwei Hauptviehe, der Ochs und das Pferd, werden dein seyn, und du wirst des Fürsten Kleid nehmen und dein Haus wird frei und unzinsbar seyn.“ Auf das giebt der Bauer dem Fürsten einen sanften Backenschlag und gebeut ihm, daß er ein gerechter Richter sei. Damit stehet er auf und führt sein Vieh mit ihm hinweg, und der Fürst steigt auf den Stein mit einem bloßen Schwert, kehrt sich um und gelobt dem Volk gut und gleich Gericht. Darnach zeucht der Fürst in Sanct Peterskirch, allernächst auf einem Berg gelegen, und nach verbrachtem göttlichen Dienst zeucht er ab die bäurischen Kleider, legt an die

fürstlichen Gezierd, hält mit dem Adel und der Ritterschaft eine Wirthschaft und reitet darnach wiederum in das Feld, setzt sich auf einen Richterstuhl und entbeut männiglichen, Rechts zu gestatten und Lehn zu leihen. Der von Görtz setzt sich zur andern Seiten hinter den Fürsten, als ein Erbpfalzgraf von Kärnthen, und leiht auch nach seiner Gerechtigkeit. Der Landmarschalk nimmt des Herzogen Pferd, der Schenk den guldenen Kopf, der Truchseß die silbernen Schüssel. Und so lang der Fürst auf dem Stuhl sitzt und leiht, haben die Gradnecker von Alters her die Gerechtigkeit und Gewalt, was Wiesmatten sie dieselbige Weil abmähen mögen, so ist das Heu ihr, man löse es dann von ihnen. Die Portendörfer haben die Gerechtigkeit und Freiheit, so lange der Fürst sitzt auf dem Stuhl und leiht, mögen sie im Land brennen, wo sie wollen, wer sich mit ihnen nicht huldiget. Nach der Portendörfer Abgang haben die Mardachsen solche Freiheit. König Ottokar zu Böheim hat diese Freiheit gehalten, Graf Meinhard von Tirol, alle seine Söhne, Herzog Ernst von Österreich, Kaiser Friedrichs Vater, im Jahr 1423. Kaiser Friedrich wollte auf dem Stuhl nicht leihen, deshalb daß er Kaiser war, gab aber Brief und Siegel der Landschaft, daß es derselben nicht schaden sollt an ihrem Gebrauch. Der Kaiser Heinrich der Heilige hat diese Gewohnheit bestättigt.

84.

Ludwig der Eiserne.

(Nach alten Chroniken.)

1.

Landgraf Ludewig und der Schmied zu Ruhla.

Landgraf Ludwig II. von Thüringen (geb. um 1129, gest. 1172) war in seiner Jugend zumal milde und gutlich

gegen seine Grafen und Edlen in seinem Lande, und gar demüthig und weich. Darum achteten seiner die Edlen nicht, verschmähten ihn und kehrten sich nicht an seine Gebote und sprachen: er tauge nicht zu einem Fürsten und Herrn, und hielte sich nicht herrlich. Und sie beschwerten auch seine armen Leute an allen Enden und beraubten und schatzten sie und thaten ihnen mancherlei Verdrieß. Deß hielten ihn seine ehrbaren Leute und seine Mannen für einen Thoren; und die Bürger und Bauern die fluchten ihm und gedachten seiner übel, weil sie von seiner Unmannlichkeit verarmten und verdarben. Und das wollten ihm seine Gewaltigen nicht sagen, um ihres Genusses willen; so durften es auch die Unedlen nicht thun.

Nun geschah es eines Tages, als er jagete in dem Walde zur Kurzweile, was er viel zu thun pflegte, daß er sich verirrte und von den Seinen kam, die sich mit dem Wilde bekümmerten, und daß er bei Nacht sich nach der Spur nicht richten konnte. Und als er vor sich immer hinritte: da kam er zu einem Waldschmiede in die Ruhla, in seinen Jagdkleidern mit seinem Jägerhorne, und bat ihn um Herberge.

Der Schmied fragte ihn, wer er wäre? Da antwortete ihm der Landgraf: „Ich bin ein Jägerknecht des Landgra-

sen Ludewigs und will da ruhen auf dem Grase die Nacht.“

Und der Schmied sprach: „Fi, fi! des schmähligen, unseligen Herrn! Wer seinen Namen nennte, der sollte allewege seinen Mund danach waschen!“ Und schalt ihn zumal übel und sprach: „Ich will dich gerne herbergen: aber um seinetwillen nicht. Zieh dein Pferd in den Schoppen, da findest du Gras; da behilf dich mit diese Nacht; hierin ist kein Bettgewand.“

Nun pflegte der Schmied die Nacht großer und harter Arbeit und brannte und hitzete das Eisen und schmiedete. Und wenn er mit dem großen Hammer auf das Eisen schlug und es zusammen trieb, da schalt er und fluchte seinem Herrn, dem Landgrafen, und sprach zu allen Malen: „Landgraf werde hart! Landgraf werde hart!“ Und erzählte die ganze Nacht, was seine Amtleute für Untugend mit seinen armen Leuten begangen hätten, und wenn sie es klagten, wie sie niemand höre und richte, und der Herr sich deß nicht annehme, und wie sie seiner hinterwärts spotteten und ihn Landgraf Metze hießen. Dann sagte er, wie ungehalten er wäre unter andern Fürsten von wegen seiner Unmannlichkeit, und hieß ihn allewege hart werden und feste, mit

manchen bösen Worten, mit Fluchen und mit Schelten. Und trieb das die ganze Nacht über.

Der Herr hörte dem Schmiede zu und schlief die Nacht gar wenig, und ward da in seinem Muthe also feste, als er zuvor noch je weich gewesen war. Des Morgens früh ritt er von dannen und hatte viel gelernt von dem Schmiede in der Nacht, so daß er darnach baß zusah und wollte das nicht mehr verstatten und leiden, als er zuvor gethan hatte. Und also begann er die Widerspänstigen, die zuvor nach ihm nicht fragten, sondern nach ihrem eignen Willen gelebt hatten, zu zwingen und gehorsam zu machen. Sie aber wollten das erstlich nicht leiden und verbunden sich zusammen und wehrten sich gegen ihren Herrn.

Es geschah zu einer Zeit, daß er einen derselben, der wider ihn gethan, überzog; da sammelten sich die andern und wollten dem Landgrafen das wehren, und er kam mit ihnen zum Streite, und Gott gab ihm das Glück, daß er siegte und sie alle fieng. Dieß war bei der Nauenburg an der Saale, das wir itzo Freiburg heißen. Da führte er sie hin gefangen und redete da mit ihnen wohl seine Nothdurft und strafete sie darum, daß sie ihm geschworen und gelobet hatten und das so böslich hielten. Und unter andern Reden sprach er: „Nun möchte ich euch eurer Un-

treue halber wohl belohnen. Soll ich euch tödten und mein eigen Land verwüsten, das thue ich nicht gerne, und man spräche vielleicht, ich tödte meine eigene Leute; soll ich euch schatzen, so möchtet ihr mir nicht dienen; lasse ich euch dann von mir also ledig kommen, so achtet ihr meines Zornes nicht; ich will euch also demüthigen."

Und derwegen so führte er sie zu Felde auf einen Acker. Da fand er einen Pflug und spannte ihrer je vier daran, und sie mußten in ihren Hemden nackend ziehen, und er trieb sie selber mit einer Geisel und hieb sie, daß sie sich bogen und oft auf die Erde fielen. Und wenn eine Furche geackert war, so spannte er andere viere ein und pflügete also den ganzen Acker, gleich als mit Pferden.

Als er mit seinen sonderlichen Getreuen dieß gethan hatte und der Acker mit den Widerspänstigen geackert war, da ließ er denselben Acker mit großen, hohen Steinen zeichnen und freiete ihn zum ewigen Gedächtnisse, also daß ein jeglicher, wie Übels er gethan hatte, Friede und Sicherung darauf haben sollte, und wer den Frieden bräche, der sollte den Hals verloren haben, und nannte ihn der Edlen Acker. Dann führte er sie wieder mit sich zur Nauenburg, da mußten sie ihm alle anderweit Urfrieden und Hulde schwören.

Da ward der Landgraf von allen Leuten in Thüringen und Hessen gar sehr gefürchtet, und wann dieselben, so in dem Pfluge gezogen hatten, seinen Namen hörten nennen, so erseufzten sie und schämten sich. Dieß erscholl an allen Enden in den Landen, und etliche schalten den Herrn darum und waren ihm gram; etliche schalten die Mannen darum, daß sie so untreulich wider ihren Herrn hatten gethan; etliche schalten die Edlen, daß sie im Pfluge gezogen und sich nicht lieber hatten tödten, denn im Pfluge sich mit Geiseln treiben lassen. Und deßhalben so waren etliche, die sich demüthigten gegen ihren Herrn, und denen that er gutlich und hatte sie lieb; etliche wollten das nicht thun, noch dessen gegen ihn vergessen, und thaten ihm Verdrieß, womit sie konnten, und stunden ihm heimlich und offenbar nach seinem Leibe und Leben und dachten auf mancherlei Weise darauf, wie sie ihn zum Tode brächten.

Deß ward er viel gewarnt, und die, so er mit der Wahrheit überkam und betrat, die ließ er hängen, enthaupten, ertränken und in den Stöcken ersterben und verkündigte sie dazu ehrlos, treulos und meineidig. Und da er um deßwillen viele heimliche Feinde gewann von ihren Freunden und Kindern, so gieng er stätiglich, wo er unter den Her-

ren und Leuten war, gewappnet, und darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

2.

Landgraf Ludwigs feste Mauer.

Als Kaiser Friederich I. aus seinem Zuge nach Polen wieder heimzog: da führte ihn sein Schwager, der Landgraf Ludewig, auf das Schloß, die Neuenburg, zu seiner Schwester. Da ward der Kaiser gar freundlich empfangen und mit seinen Dienern etliche Zeit geherbergt und wohl gepflegt.

Nun gieng er eines Morgens spazieren auf dem Schlosse und besahe den Bau und seine Gelegenheit und stieg auf den Berg vor dem Schlosse, der breit war, und es behagte ihm das Schloß inwendig gar wohl und er hub an und sprach: „Dieß ist ein recht Fürstenschloß und es behaget mir aus der Maaßen, und ich sehe nicht, daß ihm etwas gebreche, allein daß es keine Mauern um sich hat, die sollten auch gut und feste seyn.“

Das hörte Landgraf Ludewig und sprach: „Herr, für die Mauern sorge ich nicht, die will ich gar schnell lassen machen, wann ich ihrer bedarf.“

Da sprach der Kaiser: „Wie schnell kann eine gute Mauer um dieß weite Schloß gemacht werden?“

Und es antwortete der Landgraf: „Herr, es sollen nimmer zwei Nächte vergehen, ich will also eine köstliche Mauer um diese Burg lassen machen, daß in Thüringen nirgends ihres Gleichen funden werde.“

Dieser Rede verwunderte sich der Kaiser und lachte, und sprach: „Das wäre ein groß Wunder, und wenn auch alle Steinmetzen in deutschen Landen hie bei einander wären.“

Es war jetzt daß man zu Tische pfiffe, und der Kaiser und die Seinen giengen zu Tische. Aber der Landgraf bestallte mit seinen Schreibern und heimlichen Dienern, daß man Boten auf Pferden aussandte, die zu allen Grafen und Herren in Thüringen, die sie erlangen mochten, ritten, und ihnen sagten, daß sie in der Nacht zu ihm kämen mit ihren Mannen, wohl gewappnet und mit dem besten Harnisch und Schmuck.

Und das geschah des Morgens frühe, da der Tag anbrach, da richtete Landgraf Ludewig das Volk also an, daß ein jeglicher an den Graben um die Burg trat, gewappnet so sie am stärksten mochten in Gold und Silber, mit einem sammetnen oder seidenen Wappenrock geschmückt. Und jeglicher hatte einen Knecht vor sich mit seinem Schilde

und einen hinter sich mit einem gekrönten Helme, daß seine Wappen und Kleinode erkannt wurden. Also stunden sie auf dem Graben umher, einer nach dem andern, und hatten in ihren Händen bloße Schwerter oder Streitäxte. Und als ferne die Thürme an den Mauern stehen sollten, da stunden ein Graf oder ein Freiherr mit seinem Paniere.

Als dieß nun der Landgraf stillschweigend bestallt hatte, da gieng er zu seinem Schwager, dem Kaiser, des Morgens da er aufstand, und sprach: „Gnädigster Herr und Schwager! Wäre es nun Euer Wille, und wolltet meine Mauer beschauen, von der ich Euch gestern gesagt habe, daß sie wäre bereit, da thätet Ihr mir besondere Liebe an, ehe Ihr zu der Messe gienget.“

Da sprach der Kaiser: „Ihr täuschet mich vielleicht.“

Der Landgraf sprach: „In Wahrheit, Ihr findet eine schöne Mauer, das müsset Ihr mir bekennen.“

Da scheuete sich der Kaiser und meinte, er hätte sie mit schwarzen Künsten zu Wege gebracht. Und da er zu dem Graben auswendig trat und also viel edeler, geschmückter und wohlgezierter Herren, Ritter und Knechte, stark gewappnete Leute, ihre Paniere und Wappen ersahe, wie sich mit den Seiten einer den andern berührete, die alle dem Landgrafen seinem Schwager mit Lehnrechte und mit

der Hulde verbunden waren, da verwunderte er sich und freute sich und sprach: „Nu sahe ich köstlicher, edeler, theurer, besser, fester und schöner Mauern noch nie, das will ich Gott bekennen! Habt immer Dank, daß Ihr mir eine solche Mauer gezeigt und gemacht habt.“

Darnach sandte der Landgraf um sich nach den edlen und schönen Frauen, und hielt das Volk, dem Kaiser zu Liebe, bis an den dritten Tag, und machte da eine Wirthschaft und einen köstlichen Hof, und die Herren stachen, turnirten, tanzten und trieben viel schöner Fröhlichkeit und Höflichkeit.

85.

Mittel für Fürsten, ihr Volk zu erforschen.

(Durch v. Haupt.)

Friedrich, der Ältere dieses Namens, Herzog von Österreich, vertauschte oft seine fürstlichen Kleider mit einem gemeinen Bauernkittel. So drosch er unerkannt manchen lieben Tag um's baare Geld in der Scheuer eines Bauern, verrichtete andere harte Arbeiten und nahm mit einer schlechten Kost fürlieb. Mancher Bauer besah

ihm seine zarten Hände und fuhr ihn an: „Mit deinen „weichen Händen mußt du nicht viel gedroschen haben?“

Während solcher Arbeit fragte der Fürst oft, was man denn von Herzog Friedrichen halte? Da gab man ihm dann unterweilen die Antwort: „Er selber sei ein lieber „guter Herr; aber seine Apostel und Räthe taugeten nichts; „er sähe ihnen zuviel durch die Finger, ge„brauche sich darum wenig Brillen; er lasse die „Edelleute nach Willen ihr Wesen treiben, die dann mit „den armen Bauern so verfahren, wie man mit den Hun„den zu thun pflegt.“ Ein anderer Bauer sprach: „Wir „beten immer zu Gott, daß unser Herr lang lebe; denn „stürbe er, so würden die Edelleute uns, wie das Last„thier, nach Willkühr herumtreiben. Wir armen Leute „sind nicht mehr so glücklich, wie zu König Davids Zeiten, „wo man die Schafhirten und andre gemeine Leut auf die „Edelbank setzte. Es ist heutzutag ein jeder Bauer ein „Her, aber nur mit einem R, denn es heißet: Bauer „gieb her; Bauer trag her; Bauer geh her.“

Als Friedrich wiederum bei einem andern Bauern als Knecht arbeitete und denselben fragte, was er von dem Herzog hielte, klang die Antwort wieder anders. Dieser Bauer sagte: „Mein lieber Knecht, unser Herzog ist gar

„zu verschwenderisch; er giebt dem nächsten Seilspringer „gleich fünfzig Gulden, dem besser ein Seil um den „Hals gehörte; uns Bauern aber siehet er keinen Kreuzer „nach und schreibt eine Steuer auf die andere aus. Ich „mögte, wäre mir nicht mein Kopf so lieb, fürwahr gar „keinen haben. Und wo glaubst du, daß das Geld hin„gerathe? Die Pracht hat sich so sehr eingeschlichen, gleich„wie unser Pfarrer eines Tags gepredigt, daß ein Mann, „Atlas mit Namen, die ganze Welt auf seinem Rücken „trüge; also trägt mancher Edelmann, der doch ziemlich „schwach ist, fünf, auch sechs Dörfer auf und an „seinem Leibe, d. h. in seiner Kleidertracht und Kleino„dien."

Als nun Herzog Friedrich, in der Bauernjacke, solche Wahrheit gehört, kam er wieder nach Hofe und sprach zu seinen Räthen: „In groben Lumpen habe ich die Bauern„hütten beirret und habe so die Wahrheit vernommen, die „ihr mir niemals gesagt; das soll meinem Lande baß zu „Gute kommen." Und darauf verjagte er die bösen Räthe und ward seinem Land ein guter Fürst und wahrer Vater bis an seinen Tod.

86.

Der treue Rathgeber.

(Von Krummacher.)

Ein gewaltiger Krieg erhob sich und das Heer des Königs zog an die ferne Gränze, die Vesten des Feindes zu belagern. Der Sohn des Königs und der Erbe seines Throns begleitete das Kriegesheer, dessen Muth zu beleben durch seine Gegenwart. Aber die Räthe, die um ihn waren, meineten es übel mit ihm und gedachten, ihn zu reizen durch allerlei Lüste, daß sie statt seiner herrschen möchten.

Darum sprachen sie zu ihm: Es geziemet dem Königssohne nicht, daß er sich der Gefahr blos stelle und unter dem Heer wohne, wie ein Kriegesknecht. Dazu hat er seine Hauptleute und Obersten. Genug, daß er in der Nähe sei, wenn die Zeit ihn erfordert. So wird er höher geachtet.

Also führten sie ihn in eine große Stadt und bereiteten allerlei Feste und verführten sein Herz, daß er in stetem Taumel lebte.

Aber siehe, da kam Botschaft von allem diesem zu den Ohren eines alten treuen Dieners des königlichen Hauses, und er machte sich auf und begab sich zu dem Sohn des Königs. Und als er ihn fand, redete er frei und getrost zu ihm und sprach: Höre mich! Sie meinen es übel mit dir und wollen den Sohn meines Herrn schwächen und verderben, um selber zu herrschen nach ihrem Gelüst. Wohlan, ehre dich selbst und fleuch die Lüste der Jugend, welche wider den Geist streiten; ermanne dich selbst!

Da drang die Stimme der Wahrheit in das Herz des fürstlichen Jünglings: und er erhob sich, legte den Harnisch an, umgürtete sein Schwert und begab sich in das Feldlager und sprach zu dem Heerführer: Ich will fortan mit euch streiten, und der Erste seyn in Kampf und Entsagung!

Da ward der alte Feldherr tief bewegt in seinem Innern und ergriff die Hand des Jünglings und sprach: O mein Herr und Fürst! wer sich selbst überwindet, ist größer, als wer Städte und Festen gewinnt. —

87.

Fürsteneinsicht.

1.

Auf einem fürstlichen Tage entspann sich viel Streit und Zwietracht über den Rang unter den anwesenden Herren. Da sprach der Herzog Eberhard im Barte von Wirtemberg, (reg. von 1459—495.) — wegen seiner Weisheit und Rechtlichkeit hoch verehrt von seinem Zeitalter —: „Ich will mich gerne unten an, oder wenn ihr wollt, hinter den Ofen setzen, wenn nur die Obern etwas Verständiges und Nützliches beschließen.“

2.

Kurfürst Friedrich der Weise zu Sachsen verfertigte nachfolgende Reimen und schrieb sie im Schlosse zu Lochau, nachher Annaburg genannt, mit eigener Hand an die Wand:

Wenn der Fürst ist selbst ein Kind,
hat Räthe die unerfahren sind,

Priester, die böses Beispiel geben,
Leut', die ohne Gottesfurcht leben,
eine unversuchte Ritterschaft,
einen Adel, der keiner Tugend acht't,
einen Richter, der kein Unrecht straft,
da stehet das Recht auf Gunst und Gab
und nehmen Land und Leute ab. —

3.

Kurfürst Christian II. von Sachsen lag einst sehr traurig auf seinem Ruhebette. Als ihn nun einer seiner vertrauten Diener um die Ursache fragte, gab er zur Antwort: Ich betrachte jetzo mit Wehmuth, daß ich meine Jugend zum Studieren nicht recht angewandt habe und darum jetzo mit fremden Augen sehen, mit fremden Ohren hören und mit fremdem Munde reden muß!

4.

„Treue Erfüllung des gegebenen Worts, pflegte der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen zu sagen, sichere Straßen und gerechte Münze sind die Merkmale eines guten Fürsten.“

5.

Als der König Ferdinand I. einst sah, wie einer seiner Hofbedienten ein armes Weib, das ihm eine Bittschrift fußfällig überreichen wollte, ungestüm zurückstieß, verwies er ihm ein solches Benehmen mit den Worten: „Wenn wir die Armen nicht hören, wenn sie bei uns klagen, so wird Gott auch uns mit unsern Klagen nicht anhören."

88.

Fürstensinn.

(B. aus einer Chronik v. 1586.)

Herzog Erich von Braunschweig gerieth wegen der Stiftischen Fehde (darinnen er viel Geldes hatte ausgeben müssen) in sehr große Schulden. So wurd' er auch von seinen Junkern durch großen Wucher sehr ausgesogen, doch mochte er in solcher Beschwerung seine armen Unterthanen nicht gerne schatzen; und daß man sehen möge, welch eine große Liebe dieser Fürst zu seinen Unterthanen gehabt, muß ich unter andern auch dieses von ihm vermelden:

„Einsmals hatte er ein köstlich gülden Trinkgeschirr, (das mit Edelgesteinen geziert gewesen) verkaufen wollen. Nun war dasmal auch gegenwärtig des Fürsten Kanzler, Herr Jacob Reinharter, seliger Gedächtniß, ein sehr weiser und um Land und Leut wohl verdienter Mann; derselbige widerrieth seinem Fürsten und Herrn, daß er dasselbige schöne Kleinod und gülden Trinkgeschirr nicht verkaufen sollte, denn man könnte es wohl für etliche tausend Gülden versetzen und hernach wieder einlösen. Als Herzog Erich diesen getreuen Rath seines frommen Kanzlers höret, da giengen ihm die Augen über und sprach: „Ja lieber Herr Kanzler, wie soll ich's denn machen, ich „bin ein armer Fürst und meine armen Leute können mir „nicht mehr geben.“ Da siehet man, wie Herzog Erich ein groß Mitleiden mit seinen Unterthanen gehabt.

Um dieselbe Zeit, als Herzog Erich, wie gemeldt, in solchen großen Schulden war, ist auch ein Alchimist zu ihm kommen, der Landbetrüger einer, die da wollen aus Kupfer Silber und Gold machen. Der Alchimiste ließ sich bei Herzog Erich angeben und rühmet, wie er in solcher Kunst ein sonderlicher Meister wäre, ließ auch einen silbernen Löffel und eine silberne Schale sehen und sprach: dasselbige Silber habe er aus Kupfer gemacht; er wolle

auch durch seine freie Kunst Herzog Erichen aus aller seinen Schulden helfen. Diesen Alchimisten und seltsamen Abentheurer ließ Herzog Erich vor sich fordern und fraget ihn: ob auch das Silber, welches er aus Kupfer machen könnte, beständig wäre und immer gut Silber bliebe?"

„Der Meister antwortet Ja, es bliebe gut Silber, bis in das neunte Feuer, man könnte es neunmal umschmelzen und verarbeiten."

„Herzog Erich sprach: Was denn hernach? bleibet es auch weiter gut Silber?"

„Da antwortete der Alchimiste: „Gnädigster Fürst und Herr, es wird darnach gemächlich wieder abnehmen und nicht so gar gut bleiben. Ei du loser Schelm! antwortet der Herzog; ich habe meinen grauen Kopf mit Ehren getragen vor allen Fürsten des Reichs und du wolltest mich noch in meinem hohen Alter zu einem Leutbetrüger machen! Hebe dich weg aus meinem Lande, oder ich lasse dir die Augen ausstechen." Also siehet man, welch ein tapferer und aufrichtiger Fürst Herzog Erich gewesen sei."

Diese Chronik nennt ihn einen sehr frommen Fürsten, dazu schimpflich und fröhlich.

Er starb im Jahre 1540 oder 1541 im 71 Jahre seines Alters. Bei seinem Begräbnisse hat Dr. Justinus Göbler eine schöne Leichenrede gehalten und darin unter andern angezeigt: „daß dieser löbliche Fürst in 12 Schlachten sehr mannlich und ritterlich gekämpft und im Sturm 20mal den Wall angestiegen habe, doch die Zeit seines Lebens nur 5 Wunden davon getragen, deren doch nur zwo tödtliche gewesen, nämlich die er in der böhmischen Schlacht bei Regensburg empfangen, als er Kaiser Maximilian sein Leben errettet.“

89.

Fürstengüte.

(Armin.)

Der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg (geboren am 11. Sept. 1525, gest. am 8. Jan. 1698), ein Fürst, der seines Landes Blüte mit treuer Liebe förderte, richtete seine Blicke auch auf das arme Volk. Aus diesem durfte sich jeder Unterthan ihm mit Vertrauen nähern; reiste er umher, so hielt er aller Orten stille und suchte die Klagen

und Wünsche der Einwohner zu vernehmen. Einst erschien ein dürftiger Mann vor ihm, um ihn schüchtern um Gerechtigkeit anzuflehen. Unter andern Beweggründen brachte er auch den vor: er sei ein kurfürstlicher Unterthan. „Sei gutes Muthes, sprach Johann Georg zu ihm, wenn du ein Heide oder Türke wärest, so würde dir Gerechtigkeit widerfahren, um so vielmehr, da du mein Unterthan bist.“

90.

Treu Herr, treu Knecht.

(Vulpius Cur.)

Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar, ein hochherziger, geachteter deutscher Fürst, den Wissenschaften und Künsten fürstlich gewogen, ein erfahrener Feldherr seiner Zeit, der für die deutsche Freiheit mit allen Anstrengungen focht, deren eine edle Seele, die ihr Vaterland liebt, fähig ist, war das Bild eines klugen und gerechten Fürsten; er werde dankbar geehrt in seinen Werken. Alle seine Brüder, die bekannten Tapfern ihres Heldenstammes, stan-

den unter den Waffen, Deutschland's Ehre aufrecht und seine Freiheit gesichert und geachtet zu erhalten; er stand mit ihnen, wo die Ehre und der Ruhm seinen Bannern voraus eilten, und focht, wie alle die ihm so lieben Brüder, ritterlich. — Es soll hier nicht von seinen Kriegsthaten gesprochen werden, so glänzend sie auch waren, sondern seine Liebe zu seinen Dienern ist es, die wir an diesem deutschen Fürsten rühmen wollen.

Er hatte bei der Wahl seiner Diener einen gewissen Scharfblick, der ihn nicht irre leitete. So sorgfältig er in der Wahl derselben war, so treu waren ihm diejenigen, welche er wählte. Nicht leicht war ein Fürst gegen diese seine Gewählten großmüthiger, freigebiger und gefälliger, als er, und wessen Treue er einmal erprobt hatte, den brachten keine Ränke von seiner Seite und um den Dienst. Seinen treuen Diener Zacharias Preuschenk von Lindenhofen, einen gelehrten und gewissenhaften Mann, der seinem Fürsten als Geheimer Rath, Landesdirektor und Oberaufseher zu Eisenach mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit diente, suchte eine ihm feindliche Parthei seinem Herrn verdächtig zu machen, zu verkleinern und, als der Herzog alt wurde, um den Dienst zu bringen. Davon wurde der ehrliche Mann unterrichtet und eilte zu seinem

Fürsten, zu erfahren, wie dieser von ihm denke, und, sei es nöthig, seinen Abschied zu fordern. Es kam zu Erklärungen. Der Herzog hörte dieselben an; er, der mehr als einmal gesagt hatte: „Bei Unserm fürstlichen Hause ist es nicht Herkommens, daß man alte treue Diener, die sich um Uns und die Unsrigen so lange Zeit und so viele Jahre verdient gemacht haben, abschaffe;" klopfte ihm treuherzig auf die Achsel und sagte: „Ja, ja, Alter! ihr seid einigen beschwerlich: ihr lebt ihnen zu lange, und man will euch von der Krippe stoßen. Die Jungen meinen, sie könnten's besser; aber es ist nicht so böse von mir gemeinet, wie von ihnen. Ich bin mit euern Diensten gar wohl zufrieden und bleibe euer gnädiger Herr. Wer euch verachtet, der muß mich, der ich älter bin, als ihr seid, auch verachten. Sterben wir aber beide, so wird's gut seyn, wenn sie es besser machen können, als wir's gemacht haben."

Als sein Hofmarschall von Botzheim starb, ließ der Herzog auf dieses treuen Dieners Tod Ortsthaler und Groschen schlagen und dieselben austheilen. Auf denselben stehen in einem Lorbeerkranze die Worte: „Treu Herr, treu Knecht 1631."

Gleichfalls auf den Tod seines Geheimen Raths und Hofmarschalls, Friedrichs von Kospoth, ließ er Mün-

zen schlagen und austheilen, auf welchen der Spruch 1. Thim. 1., 18. 19. stand.

Und als der gelehrte und erfahrne v. Krosigk, durch Unvorsichtigkeit sich selbst verwundend, starb, ließ der Herzog ebenfalls Münzen von Gold und Silber schlagen, auf deren Vorderseite der Reim steht:

Ein treuer Herr und treuer Knecht
wird hier gelobt und dort gerecht.

Des Herzogs Hof zierten die verdienstvollsten und gelehrtesten Männer jener überhaupt sehr gelehrten Zeit des Adels, der auf Universitäten und Reisen sich bildete, die besten Übersetzungen von spanischen und italienischen Büchern gab, und deren einer, Caspar von Teutleben, damals Hofmarschall am Hofe zu Weimar, den ersten Gedanken zu einer gelehrten Gesellschaft, jenen akademischen Gesellschaften der Italiener gleich, gab.

Unter seinen Waffenbrüdern, im Feldlager bei Weidthausen, stiftete Herzog Wilhelm, als er eben dem Mansfelder mit frischen Völkern zuzog, unter welchen sein Bruder Bernhard seinen ersten Feldzug als Rittmeister that, 1621 den Ritterorden der Beständigkeit.

Als Herzog Wilhelm nach dem erbaulichen sogenannten Prager Frieden den Kriegsdiensten entsagte, scheint dieser Ritterorden eingegangen zu seyn.

Der Herzog widmete, von der bezeichneten Zeit an, sich ganz der Regierung seiner Länder, den Künsten und den Wissenschaften. Er legte einen schönen Garten an, bauete das Schloß auf und widmete seine Nebenstunden besonders der Mathematik, (in welcher Wissenschaft er damals wenige seines Gleichen hatte) der Bau- und Zeichenkunst, der Musik, dem Lesen und dem Drechseln. Man hat noch sehr künstliche Drechslerarbeiten in der Kunstsammlung auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar von ihm. Er soll durch diese Drechselkunst die Gnade der Kaiserin und dadurch die Freiheit aus seinem Gefängnisse, da er in der Schlacht bei Lod 1623 gefangen genommen worden war, erlangt haben. Der Sprachen des Auslandes war er kundig, sprach Lateinisch und dichtete in deutscher Sprache. Er ist der Dichter des christlichen Liedes: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'", und Verfasser mehrerer erbaulicher Betrachtungen. Im ganzen Reiche wie im Auslande, galt er für das, was er wirklich war, für einen einsichtsvollen, gütigen, klugen und wahrhaft deutschen Fürsten.

91.

Fürstengerechtigkeit.

(Nach einer Chronik durch v. Haupt.)

Herzog Heinrich von Lüneburg hatte einen sonderlichen Eifer zur Gerechtigkeit; hat auch der Raubritter Gewalt und Bosheit, äußersten Vermögens, gedämpft, und darüber ihrer viel, auch um geringer Vergehung willen, hinrichten lassen.

Nun begab es sich auf eine Zeit, daß der Vogt zu Celle, sonst ein verständiger, trefflicher Mann, eilend gen Lüneburg gieng, um seinem gnädigen Herrn und Fürsten, der daselbst ankommen sollte, alles nach Nothdurft zu versehen und zuzurichten, und daß der kalte Nordwind ihm durch seine zarten seidenen Kleider wehte, wie denn solche große Herrn und Vögte schöne feine Kleider zu tragen pflegen; so wird es auch dabei einen Schnee geworfen haben, davon er sehr naß und kalt worden ist. Da kam er zu einem Bauern, der im Felde pflügte und seinen Mantel auf die Erde an den Weg gelegt hatte. Der Vogt nimmt den Mantel auf und spricht: Er wolle den ihm bald wieder-

geben; könnte doch gleichwohl keine Zeit nennen, wann solches geschehen würde. Wer wollte nun solches einem Vogte, der solch ein trefflicher reicher Mann war, versagen? — Aber der Bauer, der nicht gewohnet war, daß solche Leute pflegen wiederzugeben, wo sie die Hände über kriegen, schreiet, er sollte den Mantel liegen lassen; wollt auch in keiner Weis zugeben, daß er ihn wegnehmen sollte. Aber der Vogt fraget nicht viel darnach; eilet immer hinweg und nahm den Mantel mit sich, ohne des Bauern Dank.

Über wenig Stunden folget der Herzog nach und als er den Bauern fand am Wege stehen, der über seinen Mantel klaget und begehret gehöret zu werden, hielt Herzog Heinrich stille. Da sprach der Bauer: „Was ist's, gnädiger „Herre, daß Eure Gnaden die öffentlichen Straßenräuber „verfolget, und daß Ihr die ärgesten Straßenräuber auf „Euren Häusern haltet? Jetzt gieng Euer Gnaden Vogt „vorüber; der hat mir armen nackenden Manne, da ich „nicht viel an habe in dieser großen Kälte, meinen Mantel „genommen.“

Der Herzog schwieg stille und verdroß ihn die gewaltsame That seines Vogtes sehr übel; erforschet gleichwohl fein heimlich, ob dem also wäre, wie der Bauer gesaget,

und befand, daß der Bauer Recht hatte: ließ sich's doch gegen den Vogt nicht merken. Als er nun wieder nach Lüneburg heimzog und an die Stätte kam, da der arme Bauer seines Mantels beraubet worden, da fordert Herzog Heinrich seinen Vogt vor sich und sprach zu ihm: „Wie „kömmst Du darzu, daß Du dem armen Manne, wider „seinen Willen, in der großen Kälte seinen Mantel genom„men hast? Du solltest solches strafen, und thust es doch „selbst?“

Wie nun der Vogt solches nicht läugnen konnte und mancherlei Entschuldigungen vorwenden wollte; zog Herzog Heinrich dem Pferde die Halftern vom Kopfe und ließ den Vogt am nächsten Baum henken.

Dies ist ein großer Eifer zur Gerechtigkeit und sehr zu verwundern; wird auch bei unseren Nachkommen schwerlich können geglaubt werden; dennoch ist es in der Wahrheit also ergangen.

92.

Letzter Wille eines guten Fürsten.

(Armin).

Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin (gestorben am 24. Februar 1658) machte am 31. October 1654 durch einen letzten Willen unter seinen sechs Söhnen eine Erbtheilung. In seinem Testamente kamen goldene Worte der Erinnerung vor. Im 39. §. heißt es: weil auch eines Fürsten und Regenten Sicherheit, Macht und Vermögen guten Theiles darin besteht, daß er von seinen Landesständen und Unterthanen mehr geliebt als gefürchtet werde, so haben unsre Söhne, besonders der Regent des Herzogthums Mecklenburg, darauf zu sehen, daß sie der Unterthanen, mit denen sie heben und legen, die ihnen auch in Nöthen, ihrer Pflicht und obliegenden Schuldigkeit nach, beispringen und unter die Arme greifen müssen, gehorsame Zuneigung, Liebe und Treue erlangen und behalten: denn die Unterwürfigkeit, die nur aus Furcht entsteht, ist nicht beharrlich und sicher und dauert auch nicht länger, als die Furcht selbst. Eine solche beständige Ergebenheit,

Liebe und Treue der Unterthanen ist vornehmlich zu erlangen und zu erhalten durch unpartheiische durchgehende Verwaltung der Gerechtigkeit, ernste Bestrafung des Bösen, Schutz der Frommen, Belohnung des Guten, auch gnädige Verstattung eines Zutritts und Gehör der Unterthanen, wodurch die Gemüther gewonnen werden und gute Liebe erhalten wird, sodann auch, daß die Unterthanen und Landstände bei ihren wohlhergebrachten Rechten, Gerechtigkeiten, Freiheiten, so ihnen von unsern löbl. Vorfahren und uns selbst gnädig bewilliget und gegönnet, gelassen, geschützet und erhalten werden. — §. 39. Vor ungewöhnlichen neuen und beschwerlichen Steuern, die ohne Noth erfordert werden und bei dem Unterthan viel Seufzen, auch statt des Segens den Fluch erwecken, sollen unsre Söhne allerseits sich hüten und gewiß dafür halten, alles Gold, das mit der Unterthanen Thränen gesammelt wird, sei falsch und nur der Segen des Allerhöchsten, der auch durch der Unterthanen eifriges Gebet für ihre Obrigkeit erworben wird, mache reich. Wenn aus andringender Noth und zur Wohlfahrt des Vaterlandes Reichs-, Kreis- und Landessteuern bewilligt und erhoben werden sollen, daß einer vor den andern, sonderlich der Arme vor dem Reichen nicht beschweret, sondern eine durchgehende, unpartheiische Gleichheit, nach

eines jeden Vermögen berechnet und erhalten werde, ohne Unterschied der Personen.

93.

Die Fabel.

(Von Haug nach Harsdörfer.)

Die Fabel, eine lustige Jungfrau mit schönem Verstande begabt, wurde beschuldigt, daß sie nur Kinder täusche und die Wahrheit mit dem vielfarbigen Regenbogen bekleide. Sich nun zu rechtfertigen brachte sie einen Dornbusch und unter demselben eine Rose; eine spitzige Gerstenähre und in ihr die vollkommenen Körner verhüllt; eine Goldschlacke und in ihr das schätzbarste Metall verwachsen; einen Felsschrollen und darin den funkelnden Diamant; Sanderde und darunter den brennenden Berill; harte Muscheln und in ihnen die silberhelle Perle verschlossen; einen Topf voll Salzwasser und Korallen darin; hartes Gebein mit süßem Mark; dürre Reben und darin die Kraft des herzstärkenden Weines verborgen. „Warum, sagte die Fabel, will der

unverständige Neid mich des Truges anklagen, wenn ich der Natur Gewohnheit nachahme, die alles Schätzbare, was sie im Schooße trägt, auf mancherlei Weise zu verbergen sucht?

94.

Der Elephant und die Taube.

(Von A. Z.)

Ein Elephant, der einst in freien Reden
die Wahrheit sagte Löwen und den hohen Räthen,
ward sehr von einer Taub' gewarnt und ihm gerathen:
er möchte doch den Zorn so mächtiger Magnaten
nicht reizen und sich in's Verderben bringen. —
Du urtheiltst falsch von solchen Dingen,
versetzt' der Elephant. Wer groß ist, ehrt
das Große, wo er's finden mag:
die kühne Kraft, am heißen Schlachtentag;
des Weisen Muth, der Wahn und Trug zerstört;
und wer sein großes Herz am tiefsten rührt,
ist, der ihn in der Wahrheit Tempel führt.

95.

Der Fuchs und der Wolf.

(Von A. Z.)

Einst traf der Fuchs auf seinem Wege
den Wolf. Glück auf! Gevatter, rief er aus,
was giebt es Neues im Gehäge? —
Ach, sprach der Wolf, es geht gar bunt und kraus.
Das Volk mit Federn und mit Wolle
schreit't Zeter, führet laute Klagen,
nennt uns Tyrannen, Landesplagen.
Mein Freund, wir spielen eine schlechte Rolle! —
Laß schreien, sprach der Fuchs, die Schwachen,
und fluchen unserem Geschlecht!
Zuletzt behält doch der nur Recht,
der Krallen hat und scharfe Zähn' im Rachen.

96.

Der Löwe und der Fuchs.

(Von A. Z.)

Einst wollt' ein Löwe einen Abgesandten
zu einem andern Löwen senden.
„Wer würd' am besten mein Geschäft beenden,
frug er den Fuchs, aus deiner Zahl Bekannten?“ —
Herr, sprach der Rath, ich darf nicht lange mich besinnen:
ein alter Pudel ist mir längst bekannt,
der viel Erfahrung paart mit viel Verstand. —
„Wie? rief der Löw', bist du von Sinnen?
Ein Pudel soll bei'm Löwen mich vertreten?
Ein schlechtes Thier, von niederer Extraction?
Ein stattlich Thier wär' uns von Nöthen,
das figuriren könnt' vor einem Thron.“
Verzeih, Herr, sprach der Fuchs, ich wär' ein Thor,
den prächt'gen Leoparden zu empfehlen.
Dein Wille ist, ein kluges Thier zu wählen,
und darum schlug ich dir den Pudel vor.

97.

Der Hund und das Schwein.

(Von A. Z.)

Zu einem Schwein, das in der Pfütze lag,
sprach traulich einst ein kluger Hund:
Du liegst im Kothe da den ganzen Tag.
und machst die Haut dir krank und wund.
Wozu? Komm her in diesen trocknen Graben,
hier wirst du's je bequemer haben. —
Bequemer — sprach das Schwein gelassen —
ist's doch, bei'm Alten es zu lassen.

98.

Der Hühnerhund und der Pudel.

(Von A. Z.)

Ein Pudel und ein Hühnerhund
spatzierten traulich auf dem Feld.

Mir geht's, sprach dieser, traurig in der Welt.
Erst hieb man mir den Rücken wund,
das Jägerhandwerk zu verstehen,
und jetzt, da ich's erlernet habe,
muß bald ich vor den Hühnern stehen,
bald laufen Meilen weit im Trabe.
Dann trägt mein Herr die Beute froh davon,
und ich erhalt' kaum trocknes Brot zum Lohn. —
Mein lieber Mars! erwiederte der Pudel,
so geht es Vielen, in dem trüben Strudel
des Lebens. Mir geht's auch nicht besser.
Jedoch das Übel tilgen Klagen nicht;
die Schwermuth macht das Leiden größer;
verloren ist, wem es an Muth gebricht.
Drum trage standhaft, gutes Thier,
und rette nur die heit're Laune dir!

99.

Der Esel und der Hahn.

(Von A. Z.)

Hör' auf, mit deinem ew'gen Krähen,
(so sprach, bei frühem Sonnenschein!

zum wackern Hahn ein Eselein)
du, unberuf'ner Schreier, kannst wohl sehen,
daß es dem ganzen Hof mißfällt,
wenn dein Gekreisch in Aller Ohren gällt.
Die liebe Herrschaft und die Dienet alle,
auch ich, in meinem warmen Stalle,
wir mögen sämmtlich lieber ruhig schlafen,
als früh zur sauern Arbeit uns begeben.
Wär' ich nur Herr: statt Futter dir zu geben,
würd' ich dein Schreien hart bestrafen. —
Dem Esel ziemet solche Red' allein,
versetzt der Hahn. Denn kundig ist es allgemein,
daß ich das Gute nur bezwecke,
wenn aus dem Schlaf zur Thätigkeit ich wecke.

100.

Das Wasser und das Feuer.

(Von A. Z.)

Du stolze Flamm'! sprach's Wasser zu dem Feuer,
im Nu verwandl' ich dich in finstre Nacht.
Und du, sprach's Feu'r, gefräßig Ungeheuer!
zerstiebst in Nebeldunst durch meine Macht.

101.

Der Papagei und die Nachtigall.

(Von A. Z.)

Du bildest viel dir ein auf den Gesang,
sprach einst ein Papagai zur Nachtigall;
allein dein Trillern ist nur wilder Schall,
geschieht mechanisch, bloß aus innerm Drang;
ich aber ahm' mit Kunst des Menschen Stimme nach. —
Dieß eben, sprach der Sänger, ist des Thoren Schmach.
Denn dadurch gleicht man nicht dem Größern sehr,
daß man so lacht und pfeift, wie er!

102.

Der Affe und der Löwe.

(Von A. Z.)

Ein Affe saß auf einem Ast
und labte sich an Kokosnüssen,

indeß im Grase, unter seinen Füßen,
ein Löwe schlief. „Sieh da, den saubern Gast!“
sprach er, „der nur nach Bösem trachtet,
zu keiner guten That entflammt,
und alle Thiere insgesammt
nicht mehr, als taube Nüsse achtet.
Sehr günstig ist der Augenblick,
dem Stolzen gute Lehre zu ertheilen.
Geschwind! zur That muß rasch man eilen,
die flücht'ge Zeit kehrt nie zurück.“
Flugs bricht er schwere Früchte ab
und schleudert sie mit solcher Kraft hinab,
daß sie den Löwen aus dem Schlaf erwecken. —
Verruchter! brüllte der mit Donnerstimmen,
du wagst es mich, den Mächtigen, zu necken?
O, könnt' ich nur den Baum erklimmen,
du solltest mit dem Leben büßen
die schwarze That zu meinen Füßen! —
Verzeih, Herr, was ich jetzt begonnen,
versetzt' der Affe sehr besonnen;
ich habe nur den Augenblick benützt,
zu zeigen, daß die Macht nicht immer schützt
vor kühnem Angriff, selbst des Schwachen.

Die Mücke schon kann einen Löwen kränken;
und dieser Worte täglich zu gedenken,
magst du, mein König, dir zur Regel machen.

103.

Der Zeisig und die Eule.

(Von A. Z.)

Ein muntrer Zeisig, der sich Tage lang
die Zeit vertrieb mit Flattern und Gesang,
sah in des nahen Thurmes dunkeln Ritzen
ganz einsam eine Eule sitzen.
Frau Nachbarin! rief er, hier auf den Bäumen
lebt's herrlich sich, bei milder Wärm' und Licht.
Was nützt es euch im Finstern dort zu träumen?
Kommt her! Wenn auch die Sonn' ein wenig sticht,
so stärkt sie doch und reget auf das Leben. —
Dir, Schwätzer! kann ich keinen Beifall geben,
erwiederte die Eul', drum laß mich ungestört!
Für meines Gleichen hat die Finsterniß nur Werth,
sie nähret mich und bringt mir Wohlergehen;

durch ihren Schutz gedeiht mein Werk allein;
mein Todfeind ist der helle Sonnenschein.
Laß' ab, ich mag dich und das Licht nicht sehen!

104.

Die Windhunde.

(Von A. Z.)

Ein Windhund, der geraume Zeit
mit einem andern auf dem Land
gelebet in Vertraulichkeit,
doch später einen andern Herren fand,
traf seinen Freund in einer Hauptstadt an.
Voll Freude sprang er gleich heran,
den Langentbehrten zu begrüßen,
und stutzte, als ihn dieser, steif und kalt,
nur maß vom Kopf bis zu den Füßen.
Wie, rief er, bin ich schon so alt?
Erkennst du deinen Freund nicht mehr?
Bin ich so fremd geworden dir? —
Ich kenn' dich, sprach mit höfischer Manier

der And're. Doch, ein Umstand ändert sehr
die Sache. Wisse, daß am Hof ich lebe,
wo über alle Hund' ich mich erhebe,
und schon ein Jahr des Fürsten Liebling bin. —
Und dieß, rief jener, ändert deinen Sinn?
des Herren Gunst macht dich so aufgeblasen?
O Thor! dein schimmernd Glück ist bald dahin,
verfehlst du ein Mal einen Hasen.

105.

Der Esel und das Pferd.

(Von A. Z.)

Ein Esel ward, zur Faschingslustbarkeit,
mit hundert bunten Bändern überhangen,
durch's ganze Dorf geführt die Läng' und Breit'.
Da kam ein Pferd des Weges hergegangen.
Mach' Platz! rief unser Langohr, armer Wicht!
Siehst du denn meine schönen Bänder nicht? —
Dein Schmuck, sprach's Pferd, ist eitler Faschingsbrauch!
Ich seh die Bänder und — den Esel auch.

106.

Das Kätzlein.

(Von Haug.)

Ein überstolzes Kätzlein rief:
Mein alter Adel macht Epoche;
die erste Katze (schaut in's Thier-Archiv!)
kam aus des Leuen Nasenloche! —
Ein Tiger sprach: Wie unvernünftig!
Beweise deinen Adel künftig
uns durch Geschick und Tugend, doch
nicht durch des Leuen Nasenloch.

107.

Der Hühnerhund und das Pferd.

(Von A. Z.)

Ein Hühnerhund lief, mit der Nas' zur Erd',
im Felde schnüffelnd hier und dort. —

„Was suchst du, frug ein grasend Pferd,
so ämsig denn an diesem Ort?“
Sprich leise, raunt der Hund, daß sie's nicht hören,
du würdest mir den Plan, die Freude, stören.
Ich suche hier ein Volk von Hühnern auf,
und find' ich sie, dann rühr' ich mich nicht mehr.
Jetzt kommt mein Herr; ich jag' sie auf;
piff, paff! so schießt er drei mit dem Gewehr;
dann hol' ich die Gefall'nen rasch herbei
zum leckern Braten bei der Gasterei. —
„Geh',“ sprach das Pferd, „üb' ferner das Spion-Metier;
ich flieh', mich überfällt ein Graus in deiner Näh'.“

108.

Der Esel und der Hund.

(Von A. Z.)

Ein schwer bepacktes Eselein
(der Treiber folgte singend hintendrein),
zog langsam, keuchend auf der Straße fort.
Wie heißt denn, frug ein Hund, der Ort,

wohin du diese schweren Lasten ziehest?
Hat's Eile denn, daß du dich so bemühest?
Ist ferne noch dein Wandrungsziel? —
Du frägst mich, sprach der Esel, viel zu viel.
Woher, wohin, wie weit, — das ist mir unbekannt.
Nicht freier Wille ist's, mich treibet fremde Macht;
nach unbekanntem Ziel schleich' ich mit schwerer Fracht.
Ich muß; ich grüble nicht; zu schwach ist mein Verstand.

109.

Die Bienenkönigin und die Fliege.

(Von A. Z.)

Der Bienenkönigin sah eine Fliege zu,
der Magazine Raum mit Honig füllen.
Du mühst dich, sprach sie, ohne Rast und Ruh',
der kurzen Lebensspanne willen.
Wozu? Man findet Nahrung überall,
und Hungersnoth ist doch ein seltner Fall. —
Du hast gut Reden, sprach die Biene.
Du urtheilst flüchtig, obenhin,

mit kalter Eigensüchtlingsmiene,
 und scheinest nicht zu wissen, wer ich bin.
Ich sorge nicht für mich allein;
 ich sammle zeitig diesen Vorrath ein,
daß's Tausenden an Nahrung nicht gebricht:
 ich übe redlich die Regentenpflicht.

110.

Der Löwe und der Fuchs.

(Von A. Z.)

Sag', sprach zum Fuchs ein weiser Leu,
 was spricht man denn im Publikum von mir? —
Herr, rief das höfisch kluge Thier,
 das Volk ist ganz entzückt, berauscht! und seine Treu',
die Liebe, die Bewund'rung — „Schweige, Thor!
 versetzt' der Fürst. Nicht dein Geschwätze will ich hören;
für Schmeichelei ist taub mein Ohr.
 Die Wahrheit sprich! nur sie kann mich belehren."

111.

Die Löwen und der Elephant.

(Von A. Z.)

Einst kamen viele Löwen überein,
der Willkühr länger nicht zu fröhnen,
an Güte sich, an Milde zu gewöhnen,
kurz, wie es Fürsten ziemt, gerecht zu seyn.
Doch, da sie reiflich diesen Stoff erwägen wollten,
beriefen sie, durch einen Abgesandten,
auch einen nachbarlichen Elephanten,
dem alle ihre hohe Achtung zollten,
um dieses Weisen Meinung anzuhören.
Er kam; und als man ihm die Sache vorgetragen,
erhob er sich und sprach, mit Würde, sonder Zagen:
„Wer würde nicht die Fürsten tief verehren,
„die, von der Kindheit an zur Macht erzogen,
„der Willkühr lockenden Genüssen
„in Selbstbeherrschung zu entsagen wissen, —
„aus freier Wahl, was Allen frommt, erwogen!
„Gewiß! die That ist edel, würdig, groß,

„die Absicht lauter, makellos.
„Allein, da ihr mit Zutrau'n mich berufen,
„bereit, die freie Rede mir zu gönnen;
„so wag' ich's, unvollkommen eine That zu nennen,
„die nur des Herzens Stimm' hervorgerufen.
„Nicht ihr, o Fürsten! seid der Thiere Plagen,
„nicht gegen euch erschallen der Bedrängten Klagen.
„Ihr stört, gering' an Zahl, das Glück der Schwachen nicht;
„ihr wüthet nicht mit frechem Übermuth;
„ihr fordert, stets gerecht, nur mäßigen Tribut,
„den willig zahlt die übernomm'ne Pflicht.
„Allein, was unverdient die Armen dulden müssen,
„was ihre Lebensfreuden untergräbt,
„es kommt von And'ren, die ein böser Geist belebt,
„die längst der Pflichten heil'ges Buch zerrissen,
„das Recht der freien Thiere keck verhöhnen,
„die Welt zu ihrem Vortheil nur erschaffen wähnen.
„O, Fürsten! schöpft nicht aus der Brust allein
„der Wohlthat Balsam. Prüft mit dem Verstand,
„zerstört den Quell, den gift'gen, der das Land
„verheert; ihr werdet gut und, mehr noch, weise seyn." —
Er schwieg. (Hier fehlt im Syr'schen Manuscript
das Ende, das den Aufschluß giebt.)

112.

Gesetzliche Ordnung.

(Von Schiller.)

1.

Mein Sohn! Laß uns die alten engen Ordnungen
gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
an seiner Dränger raschen Willen band;
denn immer war die Willkühr fürchterlich —
der Weg der Ordnung, gieng er auch durch Krümmen,
es ist kein Umweg. Gradaus geht des Blitzes,
geht des Kanonenballes fürchterlicher Pfad —
schnell, auf dem nächsten Wege, langt er an,
macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! die Straße, die der Mensch befährt,
worauf der Segen wandelt, diese folgt
der Flüsse Lauf, der Thäler freie Krümmen,
umgeht das Waizenfeld, den Rebenhügel,
des Eigenthums gemessne Gränzen ehrend —
so führt sie später, sicher doch, zum Ziel.

2.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau gegründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten,
und das theuerste der Bande
wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund
und im feurigen Bewegen
werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz;
jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz;
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

113.

Alte Volkskennzeichnung.

Der Sachs' ist fein, der Baier stark,
das Bergevok hat Knochenmark,
Östreicher haben guten Muth,
genießen viel, verdauen gut.
Der Frank' ist bieder und gerecht,
der brave Hesse schlecht und recht.
Hannover, Braunschweig, Hamburgs Stadt
noch viel Cherusker-Enkel hat;
doch übertrifft sie alle weit
der gute Schwab an Herzlichkeit.

114.

Vorbild der Beschreibung einer Reise durch unser deutsches Vaterland.

(Von Ludwig Tiek.)

In jenen jugendlichen Tagen gerieth ich oft in die wunderlichste Stimmung, wenn ich die Beschreibungen unsers

Vaterlandes, die gekannt und gerühmt waren, und welche auf allgemein angenommenen Grundsätzen ruhten, mit dem Deutschland verglich, wie ich es mit meinen Augen und Empfindungen sah; je mehr ich überlegte, nachsann und zu lernen suchte, je mehr wurde ich überzeugt, es sei von zwei ganz verschiedenen Ländern die Frage, ja unser Vaterland sei überall so unbekannt, wie ein tief in Asien oder Afrika zu entdeckendes Reich, von welchem unsichre Sagen umgiengen, und das die Neugier unsrer wißbegierigen Landsleute eben so, wie jene sagenhaften reizen müsse: und so nahm ich mir damals, in jener Frühlingsstimmung meiner Seele, vor, der Entdecker dieser ungekannten Zonen zu werden. Auf diese Weise bildete sich in jenen Stunden in mir das Ideal einer Reisebeschreibung durch Deutschland, das mich auch seitdem noch oft überschlichen und mich gereizt hat, einige Blätter wirklich nieder zu schreiben.

Am frühsten ist von den deutschen Alterthümern die Rede in den wenigen Zeilen Göthes über den Münster in Straßburg, die ich niemals ohne Bewegung habe lesen können, dann in den Blättern von deutscher Art und Kunst; in neueren Tagen hatten manche Andere mit Liebe an das deutsche Alterthum erinnert und mit tiefem Sinn und Kenntniß manchen Irrthum entfernt, auch hat sich die Stimmung unsrer

Zeit auffallend zum Bessern verändert: wir achten die deutsche Vorzeit und ihre Denkmäler; wir schämen uns nicht mehr, wie ehemals, Deutsche zu seyn, und glauben nicht unbedingt mehr an die Vorzüge fremder Völker; das ökonomische Treiben, die Verehrung kleinlicher List, die Vergötterung der neuesten Zeit ist fast erstorben, — eine höhere Sehnsucht hat unsern Blick in die Vergangenheit geschärft, und Unglück für vergangene große Jahrhunderte den edlern Sinn in uns aufgeschlossen. In jenen früheren Tagen meiner Jugend aber hatten wir noch mehr Überreste der alten Zeit selbst vor uns: man fand noch Klöster, geistliche Fürstenthümer, freie Reichsstädte, viele alte Gebäude waren noch nicht abgetragen oder zerstört, altdeutsche Kunstwerke noch nicht verschleppt, manche Sitte noch aus dem Mittelalter herüber gebracht, die Volksfeste hatten noch mehr Charakter und Fröhlichkeit, und man brauchte nur wenige Meilen zu reisen, um andere Gewohnheiten, Gebäude und Verfassungen anzutreffen. Alle diese Mannigfaltigkeit zu sehen, zu fühlen und in ein Gemälde darzustellen, war damals mein Vorsatz; was unsre Nation an eigenthümlicher Malerei, Bildnerei und Baukunst besitzt, welche Sitten und Verfassungen jedem Gau und jeder Stadt eigen, und wie sie entstanden, zu erforschen, um den Mißverständnissen der

neuern kleinlichen Geschichtschreiber zu begegnen; welche Natur jeden Menschenstamm umgiebt, ihn bildet und von ihm gebildet wird: alles dieses sollte wie in einem Kunstwerke gelöst und ausgeführt werden. Den Stamm der eigentlichen Österreicher wollte ich gegen den Unglimpf jener Tage vertheidigen, die in ihrem fruchtbaren Lande und hinter reizenden Bergen den alten Frohsinn bewahren; die kriegerischen und frommen Baiern loben; die freundlichen, sinnvollen, erfindungsreichen Schwaben im Garten ihres Landes schildern, von denen schon ein alter Dichter singt:

Ich hab' der Schwaben Würdigkeit
in fremden Landen wohl erfahren;

die berühmigen, muntern Franken, in ihrer romantischen, vielfach wechselnden Umgebung, denen damals ihr Bamberg ein deutsches Rom war; die geistvollen Völker den herrlichen Rhein hinunter, die biederben Hessen, die schönen Thüringer, deren Waldgebirge noch die Gestalt und den Blick der alten Kraftzeit aufbewahren; die Niederdeutschen, die dem treuherzigen Holländer und starken Engländer ähnlich sind: bei jeder merkwürdigen Stelle unsrer vaterländischen Erde wollte ich an die alte Geschichte erinnern, und so dachte ich die lieben Thäler und Gebirge zu durchwandeln, unser edles

Land, einst so blühend und groß, vom Rhein und der Donau und alten Sagen durchrauscht, von hohen Bergen und alten Schlössern und deutschem tapfern Sinn beschirmt, gekränzt mit den einzig grünen Wiesen, auf denen so liebe Traulichkeit und einfacher Sinn wohnt. Gewiß, wem es gelänge, auf solche Weise ein geliebtes Vaterland zu schildern, aus den unmittelbarsten Gefühlen, der würde ohne alle Geziertheit zugleich ein hinreißendes Dichterwerk ersonnen haben. —

Oft habe ich mich darüber wundern müssen, daß wir nicht mit mehr Ehrfurcht die Fußstapfen unsrer Vorfahren aufsuchen, da wir vor allem Griechischen und Römischen, ja vor allem Fremden oft mit so heiligen Gefühlen stehn und uns durch edle Erinnerungen entzückt fühlen; so wie auch darüber, daß unsre Dichter noch so wenig gethan haben, diesen Geist zu erwecken. —

Manche haben es eine Zeitlang versucht, aber schwach, Viele verkehrt, und ein hoher Sinn, der Deutschland so liebte und darin so einheimisch war, wie der große Shakespeare in seinem Vaterlande, hat uns bisher noch gefehlt.

Die Sennhütte in den Tauern.

(Von Schubert.)

Der Abend dämmerte schon, und nur der rosenrothe Schimmer, welchen die nun ganz nahen Schneefelder und Gletscher der Berge, an deren Fuß wir hingiengen, herunterstrahlten, leuchtete uns noch, als wir aus unserm engen Thal in ein andres, im Anfang etwas breiteres, das fast von Ost nach Westen lief, in das sogenannte Naßfeld hinaustraten. Wir wendeten uns links, wo sich das Thal nach allen Seiten an gähen Bergwänden endete. Zwei mächtige Wasserfälle, wovon der eine unmittelbar aus dem Fuße des Schneefeldes hervorbrach, schimmerten, am Ende des Thals, noch im Abschiedsblick der Abendröthe. Noch konnte ich nirgends die Sennhütte gewahr werden, in der wir übernachten sollten. Endlich kam die Straubinger Sennhütte, hinter einem kleinen Felsen-Rücken, den wir neben jenen Riesenbergen gar nicht bemerkt hatten, zum Vorschein. Wir fanden die Sennerin zu Hause. Ein Gruß vom geistlichen Herrn in Gastein, den ich ihr brachte, bereitete uns freundlichen Empfang.

Links brannte auf einem breiten, reinlichen Heerd ein Feuer, das die Hütte, deren Wände ganz mit hölzernen Gefäßen ausgeziert waren, in denen Butter und Käse bereitet wurde, hinlänglich erleuchtete. Wir hatten uns leider in Böckstein, aus Vergeßlichkeit, mit gar keinen Lebensmitteln versorgt. In solchen Sennhütten giebt es nur Mehl, Milch, Butter, kein Brot. Die gutmüthige Sennerin hatte an diesem Tage von ihrem Herrn, der sie besucht hatte, ein altbackenes kleines Weißbrot geschenkt bekommen, und schnitt das uns zur Milchsuppe ein: denn, sagte sie, wenn ich im Winter wieder nach Gastein komme, kann ich noch Brot genug haben. In einem kleinen, eisernen Kessel wurde Milch (dem Geschmacke nach Ziegenmilch), in ziemlicher Menge heiß gemacht und auf unser Weißbrot geschüttet; dann setzte die Sennerin die Schüssel, damit die Suppe recht bald kühl werden sollte, auf einen Dunghaufen hinaus, der vor der Hüttenthür war, und es benahm meiner Frau in etwas die Eßlust, daß der Hund der Sennerin, der sich gerade vor der Thür aufhielt, und eben nicht sehr reinlich aussahe, die Suppe eher kostete, als wir, und seinen Theil früher dahin nahm. Da die Sennerin hörte, daß wir keine Löffel bei uns hätten, nahm sie zwei schwärzlich aussehende, von Holz gemachte Löffel

von der Wand herunter. Die Art, wie sie diese Löffel, ehe sie ihre hochgeehrten Gäste damit bediente, reinigte, kam uns auch, so kurz und bequem sie war, ein wenig neu und seltsam vor. Sie nahm nämlich jeden Löffel einige Male in den Mund, und nachdem sie ihn hinlänglich schon mit der Zunge gereinigt, that sie noch ein Übriges und reinigte ihn auch noch einmal mit den Fingern, ja sogar dann noch an ihren Kleidern. Aus dieser dreifachen Reinigung konnte ich mir doch nun wenigstens die schwärzliche Farbe der Löffel erklären, über deren Holzart ich mich vorher lange vergeblich besonnen, und ich überzeugte mich, daß auch wohl ein Löffel von ganz geringem, weißen Holze, bei der Sennerin gar bald farbig werden kann.

Meine arme Frau, so sehr auch ich und die Sennerin sie nöthigten, bezeugte keine große Eßlust zum ersten Gericht, darum nahm die Sennerin, die uns wohl angemerkt haben mochte, daß etwas Ketzerisches an uns sei, und deßhalb erst fragte, ob wir auch Schweinefleisch essen dürften, ein Stückchen sehr dicht berustes und fest zusammengedorrtes Schweinefleisch vom Heerdgemäuer herab, schnitt davon, ohne freilich den Ruß (der eben mit zum Fleisch gehörte) herunter zu thun, in einen Kessel, unter Milch und Mehl ein, und bereitete uns so das zweite Gericht. Obgleich die-

ses fast aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt war, wie das erste, sahe es doch ganz anders und recht neu aus. Denn es war durchs Umrühren schwarzgestreift worden. Die gute ordnungsliebende Sennerin, konnte es unmöglich zulassen, daß wir gleich wieder aus denselben Löffeln äßen, und obgleich meine Frau meinte, das sei ja nicht eben nöthig, nahm sie uns doch, nachdem sie in diesem Wettstreit der Höflichkeit einen glänzenden Sieg errungen, beide Löffel wieder weg, und reinigte sie auf die schon erwähnte, dreifache sorgfältige Art. Es wurde nun der große, schwarze Kessel vor uns hingesetzt. Meine Frau bezeugte immer noch keine große Eßlust, desto größere aber unser armer Gnom (unser Führer), der sich in einen Winkel hingekauert hatte, und seinen Antheil, den er in reichlichem Maaße von der Suppe und vom schwarzgestreiften, neuen Gerichte erhalten, mit solchem lauten Schalle und Wohlgeschmack verzehrte, daß uns das Herz im Leibe lachte.

Es kamen nun die Sennknechte von der Alp nach Hause, die sich zum Gnomen hinkauerten, uud auch von dem schwarzgestreiften Gericht ihren Antheil abbekamen. Was noch im Kessel war, aß die Sennerin selber vollends aus, und brauchte dazu (vielleicht um den Aufwasch zu ersparen) keinen Löffel, noch Messer, noch Gabel. Die Frau mußte

gedacht haben, solche Leute, die so weit herkommen (ich hatte ihr gesagt, daß wir noch hinter Nürnberg herkämen) müßten auch einen weiten Magen und großen Hunger haben: denn das schwarzgestreifte Gericht langte weit, und ein reisender Gelehrter, der diese Portion sammt der Suppe ausessen könnte, der müßte ein sehr großer Mann seyn. Schier glaube ich, wenn dieses neue Gericht auf die königliche Tafel getragen würde, die Herren und Damen ließen (auch wenn die Löffel nur auf die gewöhnliche einfache, nicht auf die dreifache meiner Sennerin, gereinigt wären) noch so viel übrig, daß sich die Dienerschaft, wenn keine Gnomen und Alpenhirten darunter wären, völlig satt daran essen könnte, und verlangte gern nichts mehr davon, auch wenn noch was übrig bliebe.

Nach solchem trefflichen Essen wurde das junge Volk (sie schienen sämmtlich Leute noch zwischen 40 und 50 Jahren) lustig; mein Gnom heulte eine Geschichte her, die sehr spaßhaft seyn mußte, denn die Sennerin und die Älpler konnten nicht satt werden, darüber zu lachen, wir aber wurden müde, und verlangten, oben auf unser Ruhelager gewiesen zu werden, als wir noch durch's Thal her das Trappen eines Pferdes hörten. Es war unser Reisegefährte und seine Frau, die noch (die Frau auf einem Saumrosse

reitend) mit den beiden Besitzern des Pferdes so spät bei Abend ankamen. Wir freuten uns ungemein darüber, denn uns war doch ein wenig wildfremd zu Muthe. Schade, das Schwarzgestreifte hatten die Leute ganz und rein zusammengegessen, aber Suppe gabs noch genug. Nachdem wir uns noch ein wenig in der Hütte unsrer guten Sennerin umgesehen, ließen wir uns zum Nachtlager führen. Die Sennerin mit einer Lampe in der Hand, gieng über das sumpfig-weiche Erdreich voran. Es waren wohl Steine über die Wiese gelegt, wer aber daneben trat, bekam gefärbte Füße. Etliche hundert Schritt von der Sennhütte war der Schlafsaal, in welchem wir, wie wir jetzt erfuhren, mit dem Gnomen, mit den Sennknechten und den beiden Saumrößlern zusammen schlafen sollten. Heu, frisches Gebirgsheu, ist wohl eine gute Sache, nnd die Kühe fressen es gerne; aber etliche unter uns meinten, daß sichs auf einem ordentlichen Bette doch besser schläft; besonders hat es das Heu in der Art, daß es einem immer ins Gesicht und an den Hals kommt, das ist nicht jeder gewohnt. Um frische Luft brauchten wir wohl nicht verlegen zu seyn. Die Heuböden jener Sennhütten sind so eingerichtet, daß sie an allen Seiten große Luftöffnungen haben, durch die zur Noth einer mit einem Schubkarren hinausfahren könnte, auch ist oben

eine offne Spalte, die nur bei Regenwetter bedeckt wird, damit das Heu im Zugwinde recht trocknet, und ich sahe die ganze Nacht, so oft ich aufwachte, die lieben Sternlein auf mich herunter scheinen; mein Reisegefährte aber, der bei der großen Lucke lag, meinte, ihm käme es doch ein wenig kalt vor, machte auch einigemale den Versuch, an einen andern Platz zu kommen, konnte aber, von wegen der vielen Köpfe und Arme und Füße, die da im Heu waren, nicht weit vorwärts kommen. Nun, unser Gnom, der an meiner rechten Seite lag, der schlief gut und träumte auch, denn er heulte Töne, aus denen ich nicht recht klug werden konnte, ob es sollte geweint oder gelacht seyn; auch die Saumrößler und Älpler zu unsern Füßen schliefen gut. Ich aber, nachdem ich mich noch einige Zeit an den schönen Sternen, am frischen Heu, am Rauschen der Wasserfälle und am frischen Schnarchen der Leute im Stillen gefreut hatte, schlief auch, mich und die Meinen in Gottes Schutz befohlen, am Ende ein.

115.

Von vaterländischen Festen und Spielen.

(E. v. S.)

Deine Väter weiland waren ein lustiges und waidliches Volk, und tummelten sich draußen unter freiem Himmel und hatten viele männliche Spiele und Übungen, und das Leben stand deswegen fröhlich bei ihnen.

Und wie deine früheren Altvordern lebten und welche kühne Waffenspiele sie hatten, das haben dir ihre Feinde, die Römer beschrieben. Aus den späteren Geschichten deiner Väter aber lernst du, daß diese nicht schlechter waren, als ihre Vorfahren.

Denn als noch jeder Bürger vor den Mauern seiner Stadt stand und, wann Aufruhr und Krieg erwuchs, in voller Rüstung auszog und die Meuterei züchtigte und den Feind abschlug, da hatten die Menschen eine Lust an kühnen und frischen Dingen, und es waren mancherlei Spiele und Übungen bei ihnen, die nun vergessen sind.

Und das ist schade, daß dem nun nicht mehr so ist. Du solltest wieder sinnige Volksfeste einführen, und die Feste nicht vertilgen, die sie etwa noch aus grauer Vorzeit haben oder

zum Theil in späteren Zeiten sich erfanden; sondern du sollst sie vielmehr noch ermuntern, sich neue zu stiften.

Nur werde aller Tand davon gethan, und sei ein heiliger Ernst bei allen Spielen, die für das Volk seyn sollen, daß sie nicht Frazen und Possen gleich sehen, noch daß zur Seite stehen, die über die närrischen Aufzüge lachen.

Und du magst dich an den kirchlichen Festen und hohen Feiertagen gern auch erfreuen, wie du in deiner Väter Tagen thatest, und auch daraus dir allerlei Spiele bereiten, und, wann du fromm gewesen bist und gebetet hast, auch an der äußerlichen Welt dich ergötzen; denn ein fröhliches Herz ist mir lieb, und gefällt mir wohl, wer Freude am fröhlichen, ehrbaren, doch ja nie wüsten, Reigen hat.

Und wenn du dieses alles thust und nach frommem Gebet und fleißiger Arbeit, die einem Christen und Deutschen so wohl stehen, dich des festlichen und prangenden Lebens erfreuest und in mancherlei Kämpfen und Spielen und frischen Übungen deine jungen und munteren Jahre bewegst, — welche Mannhaftigkeit, welche Kraft und welcher Muth werden dir dann in alle Adern kommen! Und wird kein Feind je an deinen Gränzen stehen, noch ein Eroberer an die Thore deiner Festen schlagen.

Denn solches alles geziemet einem freien Volke wohl, und so kommt eine freudige Zuversicht und ein stolzer Muth in die Herzen, und die Nichtigkeit und die Eitelkeit und alles bleichsüchtige und kleinliche Wesen wird ausgetrieben, und mag sich nur bei Sklaven und bei ihren kümmerlichen und weibischen Vergnügungen einnisten.

116.

Von Kleidern und Moden.

(E. v. S.)

Und wenn ich betrachte, wie du dich trägest und kleidest, so muß ich wieder das Alte rühmen und das Neue schelten.

Denn du bist so wunderlich aufgestutzt und so abentheuer-ausstaffiert, und änderst alle Tage deine Art und Weise so, daß es oft schwer ist zu sagen, ob in solcher Tracht ein Mensch oder ein seltenes Thier stecke, das man den Leuten zum Scherz jeden Tag anders staffieret.

Denn der Mensch sollte das Gleiche und Rechte lieben und nicht thun, als wenn jeder Glockenschlag eine andere Zeit brächte. Du aber verzierest und verkleidest und verlarvest dich jede Stunde anders, und ist gar ein flatterhaftiges Wesen in dir.

Und du nennest das Niedlichkeit und Geschmack und Schönheitssinn und was für wunderliche Namen mehr du deinem wunderlichen Thun umhängst; und heißt die Art deiner Großväter und Großmütter dir steif und schwer und ungeschickt: und waren sie doch viel geschwindere und waidlichere und geschicktere Menschen, als du bist mit aller deiner Zierlichkeit. Denn du bist ein Affe alles Fremden geworden und hast das Eigene lange verachtet.

Und glaube nicht, daß dies etwas Gleichgültiges ist und was jenseits des Gesetzes liegt, und daß die Mode nur ein unschuldiges Spiel ist, welches die Sitte nicht berührt.

Bei deinen Vorfahren galt eine Tracht ein Menschenalter, ja wohl drei, vier Menschenalter hinter einander, und eben so gleich und beständig stand bei diesen tüchtigen Menschen die Sitte und Treue; bei dir wechselt die Mode jeden Monat und jedes Jahr, und eben so gaukelisch und veränderlich ist dein Sinn geworden.

Darum sage mir nicht, die Mode sei ein gleichgültiges Ding und was du an der Oberfläche thuest, gehe das Innere nichts an.

Das ist nicht wahr. Denn gerade das Kleine, worin der Mensch täglich lebt, das Unbedeutende, was nur eine Stunde herrschen will, das erzieht oder verzieht auch das Große und Bedeutende, und er muß es, damit es ihn nicht verderbe, unter die Sitte stellen.

Denn die Mode ist ein unruhiges, gaukelisches, launisches und üppiges Ding, das unschuldig scheint und grade durch diesen Schein am meisten verführt.

Darum sollst du dir eine gleichartige Tracht setzen, die für dein Gemüth und dein Land und deinen Himmel passet und dir an Festtagen und in Versammlungen als ein Feierkleid getragen wird; und zwar beide, für Männer und Weiber nach ihrem Geschlecht.

Und sollen alle Bürger in deinen Städten und alle angesehene Männer und freie Bauern, die auf dem Lande leben, in dieser Tracht einhergehen, und alle ehrliche Frauen, die wohl gehalten werden wollen.

Und du sollst darauf halten, daß an festlichen Tagen und in Versammlungen alle also gekleidet erscheinen; und

soll ein Schimpf seyn, sich ausländisch zu kleiden und sollst du den, der dawider verbricht, um Geld strafen.

Und diese Tracht soll für alle Männer und Frauen gelten, von dem Könige und der Königin an, die auf dem Thron sitzen, bis zu dem Bauern und der Bäuerin unter dem Strohdache.

Ich meine aber nur den Schnitt und die Art der Kleider; denn die kleinen Verzierungen mögen wohl verschieden seyn, daß man die Ordnungen und Stufen des Volks daran erkenne: und mag sich die Erfindungskunst an diesen Verzierungen immer noch üben.

Und sollst auch hierin beweisen, daß du ein eigenthümliches Volk bist.

Denn bedenke, wie lächerlich es ist, daß die Europäer in Jahrtausenden kein Kleid haben finden können, das für ihren Himmel und ihr Land paßt, und der Perser und Araber kleidet sich noch heute, wie er zu Cyrus und Abrams Zeiten that.

Du bedarfst aber nicht zu den Griechen zu gehen noch die römischen Bildsäulen abzuzeichnen, daß du findest, was schön und wohlgefällig ist; sondern wenn du in der eignen Geschichte deiner Vorfahren nachsiehest, so magst du wohl

finden, was zugleich leicht und stattlich, deutschem Ernst und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl stehet. Daraus wähle denn, was Frauen züchtig und lieblich, und Männern tüchtig und würdig ist, und füge hinzu, was die jetzige Zeit verlangt.

Denn daß du gerade das Alte nachmachen sollst, das will ich nicht, sondern nur, daß die lose Unbeständigkeit und elende Gaukelei aufhöre; denn es muß doch eine Tracht seyn, die dir und deinem Himmel zu allen Zeiten am besten passet und stehet, und die zugleich bequem, anständig und schön ist: diese sollst du auswählen und behalten.

117.

Wie Karl der Große die fremde Tracht abbrachte.

(Hebel.)

Die Hofleute Kaiser Karls des Großen kauften einst von venetianischen Kaufleuten viele seidene Gewänder und

gefielen sich darin gar sehr. Das verdroß den Kaiser, der allem fremden Wesen abhold war, und er dachte bei sich: ich will mir eine Kurzweil mit ihnen machen, die ihnen zugleich zur Lehre dienen soll. An einem Regentag führte er sie daher alle auf die Jagd und so in einem fort durch Dick und Dünn, über Steine und Hecken, daß überall an den Dornen seidene Fetzen flatterten, als wär's Kirchweih im Walde. Dabei wurden die Herren bis auf die Haut durchgeweicht. Hierauf ließ der Kaiser zum Heimzug blasen und als sie in's Schloß zurück kamen, mußten sich alle an die Tafel setzen, die am Kamin stand, worin ein großes Feuer brannte. Dadurch wurden nun die seidenen Kleider vollends verdorben und mancher warf gar betrübte Blicke auf sein Wamms und seinen Mantel, und keinem wollte das Essen recht schmecken. Der Kaiser aber nahm seinen Wolfspelz, der unterdessen trocken geworden war und sagte lachend: Ihr läppischen Leute! Welches Kleid ist nun besser, mein Pelz, der eine Kleinigkeit kostet, oder euer fremder Flitterstaat, auf den Mancher sein ganzes Vermögen gewendet hat?

118.

Kleiderthorheit im fünfzehnten Jahrhundert.

(Aus der Limburg. Chronik.)

Nachdem die Geißel- und Römerfahrt, groß Sterben und Judenschlacht ein End hatten, da fieng die Welt wieder an zu grünen, zu leben und freudig zu werden. Es machten die Männer neue Kleidung. Die Röcke mit Namen, waren unten ohne Girnen, und sie waren auch nit abgekürzet, sondern lang und so enge, daß ein Mann nit wohl darin schreiten mochte, und sie giengen eine Spanne unter die Kniee; da giengen auch an die Schnäbelschuhe. Wiederum auch machten die Männer kurze Röcke, eine Spanne unter die Gürtel; auch trugen sie Heucken, die waren alle rund und ganz, die hieß man Glocken, die waren weit, lange und auch kurze.

Nachher aber giengen an lange Lerschen, die waren eng mit langen Schnäbeln, hatten Krappen, einen Krappen bei dem andern; von der großen Zehen an bis oben aus,

und hinten aufgenestelt bis halb in den Rucken; dagegen vergiengen die weiten kurzen Lerschen, die hatten oben gut Leder und waren verhauen. Da gieng auch an, daß die Männer sich vorne, hinten und in den Seiten zunestelten, und giengen hart gespannen *). Die jungen Männer trugen gemeinlich geknaufte Kugeln, als wie die Frauen; diese Kugeln währten dreißig Jahr und vergiengen wieder.

Es währete nicht lang, so ward alles wiederum verändert; also welcher heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht mehr eine Fliege: also hatte sich der Schnitt verwandelt in so kurzer Zeit. Es giengen Mann und Frauen, Edel und Ohnedel, junge Knaben und Jungfrauen mit Tapperten und hatten die in der Mitten gegurtet, und die Gurte hieß man Duchsing; die Männer trugen sie kurz und lang, wie sie wollten, und machten daran große, lange und weite Stauchen, ein's Theils uff die Erden; diesen Schnitt haben sie nit von Nothdurft oder aus Grobheit angenommen; sondern von Hoffahrt. — Da gieng es an, daß man nit mehr die Haarlocken und Geflechte trug; sondern die Herren Ritter und

*) Die Männer-Schnürbrüste (!!) unserer Tage bestättigen den alten Satz: „Nichts Neues unter der Sonne!“

Knechte trugen gekurzte Haar oder Krullen, über die Ohren abgeschnitten, gleich den Convers-Brüdern. Da das die gemeinen Leute sahen, thaten sie es auch.

Die alten Männer trugen weite lange Kleider ohne Knäuf; allein an den Ärmeln hatten sie drei oder vier Knäufe. Die Arme waren bescheidentlich weit und die Röcke oben um die Brust gerunzert und gefränzert, vorne aufgeschnitten bis an den Gürtel.

Die jungen Mannsleute trugen kurze kurze Kleider, aufgeschnitten, auf den Lenden gerunzelt und gefränzert, die Kugeln waren groß.

Darnach zuhand trugen sie Röcke mit 24 oder 30 Girnen und lange Heucken, die waren geknäuft, vornen nieder bis auf die Füß, und Strumfschuh.

Etliche trugen Kugeln, die hatten vorne einen Lappen, die schlugen einem an die Kniee; die Lappen waren verschnitten und verzauselt. Es hat diese Tracht mannich Jahr gewährt.

Die Herren und Ritter, wenn sie hofeten, hatten lange Lappen an ihren Ärmeln bis auf die Erde, befuttert mit Bundt oder mit kleinem Spalt, als wie es den Herren und Rittern gebührt.

Frauen und Weibspersonen waren gekleidet, wann sie giengen zu hofen oder zu tanzen, mit Perkleidern, darunter Röcke mit engen Ärmeln. Das oberste Kleid hieß ein Sorket; es war zu beiden Seiten, beneben, unten aufgeschnitzt und gefuttert, mit Bundt zu Winterszeit, oder mit Zindel im Sommer, darnach es auch einem jeden Weib ziemlich war.

Es trugen die Bürgerinnen in den Städten gar ziemliche Heucken, die nannte man Veelen, und war des kleinen Gespens, von Distelschit, kraus gefalten und eng eingefalten, bei einen mit einem Saum, beinahe einer Spannen breit, und kostet einer 9 oder 10 Gulden.

In derselbigen Zeit und viele Jahr davor waren die Waffen, wie hernach geschrieben steht:

Ein jeglicher guter Mann, Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Edelknechte, waren gewaffnet in Platten; auch die Burger, mit ihren Wappenröcken darüber, zu stürmen und zu streiten, mit Schoisen und Leibeisen, das zu den Platten gehört, mit ihren gekrönten Helmen, darüber hatten sie ihre kleine Ponthauben.

Man führte ihnen ihre Schilde und Tartschen nach; die Glehnen und gewohnte Helme führte man auf einem Kloben und sie führten an ihren Beinen Streichhosen,

darüber große weite Lerschen. Auch führten sie Beingewand, das waren Rohre von Leder gemacht, als Armleder von Sarocken gesteppt, und eiserne Buckeln vor den Knieen.

Da wurden die reisigen Leute geachtet an die hundert oder zweihundert gekrönte Helme.

119.

Erprobtes Mittel gegen die Kleidermoden.

(Von Hebel).

Der brave Herzog Christoph von Wirtemberg war kein sonderlicher Freund der Pracht, und am wenigsten mochte er die neuen Kleidermoden leiden. Nun kamen zu seiner Zeit die ungeheuren Schweizerhosen auf. Darob ärgerte sich der Herzog, und er ließ den Scharfrichter kommen und befahl ihm, alsbald solche Hosen anzuziehen und damit durch die Straßen zu gehen. Kaum sahen das die Herrlein in den Schweizerhosen, als sie sich nach Hause schlichen und sie in der Stille auszogen.

Ein ebenso abgesagter Feind der fremden Kleidung war Friedrich der Sanftmüthige, Churfürst von Sachsen.

An seinem Hof war ein junger Edelmann, der mehr auf sich selber hielt, als andere Leute auf ihn halten wollten, und immer nach dem neuesten Schnitt gieng. Eines Tags sagte der Herzog zu ihm: „Du kommst mir vor, wie die ewige Fastnacht; komm doch zu Verstand und trag dich, wie ich mich auch trage. Wollen wir uns der Tracht unserer Väter schämen, so müßen wir uns auch schämen, ihren Namen zu führen.“ Der Junker war aber gar sehr in die neuen Moden vernarrt und antwortete dem Churfürsten: ich kann mich tragen, wie ich will. Da versetzte der Churfürst: und ich kann dich fortschicken, wie ich will, und gab ihm seinen Abschied.

120.

Spruch.

(Fr. Schlegel.)

Was gewährt den Edlen Gunst?
Die hohe Kunst.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.

Wie gewinnst du sichres Gut?
Durch eignen Muth.

121.

Man kann auch aus dem Bösen Gutes lernen.

(Von Krummacher.)

Ein Knabe war mit seinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzspinne. Schon öffnete diese ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene und zerstörte dann auch das Gewebe des Raubthiers.

Der Vater des Knaben sah es und fragte: Wie kannst du, mein Sohn, den Witz und die Gewandtheit des Thieres so gering achten, daß du sein mühsam und künstlich Gewebe vernichtest? — Sahest du nicht, wie schön und regelmäßig die zarten Fäden geordnet waren — wie kannst du denn zugleich so mitleidig und so hart seyn?

Der Knabe antwortete: Ist nicht der Witz der Spinne boshaft und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene sammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreit' ich die Biene und zerstörte das Gewebe der Spinne.

Der Vater lobte das Urtheil der unbefangenen Einfalt, die selbst den glänzenden Witz verdammt, der, aus Selbstsucht entspringend, auf Schaden und Verderben zielt.

Aber, fuhr der Vater fort — vielleicht hast du doch der Spinne unrecht gethan. Siehe, sie schützt unsere reifenden Trauben vor den Fliegen und Wespen mit ihrem Gewebe, das sie darüber hinspannt.

Thut sie das denn, fragte der Knabe, um jene zu schützen, oder vielmehr um den eigenen Blutdurst zu stillen?

Nun freilich, antwortete der Vater — sie mag sich wohl wenig um die Trauben selbst bekümmern.

O, sagte der Knabe, dann hat das Gute, das sie ausübt, ohn' es zu wollen, auch keinen Werth. Der gute Wille ist ja nur das Gute und Schöne im Guten, wie du sagtest.

Wohl wahr! sprach darauf der Vater — der Dank dafür gebührt der Natur, die selbst das Schädliche und Feindselige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß. —

Darauf fragte der Junge, warum sitzet die Spinne so einsam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zusammen im geselligen Verein und wirken gemeinschaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes gemeinsames Netz machen.

Liebes Kind, erwiderte der Vater, nur zu guten Zwecken können sich viele befreunden. Der Bund der Bosheit und Selbstsucht trägt den Keim der Zerstörung in sich selber. Darum wollte die weise Natur nicht versuchen, was die Menschen so oft als unmöglich und verderblich erfahren.

Als sie nach Hause zurückgiengen, da sagte der Knabe: Hab' ich doch heute von dem häßlichen Thier einiges gelernt.

Warum nicht? — antwortete der Vater — die Natur hat das Feindselige dem Freundlichen, das Böse dem Guten zur Seite gestellet, damit das Gute neben jenem desto schöner und heller erscheine. Und so vermag der Mensch auch von dem Bösen zu lernen.

122.

Lebensweisheit des alten Witt.

(Von Engel.)

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Dichterisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Rechenmeister; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst, in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja warum nicht gar! „Einen Narren!" — Hui! dacht ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hätt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn — auch einen Narren. Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till! So hab ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fieng der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, in's Gelach hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau! —

Ei die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen!

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich

ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, das Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an; ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was! sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth: eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann, aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem

Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fieng er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann, aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm besser?

Ei, das versteht sich: die letzte.

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld! lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills! Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

123.

Ein goldenes und ein silbernes ABC.

(Von Claudius.)

1.

Das goldene.

Armuth des Geistes Gott erfreut;
Armuth, und nicht Armseeligkeit.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
das ohne Blüte Früchte trägt.

Dürst nicht nach Rache und nach Blut;
vergeben wäre wohl so gut.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
ein gutes ist gediegen Gold.

Für was du Gutes hier gethan,
nimm keinen Lohn von Menschen an.

Geduldig seyn — Herr lehr es mich,
ich bitte dich, ich bitte dich.

Hau deinen Götzen muthig um,
er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

In dir ein edler Sklave ist,
dem du die Freiheit schuldig bist.

Kämpf und erkämpf dir eignen Werth;
hausbacken Brot am besten nährt.

Liebt euch auf Erden, liebt, und wißt,
daß Gott im Himmel Liebe ist.

Merk auf die Stimme tief in dir;
sie ist des Menschen Kleinod hier.

Nimm wahr der Zeit; sie eilet sich,
und kommt nicht wieder ewiglich.

O Herr! lehr uns bedenken wohl,
daß wir sind sterblich allzumal.

Parabeln sind wohl fein und schön,
doch muß sie einer auch verstehn.

Quäl nicht dein Herz ohn' Unterlaß,
ein freier Muth gefällt Gott baß.

Recht halte heilig bis in'n Tod,
so bleibt ein Freund dir in der Noth.

Straf keck das Böse in's Gesicht;
vergiß dich aber selber nicht.

Treib Tugend jeden Augenblick;
wer nicht voran geht, geht zurück.

Und wenn sie alle dich verschrei'n,
so wickle in dich selbst dich ein.

Verlaß dich nicht auf diese Welt;
Schaum sie ist, der zusammen fällt.

Wie wird es dann, o dann uns seyn,
wenn wir der bessern Welt uns freun?

X. Y.

Bei Sturm die Sonne spiegelt nicht
im Meer ihr heilig Angesicht.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
zerbrich den Willen, das ist mehr.

2.

Das silberne.

Aus Nichts wird Nichts, das merke wohl,
wenn aus dir Etwas werden soll.

Betrüge nicht; du hast nicht Rast
noch Ruh, wenn du betrogen hast.

Cränz einen Welterobrer nicht,
schlepp lieber ihn zum Hochgericht.

Dring' und **durch**dringe die Natur;
wer sie durchdringt, beherrscht sie nur.

Erleuchtet das Jahrhundert ist;
der Esel Stroh und Disteln frißt.

Fahr nicht zu hoch her, eitler Mann!
Noch hast du's letzte Hemd nicht an.

Greif nicht leicht in ein Wespen-Nest;
doch, wenn du greifst, so stehe fest.

Häng an die große Glocke nicht,
was Jemand im Vertrauen spricht.

Im **Anfang** war die **Erde** leer,
am **Ende** sind's die **Köpfe** mehr.

Kratz nicht im Staube wie ein Thier,
der Kopf sitzt ja noch oben dir.

Leih dem in Noth, und sei **bereit**;
so hast du zwei zugleich erfreut.

Mach Keines Glauben deinen Spott;
ein jeder glaubet sich und Gott.

Nichts ist so elend als ein Mann,
der alles will, und der nichts kann.

Oft galt das Faustrecht statt der Pflicht;
in unsern Jahren gilt es nicht.

Pfeif' immer auf dem Finger nicht;
die Narren thun's, wie Sirach spricht.

Queerfeldein braußt der Waldstrom wohl;
der Bach im Wege bleiben soll.

R.

Sir Neuton war ein großer Mann,
ein Tropfen aus dem Ozean.

Trag deine Tugend nicht zur Schau;
gieb Ehre jeder deutschen Frau.

Umsonst ist's frühe aufzustehn,
wirst du nicht früh zu Bette gehn.

Vor Kritikastern hüte dich;
wer Pech angreift, besudelt sich.

Wer Pech angreift, besudelt sich;
vor Kritikastern hüte dich.

Xerxes verließ sich auf sein Heer;
allein das Heer auf ihn nicht sehr.

Ypsilon ein böser Buchstab' ist;
bei ihm hilft nicht Gewalt noch List.

Zuletzt nehmt noch die Warnung an:
man keinem Schelmen trauen kann.

124.

Gute Sprüche am rechten Ort.

(Ein Vorschlag Franklin's.)

Man sollte auf die eine Seite der Münzen, statt der oft unverständlichen Titel oder statt der Wappen, lieber ein

wichtiges Sprüchwort, ein frommes Sitten- und Klugheitssprüchlein setzen, dessen Einschärfung, so oft man ein Stück Geld in die Hand bekäme, wohl einen guten Eindruck, besonders auf junge Gemüther machen und ihr Betragen leiten könnte; als: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang; auf manche: Rechtschaffenheit ist die beste Klugheit; auf andere: Wer da will beim Flug bekleiben, muß sich zügeln oder treiben; auf andere: Wahr' deines Gewerbs, so wahrt es dich! — dann wieder: Ein Pfenning erspart, ist ein Pfennig Gewinn; oder: Wer Unnöthiges kauft, muß bald Nöthiges verkaufen; oder: Früh zu Bett und früh heraus, macht weise, gesund und fördert das Haus; und so Mancherlei.

125.

Sonst und Jetzt.

(Von Claudius).

Die Römer, die vor vielen hundert Jahren das erste Volk der Erde waren,

doch wenigstens sich dünkten es zu sein;
die große Schreiber ihrer Thaten
und Dichter auch und große Redner hatten,
und Weise, groß und klein; —
die stolz auf ihrer Helden Schaaren,
auf ihre Regulos und Scipione waren,
und Ursach hatten, es zu sein, —
die fiengen endlich an und aßen Ochsenbraten,
frisirten sich und tranken fleißig Wein —
— da war's gescheh'n um ihre Heldenthaten,
um ihrer Dichter edlen Reih'n,
um ihre Redner, ihre Schreiber:
da wurden's große dicke Leiber,
und Memoirs- und Zeitungsschreiber,
und ihre Seelen wurden klein;
da kamen Opern und Castraten,
und Lug und Trug und Advokaten,
und nistelten sich ein.
O die verdammten Ochsenbraten!
o der verdammte Wein!

126.

Zuruf.

(Nach Lehr.)

Allewege treu vereint,
wer es gut und redlich meint!
Mitgegangen, mitgesessen,
mitgehungert, mitgegessen,
mitgedürstet, mitgetrunken,
mitgestiegen, mitgesunken
mitgebetet, mitgewacht,
mitgeweint und mitgelacht,
mitgeliebt und mitgelitten,
mitgekämpft und mitgestritten,
mitgesiegt und mitgeblutet, —
alles Mit sich zugemuthet!
mitgewagt und miterworben,
mitgelebt und mitgestorben!

Alles Gute, alles Schöne,
jede Freude, jede Thräne
sei zu Zweien oder Drei'n,
nur das Schlechte steh' allein!

127.

Der Wandsbecker Bote an den alten Andres über Wohlthat, Dank und Christensinn.

(Von Claudius).

Da schreib' ich Ihm schon wieder, und diesmal halt' Er mir nur noch Stand, mein lieber Andres, dann soll er auch für erst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so in's große Blaue schießen, muß doch jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so recht bequem und paßlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und sein Gemüth ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was du mir von dem neuen Holzbein und der Bärenmütz schreibst, die du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen lassen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wässert. 's wässert einem denn so, Andres, mußt aber alles hübsch hinterschlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, dein Holzbein noch sehen und deine Bärenmütze. Aber dem Dank wolltest du gar zu gern

zu Leibe? Nun, reiß dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint Wunder, was einem damit geholfen seyn werde, und ist nicht wahr. Hab's auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab ich mich drauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wissen will, und wenn mir nun einer damit weitläufig angestiegen kommt, so karbatsch' ich drauf los, und das alles aus purem leidigen Eigennutz, wahrhaftig aus purem Eigennutz. Denn sieh, Andres, du wirst's auch finden, wenn die Sach' unter die Leut' ist und Dietrich gedankt hat, dann hat man seinen Lohn dahin und 's ist alles rein vorbei; und was ist es denn groß zu geben, wenn man's hat? Wenn aber keine Seel' davon weiß, sieh! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann ist's noch immer ein treuer Gefährt' um Mitternacht und auf Reisen, und man kann 's ordentlich als'n Helm auf 'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre! doch ist das auch keine Kleinigkeit: heimlich hinlegen, — und dann dem armen Volk als 'n Unsichtbarer hinter'm Rücken stehn und zusehen, wie 's wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen und nach dem unbekannten Wohlthäter suchen. Und da muß man sie suchen lassen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehn.

Aber, hör, man muß auch nicht jedem Narren geben, der einen anpfeift. Die Leute wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut. Mangel ist überhaupt gesunder als Überfluß, und traun, glaube mir, 's ist viel leichter zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich was haben und 'n neues Bein auch, das versteht sich; aber es giebt sehr oft Fälle, wo es besser und edler ist, abzuschlagen und hart zu thun.

Versteh mich nicht unrecht: wir sollen nicht vergessen, wohlzuthun und mitzutheilen, das hat uns unser Herr CHRISTUS auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da laß ich mich todt darauf schlagen. —

Hast du wohl schon die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — wie alles, was ER sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist, klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so überaus groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr' in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchtst wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß ER da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne

den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft wenn ich's Nachts unterwegen an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufseh', überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag indeß immer den Weg hin, und find' auch bald wieder, daß es mein Beruf sei. Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge in's Fenster! Junge, mir ist's so wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Fruhstund! möchte dich gleich umarmen. Leb wohl, du Alter, und grüße deinen Herrn Pastor, vor dem ich Respect habe, weil er so 'n lieber guter H. Pastor ist, und so fromm aussteht, als ob er immer an Etwas jenseit dieser Welt dächte.

128.

Weltbürgerliche Gedanken am Neujahrstage.

(Von Claudius.)

'N fröhlichs Neujahr! 'n fröhliches Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue

'n fröhlichs Neujahr für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen lässet! und für die armen Mohrensclaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! Ich kann 's sonst wohl leiden, daß einer 'n bischen patriotisch ist, und andern Völker nicht hofirt. Bös muß man freilich von keinem Volk sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der louten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? Wie gesagt, ich kann 's sonst wohl leiden, daß einer recht patriotisch ist; aber am Neujahrstag ist mein Patriotismus mausetodt, und 's ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich einmal habe sagen hören u. s. w.

Ich pflege mich dann wohl alle Neujahrsmorgen auf einen Stein am Weg' hinzusetzen, mit meinem Stabe vor mir im Sand zu scharren und an dies und jen's zu denken. Nicht an meine Leser; sie sind mir aller Ehren werth, aber am Neujahrsmorgen auf dem Stein am Wege denk' ich nicht an sie, sondern ich sitze da und denke dran, daß ich in dem vergangnen Jahr die Sonne so oft hab' aufgehn sehen und

den Mond, daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehn und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe; und dann mag ich nicht aufsehn und nehm' mit beiden Händen meine Mütz' ab und guck h'nein.

So denk' ich auch an meine Bekannte, die in diesem Jahr starben, und daß sie nun mit Socrates, Numa und andern Männern sprechen können, von denen ich so viel Gutes gehört habe, und mit Johann Huß; und dann ist's, als wenn sich rund um mich Gräber aufthun, und Schatten mit kahlen Glatzen und langen grauen Bärten heraus steigen, und 'n Staub aus'm Bart schütteln. Das muß nun wohl der ewige Jäger thun, der übern Zwölften sein Thun so hat. Die alten, frommen Langbärte wollen wohl schlafen, aber Eurem Andenken und der Asch' in Euren Gräbern ein fröhlichs, fröhlichs Neujahr!!

Deutscher

Zeit- und Namenweiser.

Ein Versuch,

der nur dazu dienen soll, deutsche Namen bekannter zu machen, nicht aber dem christlich-kirchlichen Kalenderwesen zu nahe zu treten.

Ächte Namen sind dem Menschen, der sie trägt, eine kräftige Weisung und ernste Mahnung, das zu werden und zu bleiben, was sie andeuten.

Philipp Melanchthon

sagt:

„Die Deutschen sollen ihren Kindern deutsche und nicht fremde Namen geben. Die deutsche Sprache ist auch eine Sprache und kann einen Sack so wohl nennen, als die Lateiner: oder meint man, unsere Vorfahren haben stets geschlafen und allein nicht gewußt, ihren Kindern Namen zu geben, als nur die Griechen und Lateiner? Wir haben ein frei Regiment: was nennen wir uns nach den sklavischen Römern — die Herren nach den Knechten??"

Vorwort.

Die in diesen Zeitweiser aufgenommenen Namen sind nach folgenden Gesichtspunkten gestellt worden:

Jedem männlichen Namen wurde ein weiblicher beigesellt. Bei dieser Verbindung wurde zuerst auf die gleiche Bedeutung und gleiche Form, dann auf die gleichartige Bedeutung bei veränderter Form, dann auf die ähnliche Bedeutung, und wo diese nicht möglich war, auf den ähnlichen Wortklang Rücksicht genommen.

Wo keine dieser Rücksichten statt finden konnte, mußten die, der Bedeutung und dem Laut nach, ganz verschiedenen Namen zusammengestellt werden. Doch auch hiebei wurde, wo es möglich war und wo die aus dem gregorianischen Kalender stehen gebliebenen deutschen Namen nicht hinderten, Willkühr noch so lange vermieden, als die Geschichte ein Gesetz für die Verbindung eines männlichen und weiblichen Namen hergeben konnte; wie z. B. bei Eginhard und Emma, Alboin und dessen erster Gemahlin Klodoswinda u. s. w. Wo auch die Geschichte

nicht mehr ausreichte, leiteten diese Verbindung andere Rücksichten, die zu nennen hier zu weit führen würde.

Was die Einordnung der Namen auf die bestimmten Tage betrifft, so wurde sie nach folgender Maaßgabe vorgenommen:

Die wenigen deutschen Namen, welche unser gewöhnlicher Kalender enthält, sind an der Stelle, wo sie einmal bisher standen, gelassen worden. Es sind kaum 70 an der Zahl.

Von den vielen übrigen wurden einige auf denjenigen Tag gestellt, an welchem für den betreffenden Namen eine geschichtliche Erinnerung haftet, z. B. der Name Winfried auf den Tag, an welchem dieser Wohlthäter der Deutschen starb; Totilas auf den Tag, da dieser Gothenheld Rom wieder eroberte u. s. w.

Alle andern wurden zwar nach Gutdünken, jedoch meist noch nach gewissen Rücksichten der Schicklichkeit, der Zeitbeziehung u. s. w. angeordnet. So z. B. wurden von ähnlich endenden Namen nicht viele nach einander gesetzt; ein schöner männlicher Name bekam selten einen unwohllautenden weiblichen, und umgekehrt; mit Gotthelf beginnt das Jahr, mit Traugott (Gottlob hatte schon seine anderswo von jeher bestimmte Stelle im Kalender)

schließt das Jahr; den Pancratius und Servatius lös'te Hengist und Horst ab; auf den Johannistag fällt Hanno, auf den Christtag — Christlieb, in den Ostermond Christleb (denn das Wort Christ durfte als ein in die deutsche, und hoffentlich einst in alle Sprachen der Welt eingebürgertes Wort nicht wegbleiben); auf den 18ten October fällt Siegerich, auf den Michaelstag Michelbert u. s. w.

Von den gleichbedeutenden, nur verschiedenartig gebildeten Namen wurde in der Regel der wohlklingendste gewählt, die übrigen unterblieben; nur zuweilen, wenn Bildung und Klang ziemlich verschieden sind, wurden diese mehreren, ungeachtet ihrer gleichen Bedeutung, an verschiedenen Orten angebracht. Ein anderer künftiger Versuch mag alle gleichbedeutenden auf Einen Tag zusammenstellen.

Es giebt übrigens noch so viele männliche Namen, daß füglich auf jeden Tag zwei kommen könnten. Für das erstemal mag es hiemit genug seyn: bildet sich einst dieser Zeitweiser weiter, besser und sinniger aus, so kann dieß, wie so manches Andere, was etwa darin vergessen worden oder unrichtig angeführt wäre, berücksichtigt werden.

Zur Erklärung der meisten Namen ist ein kleines Wörter- oder vielmehr Spellenbüchlein beigegeben, welches in der Regel die richtige, nachweisbare, zuweilen aber auch nur die vermuthliche Bedeutung der Spellen oder Sylben anzeigt. Viele Namen sprechen für sich ihren Sinn aus, und über die Deutung mancher sind selbst die gelehrtesten Forscher noch nicht einig. Übrigens sind dem Verfasser für diese Forschung von den vorhandenen Quellen nicht genug zu Gebote gestanden. Man gewähre daher dieser Erklärung, so wie überhaupt dem ganzen Versuch eine freundliche Nachsicht. Gütige Zurechtweisung und bessere Aufklärung wird mit herzlichem Dank angenommen und seiner Zeit angewendet werden.

H. Ottr.

Deutscher Zeit- und Namenweiser.

Wintermond. (Januar)

1. Gotthelf.	1. Gothelinde.
2. Thuisko.	2. Thusnelde.
3. Reinbod.	3. Genovefa.
4. Edelfried. (Alfred)	4. Elfriede.
5. Egloff.	5. Blonda.
6. Wiglin.	6. Wiegelinde.
7. Raimund.	7. Raimunde.
8. Ehrhard.	8. Ehrharde.
9. Oskar.	9. Roswitha.
10. Luitfried.	10. Ludfriede.
11. Harald.	11. Mathilde.
12. Wolfhelm.	12. Linda.
13. Sigold.	13. Sigilde.
14. Trauthold.	14. Hiltrude.

15.	Trautelin.	15.	Trudline.
16.	Gerald (old).	16.	Gerhilde.
17.	Adilgott.	17.	Adilgotha.
18.	Gangolf.	18.	Mechthild.
19.	Waldo.	19.	Welleda.
20.	Folko.	20.	Folka.
21.	Winibert.	21.	Winberta.
22.	Wismund.	22.	Wismunde.
23.	Garibald.	23.	Gerbalde.
24.	Berengar.	24.	Berngardis.
25.	Gerbert.	25.	Gerberta.
26.	Udo.	26.	Utta.
27.	Roderich.	27.	Rothilde.
28.	Karl.	28.	Karline.
29.	Hildebert.	29.	Hildiberta.
30.	Adelram.	30.	Adelgunde.
31.	Romuald.	31.	Romhilde.

Hornung. (Februar)

1. Widolf.	1. Brigitta.
2. Hermanrich.	4. Irmrike.
3. Volker.	3. Madeswinde.
4. Sintram.	4. Sitrada.
5. Gisorich.	5. Griselda.
6. Karlmann.	6. Lisberta.
7. Richard.	7. Richardis.
8. Swanold.	8. Swanhilde.
9. Jaromar.	9. Rosilde.
10. Williher.	10. Williswinde.
11. Egino.	11. Egina.
12. Amalarich.	12. Amalaberga.
13. Volkwin.	13. Volkwina.
14. Trautlieb.	14. Liebetrud.
15. Giselher.	15. Gisela (Gisla)
16. Vollrad.	16. Waghilde.
17. Hunfried.	17. Heinfriede.

18. Hildebod.	18. Hildbürgis.
19. Meinwart.	19. Minnewarda.
20. Luthold.	20. Luithilde.
21. Vollmar.	21. Similde.
22. Dankmar.	22. Alda.
23. Reinhard.	23. Rinarde.
24. Friediger (Fredegar).	24. Fredegunde.
25. Grothold.	25. Grothilde.
26. Fürchtegott.	26. Gitta.
27. Amelold.	27. Amalgarde.
28. Ottfried.	28. Ottfriede.

Lenzmond. (März)

1. Allwin.	1. Allwina.
2. Liebmund.	2. Liebmunde.
3. Kunemann.	3. Kunigunde.
4. Wittekind.	4. Sneewitta.
5. Friederich.	5. Friedrika.
6. Fridolin.	6. Friedline.
7. Thorismund.	7. Thormunde.
8. Ehrenfried.	8. Irnfriede.
9. Giselbert.	9. Gisberta.
10. Deutwin.	10. Dietwina.
11. Dankrad.	11. Rosa (Rosina).
12. Thiodolf.	12. Dietberga.
13. Ernst.	13. Ernestine.
14. Hildebrand.	14. Hildegard.
15. Frohmuth.	15. Frohmuthe.
16. Heribert.	16. Heriberta.
17. Trudger.	17. Gertraud.

18. Anshelm.	18. Anselma.
19. Hildo.	19. Hilda.
20. Hubert.	20. Huiberta.
21. Liebmar.	21. Liebgard.
22. Sämundis.	22. Sämunde.
23. Eberhard.	23. Blanka.
24. Eckehold.	24. Egilde.
25. Gutmund.	25. Gutmunde.
26. Hilduin.	26. Hildwine.
27. Rupert.	27. Odrada.
28. Guntram.	28. Gudruna.
29. Ludolf.	29. Wendilgard.
30. Thrasimund.	30. Wanda.
31. Treuhold.	31. Treuholde.

Wandelmond. (April)

1. Christleb.	1. Heilina.
2. Alboin.	2. Klodoswinda.
3. Goldemar.	2. Rosimund.
4. Sigurd.	4. Sigruna.
5. Berthold.	5. Birthilde.
6. Luitbrand.	6. Luitberga.
7. Wilibrod.	7. Wilberta.
8. Reinhold.	8. Rinhilde.
9. Ruthard.	9. Rothrude.
10. Walbert.	10. Walgundis.
11. Giso.	11. Gisa.
12. Hilderich.	12. Hildrike.
13. Ruthelin.	13. Rudline.
14. Gero.	14. Gera.
15. Arthur.	15. Alruna.
16. Gevilieb.	16. Gesiona.
17. Rudolf.	17. Rosalinde.

18. Eduard.	18. Edwarda.
19. Ehrenvest.	19. Herrata.
20. Siegmar.	20. Siegeminne.
21. Adolar.	21. Adalinde.
22. Kunimund.	22. Kunimunde.
25. Ottokar.	23. Ottilie.
24. Adelbert (Albrecht). Albert.	24. Adilberta. Albertine.
25. Theutobod.	25. Theudogotha.
26. Egwin.	26. Egwina.
27. Frohmund.	27. Frohmunde.
28. Kunibert.	28. Kunegildis.
29. Grimoald.	29. Grimhilde.
30. Radulf.	30. Hilleborga.

Wonnemond. (Mai)

1. Walderich.
2. Siegmund.
3. Ludomill.
4. Odur.
5. Gotthard.
6. Dietrich.
7. Gottfried.
8. Ubaldo.
9. Deutebert.
10. Wonnemund.
11. Thorald.
12. Hengist.
13. Horst.
14. Wido.
15. Erchambert.
16. Gerfried.
17. Eibert.

1. Waldburgis.
2. Siegelinde.
3. Ludmilla.
4. Freia.
5. Minona.
6. Dietrike.
7. Gottfriede.
8. Alberadis.
9. Dietmode.
10. Wunimunde.
11. Thorilde.
12. Galswinda.
13. Riginthis.
14. Witta.
15. Erkanberta.
16. Gerfriede.
17. Udilhild.

18. Arnald (Arnold).	18. Arnhilde.
19. Walamir.	19. Welhilde.
20. Treumund.	20. Treumunde.
21. Swend.	21. Swinhilde.
22. Degenwerth.	22. Hela.
23. Wunfried.	23. Wunfriede.
24. Hildolf.	24. Edelgard.
25. Edmund.	25. Edmunde.
26. Godomar.	26. Godina.
27. Lieberich.	27. Lioba.
28. Wilhelm.	28. Wilhelmine.
29. Trautwin.	29. Trutwine.
30. Wigand.	30. Friederune.
31. Roland.	31. Orlande.

Sommermond. (Juni)

1. Sunold.	1. Sunehild.
2. Marquard.	2. Erlinde.
3. Winfried.	3. Winfriede.
4. Berthar.	4. Bertha.
5. Freimuth.	5. Frimode.
6. Babo.	6. Babela.
7. Robert.	7. Richlinde.
8. Odino.	8. Odina.
9. Hildebold.	9. Hildegunde.
10. Reinfried.	10. Rinfriede.
11. Leukard.	11. Liocharde.
12. Ado.	12. Ida.
13. Eckbert.	13. Eginbertha.
14. Flodoard.	14. Emmelina.
15. Gunnar.	15. Gunilde.
16. Benno.	16. Himiltrudis.
17. Volkmar.	17. Irmengard.

18. Arnulf. 18. Amalasuntha.
19. Modowin. 19. Muthwina.
20. Bertwalt. 20. Härtline.
21. Trutbert. 21. Trutberta.
22. Egwin. 22. Egwina.
23. Helmichis. 23. Helmina.
24. Hanno. 24. Ganna.
25. Godwin. 25. Godwina.
26. Walicho. 26. Walgundis.
27. Adelger. 27. Edelgard.
28. Kuno. 28. Gunna.
29. Helimbert. 29. Helimberta.
30. Eginhard. 30. Emma.

Heumond. (Juli)

---

1. Theobald.	1. Theoda.
2. Bragur.	2. Iduna. (Maria)
3. Berold.	3. Bernhilde.
4. Ulrich.	4. Huldrike.
5. Reimar.	5. Regilinde.
6. Eudo.	6. Eudina.
7. Wilibald.	7. Wiligild.
8. Harderich.	8. Hardrike.
9. Gottlob.	9. Demunde.
10. Rüdiger.	10. Rudgarde.
11. Athanarich.	11. Athanagild.
12. Heinrich.	12. Hinrika.
13. Oswin.	13. Goswinde.
14. Teuto.	14. Teutiche.
15. Wisomar.	15. Wisuna. (Wisna)
16. Godebald.	16. Godegarde.
17. Willekin.	17. Wilkina.

18. Edgar.	18. Edgarde.
19. Agoald.	19. Egilde.
20. Allwill.	20. Mallwina.
21. Ansbert.	21. Ansberta.
22. Mannhold.	22. Manichild.
23. Leutwart.	23. Ludwarda.
24. Balderich.	24. Baldehild.
25. Hatto.	25. Edda.
26. Aribert.	26. Arberta.
27. Wandelbert.	27. Wandilmode.
28. Engelschalk.	28. Angiltraud.
29. Edelin.	29. Adeline.
30. Mundebard.	30. Minna.
31. Sinibald.	31. Sinihild.

Ärntemond. (August)

1. Balduin.	1. Baldwina.
2. Gustav.	2. Hermannhild.
3. Werdo.	3. Wiarda.
4. Hartmuth.	4. Härtmuthe.
5. Oswald.	5. Aslauga.
6. Gottschalk.	6. Siona.
7. Rino.	7. Rina.
8. Gundobald.	8. Gundeuka.
9. Erich.	9. Erika.
10. Adilo.	10. Edela.
11. Hermann.	11. Hermina.
12. Ulfilas.	12. Klara.
13. Radogast.	13. Radegundis.
14. Bohemund.	14. Borghilde.
15. Werner.	15. Richsa.
16. Engelmund.	16. Angilmunda.
17. Agobard.	17. Edburga.

18. Alewig.	18. Halewiga.
19. Sebald.	19. Albofleda.
20. Bernhard.	20. Bernhardine.
21. Hartwig.	21. Hedwig.
22. Gundekar.	22. Gersonde.
23. Alarich.	23. Alrike.
24. Norbert.	24. Northilde.
25. Ludwig.	25. Ludewika.
26. Alberich.	26. Alfrike.
27. Gebhard.	27. Gebharde.
28. Sittewalt.	28. Hildeswida.
29. Friedhold.	29. Friedhilde.
30. Hunold.	30. Hunilde.
31. Manrad.	31. Jetta.

Herbstmond. (September)

1. Siegbert.	1. Sigberta.
2. Bodo.	2. Bothilde.
3. Siegulf.	3. Siburga.
4. Ansgar.	4. Ansgarde.
5. Wippo.	5. Nanthilde.
6. Welf.	6. Rigundis.
7. Harras.	7. Reginswinda.
8. Rainulf.	8. Hulda.
9. Roger.	9. Regarde.
10. Helmold.	10. Helmilde.
11. Wunnehold.	11. Wonnichild.
12. Gundemund.	12. Gundimunde.
13. Waldemar.	13. Waldrada.
14. Bertrand.	14. Bertradis.
15. Engelbert.	15. Angilberta.
16. Erwin.	16. Erwina.
17. Helmrich.	17. Helmrike.

18. Biterolf.	18. Herzlande.
19. Dietlieb.	19. Theutline.
20. Kurt.	20. Selda.
21. Freimund.	21. Frimunde.
22. Alemann.	22. Austragildis.
23. Ildefons.	23. Thekla.
24. Gerhard.	24. Gerharde.
25. Eckewart. (Eckart)	25. Egwarda.
26. Gerenot.	26. Geberga.
27. Kunebar.	27. Gambara.
28. Agelmund.	28. Agilmunde.
29. Michelbert.	29. Millberta.
30. Adelmar.	30. Adelma.

Weinmond. (October)

1. Siegfried.	1. Siegfriede.
2. Leodegar (Lüdeger).	2. Leodegarde.
3. Adelstan.	3. Adelswinde.
4. Gotthold.	4. Gothilde.
5. Lebrecht.	5. Plictrudis.
6. Bruno.	6. Brunhild.
7. Amalar.	7. Amala (ie).
8. Rainald.	8. Rinalde.
9. Manfred.	9. Ansfriede.
10. Wipprecht.	10. Gosa.
11. Burkhard.	11. Hartburgis.
12. Löwigold.	12. Leogilde.
13. Kolomann.	13. Notburga.
14. Diethelm.	14. Diethelmina.
15. Lindbert.	15. Lindeberta.
16. Harduin.	16. Ardowina.
17. Erlewin.	17. Erlwina.

18. Siegerich.	18. Sigrike.
19. Ferdinand.	19. Ferdinande.
20. Wendelin.	20. Wandeline.
21. Wolfhart.	21. Blandine.
22. Ortwin.	22. Ortwine.
23. Germann.	23. Dietmode.
24. Helfrich.	24. Hulfrike.
25. Warnefried.	25. Warnfriede.
26. Friedebrand.	26. Friedberga.
27. Diethold.	27. Theuthilde.
28. Iliko.	28. Eilike.
29. Thalmann.	29. Rietfriede.
30. Hartmann.	30. Bertilia.
31. Wolfgang.	31. Hadeburgis.

Windmond. (November)

1. Ewald.
2. Osmund.
3. Gottlieb.
4. Emmerich.
5. Hastulf.
6. Leonhard (Lienhard).
7. Erdmann.
8. Hildemund.
9. Walther.
10. Lothar.
11. Gundemann.
12. Willemar.
13. Germar.
14. Leuwin.
15. Leopold.
16. Ottmar.
17. Hugo.

1. Edeltraud.
2. Osmunde.
3. Godila.
4. Emrike.
5. Chrodechildis.
6. Lionarde.
7. Erdmuthe.
8. Hildemunde.
9. Richilde.
10. Leuthrudis.
11. Manigunde.
12. Willa.
13. Gerburgis.
14. Liowina.
15. Leopolde.
16. Amalrade.
17. Heregunde.

18.	Otto.	18.	Oda.
19.	Ilsan.	19.	Ilsa (Else)
20.	Dedo. (Amilias)	20.	Deda. (Emilie)
21.	Wigebald.	21.	Weighilde.
22.	Herbrand.	22.	Herburgis.
23.	Baldur (Balder).	23.	Nanna.
24.	Gondelin.	24.	Gundline.
25.	Minnold.	25.	Minnichilde.
26.	Konrad.	26.	Kunradis.
27.	Busso.	27.	Gerda.
28.	Günther.	28.	Guntherade.
29.	Trautmund.	29.	Trutmunde.
30.	Ottbert.	30.	Odeberta.

Christ- oder Heilmond. (December)

1. Gottwalt.	1. Theona.
2. Liebwerth.	2. Gutta.
3. Gotthard.	3. Godominna.
4. Edgar.	4. Edgarde.
5. Erko.	5. Erka.
6. Ermold.	6. Armilde.
7. Adelhelm.	7. Adelmine.
8. Adaland.	8. Adalande.
9. Ehrenhold.	9. Ehrentraud.
10. Thassilo.	10. Editha.
11. Wolfram.	11. Frowitta.
12. Wisogast.	12. Wisegardis.
13. Odilo.	13. Odilburgis.
14. Wulfold.	14. Wulfhilde.
15. Dietmar.	15. Dietlinde.
16. Athalarich.	16. Adelheid.
17. Totilas.	17. Fastrade.

18. Wunibald.	18. Wunhilde.
19. Thoro.	19. Thora.
20. Adolf.	20. Aline.
21. Walfried.	21. Walfriede.
22. Gelfrat.	22. Gelfrade.
23. Dagobert.	23. Dagoberta.
24. Klothoald.	24. Klothilde.
25. Christlieb.	25. Lammfriede.
26. Friedemann.	26. Friedegard.
27. Rumbert.	27. Rumetrud.
28. Goldmund.	28. Güldemunde.
29. Arno.	29. Arngard.
30. Gotthelm.	30. Gotthelmine.
31. Traugott.	31. Gothrudis.

Angabe der allgemeinsten Bedeutung von den meisten der, in vorstehenden deutschen Namen vorkommenden Spellen oder Sylben.

A.

ad, adal, athel, athil, edel.
al, edel.
al, all, alle, jeder.
ald, stark, mächtig.
amal, rein, unbefleckt.
and, mächtig, groß, tapfer.
angil, jung, Jüngling, Jungfrau.
ans, hoch, mächtig.
ar, Herr, Gewaltiger; Adler.
arn, Ehren=
art, geehrt.

B.

bald, balt, kühn, kräftig, ein Held.
bar, tragend, habend, kräftig.
bard, bart, dasselbe; zuweilen Bart.

ber, Eber, Bär.
berg, bergend, schirmend.
bern, Eber, Bären
bert, kräftig, herrlich.
bil, (= will) bleibend, ausdauernd, fest; — gerecht, billig.
bod, bot, Held, Kraftmann.
bold, pold, desgl.
borg, s. burg.
brand, erhaben, mächtig.
brecht, precht, herrlich, prächtig, kräftig.
brun, Harnisch, Panzer, bepanzert.
burg, bergend, schirmend, schützend.

C.

child, Held, Heldin.
chlod, Mann.

D.

dank, thank, Kampf, Kämpfer.
ded, deut, diet, diot, Volk: deutsch.

E.

ed, eth, edel.
eg, egin, eck, tapfer, gewaltig; (Schwert)

engel, jung, frisch, schön.
Ermen, Erman, Hermann, Kriegsmann.

F.

flod, Herr.
folk, vollkommen.
froth, Herr.
fred, frid, friedlich.
fri, frei.

G.

gal, gelb, golden.
gar, Krieger, Streiter.
gard, Wächter, — in, Besorger, — in.
gast, Geist, Held.
gef, gev, geben, Geber, — in.
gel, gelb, goldfarben, glänzend.
ger, Speer, Krieg, Krieger.
gild, Held, — in.
gis, Mann, Held; mächtig.
god, goth, gos, Gott; gut.
grot, groß.
gun, gund, gunth, gond, Krieg, Krieger, — in.

H.

had, Streit, Kampf.
hard, hart, härt, Herz; entschlossen, fest; Held.
hed, heid, Held, — in
hel, Heil, Glück; (Held).
helm, Helm, behelmt.
her, har, Kriegsmann.
hil, hill, Held, — in.
hild, Heldin; hold.
himil, Himmel.
hold, hold, freundlich.

I.

ida, ide, itta, itha, Mädchen, Fräulein.
ild, so viel wie: hild.
inde, ine, weibliche Endungen.
ing, ingel, jung, Jüngling, Jungfrau.
irm, irmen, Hermanns-
irn, Ehren-

K.

kar = gar s. ger.
kard = chard, hart: Herz, kräftiger Mann.

klod, kloth, Mann.
kun, kühn.

L.

leo, leon, leu, lien, lio, lion, löwi, Löwe, — in.
lin, line = l-in, l-ine, männliche und weibliche Endung.
liobe, liebe.
leut, loth, lud, luth, luit, Leute, Mannen.

M.

mad, mat, Maid, Mädchen.
mar, mir, Meier, Herr.
mark, Gränze; Roß.
mein, fest, treu.
mihil, mill, michel, groß, mächtig.
minne, Liebe.
mod, Muth.
mund, Mund, (redend)

N.

niet, nied, niedlich. (?)
nor, nort, Nord, Norden.

O.

od, Gut, Güter.
od, ott, Herr, Gebieter, —in.
old, olt, stark, mächtig; hold.
olf, Helfer.

P.

pert s. bert.
pold s. bold.

R.

rai, rei, rain, rein.
rad, rat, rüstig, hurtig; Rather, —in.
ram, Herr, Held.
rich, reich; gebietend, mächtig.
rin, rein.
ro, rod, rot, rud, ruth, rüd, roth, goldgelb.
rom, rum, Ruhm.
ros, Rose.

S.

si, sie, sig, sieg, Sieg, sieghaft.
suan, swan, Seher, —in.

sun, suen, swen, sunne, sunthe, suin, swin, sin, suinde, swinde, freundlich, Freund, —in.
schalk, Knecht.

T.

teut, theud, theut, theod, thiod, deutsch; Volk.
thor, kühn, gewaltig.
traud, trud, thrud, trudis, traut, hold, liebend.
thuisk, thus, deutsch.

U.

udil, edel.
udo, Mann.
uda, utta, Frau.
uin s. win.
ulf, Helfer.

W.

wal, wohl; auch muthig, kühn.
wald, walt, waltend, mächtig, gebietend.
wart, ward, Wärter, Wächter; werth.
wi, wie, wib, wip, kräftiger Mann.
wid, witt, with, weiß.

wig, wieg, wik, weig, weik, stark; schützend.
wil, will, willig, gütig, wohl, heil; fest, entschlossen, ausdauernd.
win, gewinnend, sieghaft, freundlich.
winda, die Gewinnende, Siegende, Freundliche.
wis, wis, weise.
wun, wunn, Wonne.

Von der Bedeutung einiger aus der nordischen Götterlehre hier aufgenommenen Namen.

Bragar, auch Braga, ist der Gott der Weisheit, Beredtsamkeit und Dichtkunst.

Iduna, Bragars Gemahlin, ist die Göttin der Unsterblichkeit. Sie trägt eine goldene Harfe, deren Saiten Bragar belebt, daß sie lieblich ertönen. Sie bewahrt auch in einer Schale die goldenen Äpfel des Lebens, mit denen sich die Götter in ewiger Jugend erhalten und welche sie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldenen Schalen darreicht.

Baldur, Balder, ist das Bild der Güte und männlichen Schönheit. Er ist der Gott der Beredtsamkeit, des Rechts und der Billigkeit: der Friede ist sein Sohn. Er leuchtet hell, wie die Lilie in seinen weißglänzenzenden Locken, so daß man nach ihm die weißesten Blumen, die es giebt, Baldrian oder Balders Augenbrauen nennt.

Nanna ist Balders Gemahlin, Mutter des Friedens. Sie bewundert mit bescheidenem Auge den Geist ihres Gatten.

Odur, ein starker kriegerischer Gott, von welchem die Oder den Namen trägt.

Freia, Odurs Gattin, Göttin der Liebe, deren Auge ewiger Frühling, deren Gemüth die Sanftmuth und Güte selbst ist. „Sie ist allen Menschen hold und eine Freundin des süßen Gesanges. Daher heißt es von ihr so schön: du magst sie schauen bei Tag oder Nacht, so ist sie Freia, und sie spricht, auch wenn sie schweigt; die Empfindung verräth dir ihr Herz!" Sie nimmt alle züchtige und tugendhafte Weiber, die von ihr den Namen „Frauen" haben, in ihrer himmlischen Wohnung auf. Ihr war der Freitag geheiligt.

Siona, Siöna, die Göttin d. Huld und ersten süßen Empfindungen.

Gefiona, die Göttin der Jungfrauen, Beschützerin der Reinheit, Seherin der Zukunft. Sie nimmt die reinen Jungfrauen, welche unverheirathet sterben, in ihre himmlische Wohnung auf.

Druckfehler.

Seite 3. Frühlingfreude, lies: Frühlingsfreude.
— 41. Kaiser von Kaisersberg, lies: Gailer v. K.
— 83. König Larin, lies: König Laurin.
— 211. wahl, lies: wohl.
— 216. zu dessen Waffenbrüder, lies: Waffenbrüdern.
— 281. bei Ihn, lies: bei Ihm.
— 313. 1. Thim. 1. lies: 1. Tim. 1.
— 321. urtheiltst, lies: urtheilst.
— 324. hier wirst du's je, lies: kannst du's ja.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401544671

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lebensspiegel für die deutsche Jugend

Bd.: 2

Berlin (1823)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.g.o.49(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712167-6